
R. SCHUBERT.
BERLIN.

Phantasus

Phantasus.

Phantasus.

Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker.

Mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule.

Hannover.
Carl Rümpler.
1853.

Schrift und Druck von Fr. Culemann.

Inhalt.

Inhalt.

Phantasus' Einkehr.

(Nach **Tieck.**)

Betrübt saß ich in meiner Kammer,
Dacht' an die Noth, an all' den Jammer,
Der rund um drückt die weite Erde,
Mit peinlich lastender Beschwerde,
Daß Lust und Sang und frohe Weisen
Gezogen weit von uns auf Reisen;
Argwohn und Furcht bei jedem Feste
Einstellen sich als schlimme Gäste;
Daß Jedermann nur fragt in Sorgen:
Wie wird es mit dir heut' und morgen?
Dazu war ich noch schwach und krank,
Mir war so Tag wie Nacht zu lang.
So saß ich still in mich gebückt,
Den Kopf in meine Hand gedrückt,
Als ich halb träumend es vernahm,
Daß Jemand an die Thüre kam.

Es klopfte und ich rief: Herein!
Da öffnet schnell ein Händchen fein,
So weiß wie Baumesblüth': herfür
Trat dann ein Knäblein in die Thür',
Das Haupt gekränzt mit jungen Rosen,
Die eben aus den Knospen losen;
Wie Rosengluth die Lippen hold,
Das krause Haar ein funkelnd Gold.

Er trat vor mich und thät sich neigen,
Sprach freundlich dann nach kurzem Schweigen:
„Wie kommt's, mein lieber kranker Freund,
Daß du hier weilst, da Sonne scheint?
Der Frühling geht umher mit Pracht,
Hat Laub des Waldes angefacht;
Es brennt das grüne Feuer wieder,
Und drin ertönen tausend Lieder.
Die Erde trägt ihr festlich Kleid,
Der Plan erglänzt von Blumen weit;
Es spielt der Fisch im blauen See,
Vom Obstbaum hängt der Blüthenschnee.
Der Jüngling sieht sein Herz und Lieben
In Blumenschrift mit Glanz geschrieben,
Und ahnungsvoll in Liebeslust
Sich hebt der Jungfrau schöne Brust!"

Er schwang in seiner Rechten zart
Die Tulpenblume seltner Art:
Wie er sie auf und nieder regte,
Ein farbig Feuer sich bewegte,
Und lichte Sterne kreis'ten, welche
Entflogen aus dem goldnen Kelche,
Und flatterten, wie Vöglein, munter
Mir um das Haupt herauf, herunter.
Ich sprach halb zornig: Wer bist du,
Der mich hier stört in meiner Ruh?"

Der Knabe lacht, daß sich das Gold
Der Locken in einander rollt,
Und sprach: „Hast sonst mich wohl gekannt!
Ich bin der Phantasus genannt;
Sonst war ich heimathlich bei dir,
Dein Spielgefährte für und für,
Als du mich noch am Herzen hegtest
Und väterlich und freundlich pflegtest:
Da war dein Sinn anders gestellt,
Mit dir zufrieden und der Welt,
War dir die Arbeit Lust und Scherz,
Frisch und gesund dein junges Herz!"

„Mein Auge, sprach ich, ist wohl blind;
Du also bist dasselbe Kind,

Das täglich Blumen mir gebracht,
Mich hold und lieblich angelacht,
Das mir verscherzt die muntern Stunden,
Vielfältig Spielzeug mir erfunden?
Seitdem du bist von mir entwichen
Und anderwärts umhergestrichen;
Da kamen Ernst, Vernunft, Verstand
Und gaben mir in meine Hand
Der Bücher viel und mancherlei
Voll tiefen Sinn's, Philosophei;
Hatt' viel Kunstworte bald erstanden,
Kam aber selber mir abhanden!
Vielleicht weil du, mein Sohn, gefehlt,
Hab' ich in Angst mich abgequält.
Doch länger soll es mich nicht plagen;
Komm', laß uns in den schönen Tagen,
Bist du mir etwas noch gewogen
So spielen, wie wir sonst gepflogen!"

Der Kleine schmiegte sich an mich,
Drückt' an mein Knie mit Lächeln sich,
Und zog mich fort zum Buchenhain
Tief in das frische Laub hinein.
Schön war mit Glanz das Grün gemischt,
Die stille Luft vom Wind' erfrischt;

Die wilden Tauben hört' ich girren,
Zeisig und Fink durch's Dickicht schwirren.
Ein Duft süß aus den Zweigen floß,
Ein sanftes Rieseln sich ergoß
Aus Tannenbäumen, die vom Winde,
Leis' angeregt, erklangen linde.
„Wo sind wir, Liebster? rief ich aus;
Sei mir gegrüßt, du grünes Haus,
Gegrüßt, ihr frischen Bogengänge,
Willkommen mir, ihr Waldesklänge!"

Er sagte nichts; nur freundlich winkt
Sein Aug', das mir in's Auge blinkt.
Einsamer ward der dichte Hain,
Gespaltener des Lichtes Schein;
Wie Schatten zog es her und hin,
Ein Schauer flog durch meinen Sinn:
Dann auf that sich des Waldes Dunkel
Und vor mir lag ein hell Gefunkel.
Roth sah ich wilde Nelken blüh'n
Sammt lichten Sternen von Jasmin;
Aus einer Grotte kam Gesang,
Um die sich hoch der Epheu schlang.
Ich schaute in den Fels hinein,
Da saß ein Bild mit lichtem Schein:

Ein hell Gewand den Leib umfloß,
An den sich Spang' und Gürtel schloß;
Das Antlitz bleich, entfärbt die Wange.
Sie schien in Furcht und Zittern bange
Und schloß sich an ein Mannsgebild,
Das schaute aus den Augen wild.
Doch lächelt' er mit Freundlichkeit;
Er war in schwarz Gewand gekleid't,
Ein dunkles Haar hing um das Haupt.
Er trug von wildem Wein umlaubt
Den güldnen Stab in seiner Hand;
Geflochten war um sein Gewand
Epheu und Tannenzweig' in Kränzen,
Wozwischen rothe Rosen glänzen;
Er sprach und sang der Schönen vor
Und flüsterte ihr oft in's Ohr.

Da fragt' ich: Kind, wer sind die beide?"
Der Knabe sprach: „Im schwarzen Kleide
Der ist der Schreck; von Mährchen, alten,
Beschreibt er gern die Spukgestalten.
Das Mägdlein da im lichten Kleid'
Ist meine liebe Albernheit.
Sie fürchtet sich vor dem Erschrecken,
Läßt sich doch spielend davon necken;

Sie lächelt und vor Schauder weint
Ihr Lachen, das durch Thränen scheint.
Sie freut sich und wird voraus bleich:
So spielt sie mit dem Geisterreich.
Wenn Schreck ihr sagt: Nun kommt es, jetzt,
Was dich recht durch und durch entsetzt!
Dann bittet sie: lass' es vorüber —
Nein, spricht sie dann, erzähl' es, Lieber!
Dann rauscht der schwarze Tannenhain,
Dann weinen Felsenbäche drein:
Sie meint, sie stirbt vor Angst und Schmerz
Und drückt dem Schreck sich mehr an's Herz."

Drauf sah ich einen Kleinen gaukeln
Und sich in Blumenkronen schaukeln,
Ein herzig Kind, das auf und nieder
Im Tanze schwang die zarten Glieder.
Bald klettert' es in Epheuranken
Und ließ sich kühn vom Winde schwanken,
Bald droben stand am Fels der Lose
Und duckte sich in eine Rose,
So eilig, daß der Stengel knickte,
Wie er sich in die Röthe bückte;
Dann fiel er lachend auf die Au'
Und war benetzt vom Rosenthau.

In Blättern, aus Jasmin gezogen,
Beschifft' er dann des Baches Wogen
Und bracht' als Kriegsgefangne heim
Die Bienen mit dem Honigseim.
Jetzt auf dem höchsten Tannenbaum
Stand er und übersah den Raum:
Mit Riesenstärke bog er dann
Des Baumes Wipfel auf den Plan
Und ließ ihn nun zurücke schießen.
Des Wildbachs Sturz und tobend Fließen
In Wasserfällen laut und brausend,
Der mächt'ge Wald dazwischen sausend,
Ein furchtbar Echo, das von oben
Hin durch den Thalgrund sprach mit Toben,
Dazu des Donners Krachen viel,
Schien Alles ihm nur Harfenspiel.
Da war ich bang' und furchtsam fast;
Ich sprach: Wer ist der schlimme Gast,
Der erst ein Kindlein thöricht spielte,
An Bienen nur sein Müthlein kühlte,
Und dem, wie's scheint, nichts in der Welt
So wohl als arger Lärm gefällt?"
„Das ist der Scherz, so sprach mein Freund,
Der groß und klein in sich vereint:
Oft ist er zart und lieb unschuldig,
Doch wird er wild und ungeduldig,

So kühlt er seinen Muth, den frechen,
Es mag nun biegen oder brechen."

Urplötzlich tausend Nachtigallen
Jetzt ließen süßen Sang erschallen,
Und aus dem grünen Waldesraum'
Erglänzt' ein leuchtend goldner Saum
Von Purpurkleidern, die erbeben
In Gluth, wie sich die Glieder heben
Vom schönsten weiblichen Gebilde.
Hernieder zu des Thal's Gefilde
Schritt sie aus dunkelm Wald hervor,
Wie Sonne durch des Morgens Thor;
Das goldne Haar in Wellen fließend,
Das lichte Aug' die Welt begrüßend,
Das rothe Lächeln Wonne streuend,
Des Leibes Glanz rings allerfreuend.
So wie die Augen leuchtend gingen,
Die Blumen an zu blühen fingen;
Das Gras ward grüner, Wonnebeben
Schien Stein' und Felsen zu beleben;
Die Wasser jauchzten und im Innern
Bewegt' ein seliges Erinnern
Der Erde allertiefstes Herz,
Demant erwuchs und Goldes Erz.

„Wer ist, fragt' ich, die dort regieret
Mit wunderbarem Reiz gezieret,
Die Hehre, Holde, minniglich?
Nenn' ihren Namen, Knabe, sprich!"

„Dir ist es also nicht bewußt,
Sprach Phantasus, in deiner Brust,
Was Thier' und Pflanzen, Stein' empfinden?
Ich muß dir ihren Namen künden?
Die Liebe ist sie!" — Und alsbald
Kannt' ich die göttliche Gestalt.
Ich sprach im Fleh'n zu ihr: „Demüthig
Komm' ich zu dir, o sei mir gütig,
Wie du die ganze Welt beglückst,
In jedes Herz die Wonne schickst!
Gedenke mein, laß nicht mein Leben
Als liebeleeren Traum verschweben!"

Holdselig hob sie auf die Hand:
Da kamen aus dem grünen Land
Von Bergen, aus dem niedern Thal,
Die Elfen wimmelnd ohne Zahl;
Aus Blumen huben sie sich schnell
Und leuchteten von Schimmern hell.

Sie sonnten sich in ihrem Lächeln,
Berauscht von ihres Odems Fächeln,
Und also tönte ihr Gesang
Der hohen Göttin Lob und Dank:

„Sieh' die zarten Blüthen keimen,
Wie sie aus sich selbst erwachen
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe ist im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das ist ihre höchste Wonne:

An den Küssen zu verschmachten,
Zu vergeh'n in Lieb' und Wehmuth;
Also steh'n, die eben lachten,
Bald verwelkt in stiller Demuth.

Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergeh'n im süßen Leide.

Dann ergießen sie die Düfte,
Ihre Geister, mit Entzücken;
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquicken.

Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: „ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele:
Wehmuth, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen!“

Die romantische Schule.

Je reicher sich die Schätze unserer Literatur häufen, um so schwieriger wird es, den aufgespeicherten Vorrath bis in's Einzelne kennen zu lernen. Seit etwa einem Jahrhundert ist aber ihr Material in einem solchen Maße angewachsen, daß eine nähere Bekanntschaft mit den dichterischen Erzeugnissen dieser Periode in der That ein Studium erfordert, wozu wohl nur Wenigen die nöthige Muße und Gelegenheit vergönnt ist. So sind es denn einzelne hervorragende Genien, welche vor Allen unsre Theilnahme erregen, in deren ewigen Kunstschöpfungen unser Denken und Empfinden unaufhörlich Nahrung, Genuß und Befriedigung findet. Aber wie der Reichthum eines vollen Gartens sich in der ganzen bunten Mannigfaltigkeit seiner Blüthenpracht offenbart, so auch die poetische Literatur eines Volkes; und ihrem Freunde wird es Bedürfniß

und Pflicht, keine ihrer irgend bedeutenden Erscheinungen zu übersehen. Zu diesen müssen aber unstreitig alle jene poetischen Erzeugnisse gezählt werden, in denen eine auf die Gemüther der Zeitgenossen tieferen Einfluß übende und künftige Entwicklungen vorbereitende Geistesrichtung sich offenbart.

Eine höchst beachtenswerthe Erscheinung solcher Art in der Geschichte unserer neueren Literatur ist die romantische Schule, jener Kreis mannigfach aus einander strebender dichterischer Geister, die durch ein Gewebe oft kaum bemerkbarer Fäden mit einander verknüpft werden. Wie weit auch eine parteiische und leidenschaftliche Kritik in unseren Tagen die Verunglimpfung dieser Romantiker und ihrer Leistungen getrieben hat: ihre Bedeutung für die literarischen Zustände der Gegenwart ist nicht zu verkennen. Jedenfalls hat die romantische Schule durch den Einfluß, den sie auf die Gestaltung unseres geistigen Lebens geübt und fernerhin üben wird, durch die Geltung, welche sie weit über Deutschlands Gränzen hinaus gewonnen, den vollsten Anspruch auf unser näheres Interesse. Sie erscheint als ein so wesentliches Moment in der Entwicklung der neueren Literatur, daß es jedem Gebildeten geradezu Bedürfniß wird, zu einer bestimmten Anschauung ihrer mannigfachen Bestrebungen und Leistungen zu gelangen, wenn auch ein näher

eingehendes Studium derselben immer nur die Sache Einzelner bleiben mag.

In den hier angedeuteten Ansichten ist der Gesichtspunkt für die Auswahl einer Reihe erzählender Dichtungen bezeichnet, welche den Inhalt der vorliegenden Sammlung bilden. Sie sollten — eine kleine Gallerie engumrahmter Bilder — dem Leser die Eigenthümlichkeit in Auffassung und Darstellung, so wie die Mannigfaltigkeit der Richtungen in den Productionen der Romantiker unmittelbar vor Augen legen und einer Charakteristik der romantischen Schule zur Grundlage dienen, die sich nicht sowohl dem Leser aufdrängen, als vielmehr das Ergebniß seiner eigenen Prüfung und Vergleichung werden möchte. Unstreitig hätten gerade zu dieser Absicht manche größere Dichtungen den Vorzug verdient; aber die gebotene Rücksicht auf den beschränkten Raum nöthigten nicht allein zur Wahl kürzerer Erzählungen, sondern überdieß noch zu mancherlei Auslassungen, ja zum Theil zur Beschränkung auf Mittheilung eines bloßen Bruchstücks, wo eben nur aus einem Größeren Vereinzeltes zu wählen gestattet war. Nur ungern ist in manchen Fällen auf die Auswahl des Bedeutendern, Vollendetern Verzicht geleistet, aber bei den einzelnen Dichtern ausdrücklich auf ihre werthvollsten Productionen hingewiesen worden, um zur näher eingehenden Lectüre derselben zu

veranlassen. Bei der Sorgfalt, welche auf die Auswahl der hier mitgetheilten Erzählungen und auf zum Theil unvermeidliche Abkürzungen derselben gewandt ist, werden sie, ihrer engen Begränzung ungeachtet, hoffentlich dennoch die Absicht erreichen, von der dichterischen Eigenthümlichkeit ihrer Verfasser ein genügendes Bild zu geben und dem Leser die verschiedenen Richtungen der romantischen Schule überhaupt zur Anschauung zu bringen.

An der Gränzscheide des vorigen Jahrhunderts, gerade zur Zeit, als Göthe und Schiller ihren Ruhm durch eine Reihe unsterblicher Dichtungen besiegelt, erblicken wir in ihrer Nähe einen Kreis jüngerer, poetisch gestimmter und begabter Männer, die auf andern Bahnen die Dichtkunst verherrlichen, sie in das Leben einführen, das irdische Dasein mit ihr erfüllen und durchdringen wollen. Ludwig Tieck, Friedrich von Hardenberg, die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, so wie Clemens Brentano, finden sich damals in Jena zugleich mit den Philosophen Fichte und Schelling, mit denen sie ein unbefriedigtes Streben und Sehnen nach schöneren und besseren Zuständen theilen. Ein Blick auf die Zeit erklärt diesen Idealismus, diese Sehnsucht, denen

wir ja ebenfalls in Schiller's Kabale und Liebe, im Don Carlos und so vielen seiner andern Dichtungen begegnen; die rohe, schroffe Wirklichkeit der Dinge steht reizlos, kalt und unversöhnt der Poesie gegenüber: „Freiheit blüht nur in dem Reich der Träume, und das Schöne lebt nur im Gesang!" — lautet das trübe, resignirende Wort des edlen Dichters; das jüngere Geschlecht aber, nicht sowohl bereit zu entsagen als vielmehr zu genießen, stemmt sich gegen die verhaßte Wirklichkeit und denkt, mit den Waffen der Poesie ihrer Herr zu werden.

In der That waren die Zustände des scheidenden Jahrhunderts in Deutschland von der Art, daß die Gemüther sich mit Recht dagegen auflehnen durften. Schroffe Standesunterschiede trennten die bürgerliche Gesellschaft; ein steifes, pedantisches Formenwesen und der sehr fühlbare Mangel wahrhafter geistiger Bildung machten den geselligen Verkehr für den feineren Sinn schwerfällig und unerquicklich; früherer Wohlstand hatte in Folge verderblicher Kriege gar vielfach einer sorgenvollen Beschränkung Platz gemacht; Willkür der Fürsten — oft genug auch ihrer Höflinge und Maitressen — herrschte im Staat, ein starrer Buchstabenglaube in der Kirche und die nüchternste Aufklärung im gemeinen Leben: gegen eine solche Wirklichkeit der Dinge, gegen die daraus hervorgehende Beschränktheit

und Gemeinheit der Denkungsart mußte sich nothwendig jedes Gemüth auflehnen, das — von einem höheren Streben erfüllt — Kraft und Bedürfniß in sich fühlte, nach edleren Gütern des Lebens zu ringen.

Ein solches Streben und Ringen offenbart sich denn auch sehr sichtbar in den letzten Decennien und vorzüglich am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, in der wissenschaftlichen Literatur. Unbefriedigt von Kant's verstandesscharfer aber gemüthsleerer Philosophie, welche damals zu fast unbeschränkter Herrschaft gelangt war, bekämpften Fichte und Schelling dieselbe — der Eine mit der frischen, siegreichen Kraft eines willensstarken Charakters, der Andre mit seiner schöpferischen, in die Geheimnisse der Natur dringenden Phantasie. Die geistige Macht, welche beide sehr bald über die Gemüther des jüngern Geschlechts gewannen, lag vor Allem darin, daß dieses Geschlecht in bloßen Verstandesformen nicht länger Befriedigung fand; daß das Gefühl der lebendigen Persönlichkeit gegen die abstracten Forderungen der Kant'schen Lehre sein Recht geltend machte, und auf der andern Seite die engern Beziehungen des Menschenlebens zur Natur mehr und mehr zum Bewußtsein gelangt waren.

Göthe's dichterischer Genius hatte längst in zwei Meisterwerken beide Richtungen, poetisch gestaltet, zur Anschauung gebracht: im Werther und im Faust.

In jenem wie in diesem begegnen wir dem lebendigsten Ausdrucke einer nach innerer und äußerer Befriedigung strebenden Persönlichkeit, die ihr Ich zum Mittelpunct des Denkens und Wollens macht, so wie auf der andern Seite einer bald kindlich-schwärmerischen, bald unmuthig-forschenden Versenkung in das geheimnißvolle Leben der Natur. Wie dort der Dichter redete hier der Philosoph dem Rechte der Subjectivität, der persönlichen Freiheit, das Wort, oder er vergeistigte die Natur, indem er strebte, ihre Gesetze mit denen des Menschengeistes in Harmonie zu bringen.

Wer da weiß, welchen mächtigen Einfluß jederzeit die herrschende Philosophie auf die Gestaltung von Kunst und Wissenschaft in unserm Vaterlande geübt, der wird es sehr begreiflich finden, daß die von Fichte und Schelling gepflegten Ideen in ihrer poetischen Umgebung nicht minder wie in wissenschaftlichen Kreisen einen lauten Wiederhall fanden. Mit freudigem Eifer stimmten die Dichter der jungen romantischen Schule in die Lehre von der unbegränzten Geltung der Persönlichkeit, die ihnen nicht anders als höchst willkommen sein konnte; und nicht minder lebhaft ergriffen sie den Gedanken jenes Geist und Materie auf's Innigste verknüpfenden Naturlebens, welcher eben sowohl der sinnlichen als der mystischen Auffassungs- und Darstellungsweise eine wissenschaftliche Stütze lieh.

Aber zu beiden Richtungen, die in den Poesien der Romantiker alsbald sehr merklich hervortraten, gesellte sich noch ein Drittes: die zur fernen Vergangenheit zurückgewendete mittelalterlich-nationale Richtung. Die politischen Verhältnisse der Gegenwart waren zu jener Zeit für ein deutsches Herz in der That allzu demüthigend und widerwärtig, als daß es nicht hätte mit Schmerz und Unmuth sich von ihnen abwenden und auf jene Jahrhunderte richten sollen, wo es noch ein deutsches Land und Volk in Ehren und Ansehen gab. So verband sich denn jene mittelalterliche Richtung auf Wiederbelebung versunkener Erinnerungen mit der subjectiven und natur-philosophischen, zu denen die Bestrebungen des gesammten achtzehnten Jahrhunderts geführt hatten.

Bei einiger Aufmerksamkeit nehmen wir freilich sehr bald wahr, wie die genannten drei Richtungen in den Productionen der romantischen Schule wesentlich auseinandergehen, wenn die Wege, in welche sie leiten, auch theilweise zusammenlaufen oder einander durchkreuzen. Hier sehen wir die unbeschränkte Geltung individueller Neigung oder Abneigung bis zur wildesten Leidenschaft; dort eine Mährchenwelt voll Elementargeister oder mindestens eine sang- und klangreiche, lebenerfüllte Waldnatur; dort endlich fromme Pilgerzüge zum heiligen Grabe, Minnegesang, Fehden oder

glänzende Ritterturniere; seltener dies Alles in einem und demselben Bilde mit einander verwebt und verschmolzen.

Wo das Gefühlsleben sich in einem Umfange geltend macht, wie es in den Dichtungen der Romantiker geschieht, wird man im Voraus erwarten dürfen, daß es besonders die Liebe ist, welche den Mittelpunkt derselben bildet; nicht etwa die schwächlich sentimentale und thränenreiche der Siegwarts-Periode, noch die sinnlich lüsterne der Wieland'schen Muse, sondern die volle, gewaltige Leidenschaft, die ihren Gegenstand ganz zu eigen haben, sich ihm ganz hingeben will, aber dabei gern die Gestalt einer religiösen Schwärmerei annimmt, die alles Sinnliche vergeistigen möchte. So empfängt die Liebe der Geschlechter durch die ihr von den Romantikern ertheilte symbolische Beziehung eine mystische Weihe, die ihnen nicht selten dazu dienen muß, ihre Schrankenlosigkeit, ja die wildesten Auswüchse und Verirrungen der Leidenschaft zu rechtfertigen.

„Der Geist der Liebe" — sagt Friedrich von Schlegel, der Aesthetiker der Romantik, der gleichwohl in seiner Lucinde den Gegenstand sehr von seiner sinnlichen Seite auffaßt — „der Geist der Liebe muß in der romantischen Dichtkunst überall unsichtbar sichtbar schweben. Wie der himmlische Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt, läßt er sich nicht

gewaltsam fassen und mechanisch greifen, wohl aber freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und so können auch die Zauberworte der Poesie von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Er ist ein unendliches Wesen und sein Interesse haftet nicht nur an den Personen, Begebenheiten, Situationen und individuellen Neigungen; für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche; Hieroglyphe der einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur."

Die in solcher Ueberschwänglichkeit aufgefaßte und gedeutete Neigung der Geschlechter ließ sich denn freilich eben so leicht mit den frivolsten Ansichten von Freiheit und Sittlichkeit als mit gläubig frommen Vorstellungen oder der ritterlichen Galanterie eines idealisirten Mittelalters in Verbindung bringen. Und da jene Vorstellungen noch zur Stunde im Katholicismus ihren vollen Ausdruck finden, dürfen wir uns nicht wundern, in den Schöpfungen protestantischer Romantiker überall dem sinnlich imponirenden und dem Kunstsinne zusagenden Ritus der katholischen Kirche zu begegnen. Bot ihnen die eigene Kirche doch keine Mittel zu dichterischen Schilderungen; und weniger noch stimmte der forschende, nach Wahrheit ringende Geist des Protestantismus, überdies zu jener Zeit der nüchternsten

Aufklärung hingegeben, zu den im Halbdunkel einer frommen Gläubigkeit schwebenden Gebilden, denen die Romantiker aus poetischen Rücksichten huldigten.

Noch künstlicher und erzwungener erscheint ihr Bemühen, die längst versunkene Ritterwelt wieder heraufzubeschwören und ihre Musterbilder von minniglicher Treue, reckenhafter Tapferkeit und loyaler Ergebenheit den Zeitgenossen vor Augen zu stellen, die rings um sich die baufälligen Reste jener schönen, poetisch verherrlichten Vorzeit vollends in Trümmer fallen sahen. Nur da, wo der Dichter — wie längst vor ihm schon Ariost und Cervantes gethan — statt seinen Stoff ernsthaft zu nehmen, ihn mit genialem Humor behandelte oder zum Mährchen stempelte, konnte sein Werk, ohne mit den Ideen der Gegenwart in schroffen Widerspruch zu treten, einen reinen und wahrhaft poetischen Genuß gewähren. In der That war es höchst verdienstlich, die alten, halbverschütteten und in Volkbüchern nur kümmerlich fortlebenden Mährchen und Lieder, jene Producte früherer Jahrhunderte, aus dem Schutte hervorzuziehen und in lebensfrischer Gestaltung wieder in das Bewußtsein der Nation zurückzuführen, wie vornämlich Tieck, Arnim und Brentano dies zu thun bemüht waren. Der Einfluß der romantischen Schule auf diesem Gebiet, wenn er unmittelbar auch nur die Classe der Gebildeten traf und

nicht in die tieferen Schichten des Volkes eindrang, reicht nicht allein bis auf unsere Tage, sondern wird voraussichtlich von noch lang dauernder Wirkung auf die fernere Gestaltung der deutschen Poesie und Geschichtsforschung bleiben. Denn aus einem anfänglich künstlich geweckten ästhetischen Interesse an umgeformten oder nachgebildeten älteren nationalen Dichtungen ist allmälig eine immer weiter verbreitete Theilnahme an denselben in ihrer ursprünglichen Form hervorgegangen, wovon wir die wohlthätigen Folgen noch kaum zu übersehen vermögen.

Aber nicht nur für die Wiedererweckung nationaler Schätze der Vorzeit, auch für die poetische Auffassung und Darstellung der Wirklichkeit ist die romantische Schule deshalb von Einfluß geworden, weil sie im Gegensatz jener sentimentalen Seelenmalerei, welche die Natur nur als unbestimmten Hintergrund und höchstens als Widerschein der jedesmaligen Stimmung gebrauchte, dieselbe vielmehr als selbständiges, ja als geistig belebtes und mit der menschlichen Persönlichkeit in Wechselwirkung stehendes Object darzustellen unternimmt.

Dies geschieht in manchen ihrer Dichtungen auf die anmuthigste Weise, sei es nun, daß der Dichter uns Flur und Wald im reizenden Schmucke des Frühlings oder im herbstlichen Gewande mit hellen, leben=

digen Farben schildert, oder daß er die Natur mit Elfen und Koboldеn, mit Berg- und Wassergeistern bevölkert und dem schöngeformten Bilde einer Najade den belebenden Odem der menschlichen Seele einhaucht. Aber unverkennbar bildet bei den Romantikern auch gerade die düstere Ansicht des Naturlebens, insofern dasselbe als unerbittliche Nothwendigkeit, als finstere dämonische Macht aufgefaßt wird, die Schattenseite ihrer poetischen Schilderungen. Denn nichts kann dem gesunden Sinn und Gefühl widerwärtiger sein, als den rohen Kräften der Materie eine unbedingte Gewalt über menschliches Geschick eingeräumt und dieses zum Spielball, nicht etwa des bloßen Zufalls, sondern unheimlicher, verderblicher Mächte gemacht zu sehen, denen ihr Opfer nirgends entrinnen kann. Dieser Hang, die Natur nicht in ihrer harmlosen, unbewußten Schönheit oder großartigen Macht, sondern von ihrer Kehrseite als tückische Feindin und Zerstörerin menschlichen Glücks aufzufassen, scheint auf den ersten Blick im unversöhnlichen Widerspruch mit jenem Streben der Romantiker zu stehen, die Subjectivität zu unbedingter Geltung zu bringen; näher betrachtet zeigt sich indessen, daß das Princip der schrankenlosen Persönlichkeit nur in völliger Consequenz zum finstern Glauben an dämonische Mächte, als seiner nothwendigen Ergänzung, führen muß. Und diese unheimlichen

Geister, in den barocksten Gestalten, welche die Einbildungskraft ihnen nur irgend zu leihen vermag, mit dem ganzen gespenstischen Apparat einer fieberkranken Phantasie, entstellen nicht selten ein ursprünglich gefällig gezeichnetes und anmuthiges Bild bis zur widerwärtigen Karricatur. Die Einbildungskraft des Dichters scheint ihren Ruhm dann nur in schrankenlosester Willkür zu suchen, uud treibt mit phantastischem Spuk ein tolles und ausgelassenes Spiel.

In demselben Maße nun, wie die romantische Schule auf dem schwankenden, beweglichen Boden subjectiver Ansichten und Neigungen sich gänzlich der Herrschaft der Phantasie, und gelegentlich allen Verirrungen und Uebertreibungen derselben, überließ, versäumte sie mit Bewußtsein und grundsätzlich die Sorge für eine ausgebildete Form. Am augenscheinlichsten tritt diese schwache Seite der Romantik in vielen metrischen Productionen hervor, die — der strengen Regel wenig achtend — sich gern in bequemer Breite nachlässig gehen lassen, wie beispielsweise das von Tieck zur Einleitung gewählte Gedicht bezeugen mag. Das Schlimmste ist, daß jene Bequemlichkeit und Sorglosigkeit in der poetischen Gestaltung nicht allein die formelle künstlerische Vollendung, sondern auch die Klarheit des Gedankens nur allzu häufig vermissen läßt, — ja daß die Formlosigkeit, der wir nicht selten

begegnen, dem Helldunkel mystischer Vorstellungen auf's Vortrefflichste zu Statten kommt. Und nicht allein, daß die Form häufig mangelhaft erscheint: Laune und Willkür verzerren sie nicht selten mit Absicht zur Misgestalt. Diese Gefahr lag den Romantikern um so näher, als sie der subjectiven Laune unter dem Namen von Humor und Ironie gern den ungemessensten Spielraum gönnten.

Den vorstehenden Andeutungen, welche Wesen und Richtung der romantischen Schule in allgemeinen Umrissen zu zeichnen die Absicht hatten, wird man hoffentlich nicht den Vorwurf machen wollen, daß sie aus befangener Vorliebe für die Dichtungen dieser Schule, noch daß sie aus irgend einer Abneigung gegen sie entstammen. Gern mag der eigenthümliche Reiz, die Anmuth und Lieblichkeit so vieler derselben, die Tiefe und Innigkeit, die süße Schwermuth wie die ergreifende Schauerlichkeit anderer unsre vollste Anerkennung finden: aber bekennen müssen wir zugleich, daß unter den Blüthen der Romantik, die so lieblich duften und in brennenden Farben schimmern, auch nicht selten Dornen und Disteln wuchern oder allerlei Ungethüm im Verborgenen kriecht. Doch bleibt des wahrhaft Schönen und in seiner Art Vollendeten immerhin genug, um den Ruhm der romantischen Schule mit vollem Recht zu begründen und ihre Bedeutung für alle Zeiten sicher zu stellen.

Hier sind es nur Erzählungen in Form der Prosa, wodurch sie vertreten wird, und da somit alle jene romantischen Dichter ausgeschlossen sind, von denen wir Dichtungen in dieser freieren erzählenden Form nicht besitzen, so ist die Gallerie der im Folgenden aufgezählten Romantiker allerdings sehr weit davon entfernt, eine vollständige zu sein.

Die Reihe wird, wie billig, durch Ludwig Tieck, das Haupt der Schule, eröffnet, von dessen allbekanntem Dichterwerke, dem Phantasus, die vorliegende Sammlung zugleich ihren Namen entlehnt hat, da sie einen bezeichnendern nicht wohl zu finden vermochte. Der Pokal, eine seiner kürzesten Erzählungen, gewährt uns im engumgränzenden Rahmen ein sprechendes Bild von des Dichters Meisterschaft, Zustände der Gesellschaft zugleich in heiterer Natürlichkeit und dabei im zauberhaften Lichte wunderbarer und übernatürlicher Einflüsse zu schildern. Wir sehen hier in einer kleinen, mehr skizzenhaft hingeworfenen als ausgeführten Zeichnung jenes hervorragende Talent des Dichters, uns Figuren vor Augen zu stellen, die durch Seltsamkeiten des Charakters, aber auch nicht minder der Neigungen und der Erlebnisse interessiren. Diese Seltsamkeiten — es ist wahr — überschreiten oft alle Gränzen des Wahrscheinlichen und gerathen völlig in das Gebiet der Mystik, des Phantastischen und Wunder-

baren, wie bei der Erscheinung des Zauberbildes der Geliebten im Pokal; aber sie interessiren durch das lebendig warme Colorit des Dichters, seine sichere, charakteristische Zeichnung der Gestalten und Situationen, und den Hauch ächter Poesie, der durch seine Productionen weht. Wie unwahrscheinlich, ja wie mährchenhaft, wunderbar oder schauerlich auch die Schilderung sein mag: überall zeigt sich der seelenkundige Zeichner des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, und selbst in den keckſten Spielen seiner Phantasie verleugnet sich nicht leicht der psychologische Dichter.

Als vollkommenster Vertreter der romantischen Schule erscheint Tieck in seiner „Genoveva“ und im „Kaiser Octavianus“, dessen Prolog uns die Romantik in glänzender Farbenpracht vor Augen führt. In dramatisch bearbeiteten Mährchen — von „Fortunat, Ritter Blaubart, Däumling, dem gestiefelten Kater und Rothkäppchen“ — gestaltet er alte halbvergessene Stoffe der Volksdichtung frisch und lebendig, ja nicht selten mit kecker, übermüthiger Laune. Mit den aus gleicher Quelle fließenden Erzählungen verbinden sich die anmuthigsten eigenen Producte, wie sein reizendes Elfenmährchen, und die schauerlichsten, wie sein „Liebeszauber.“ Als ein wesentlich Anderer erscheint Tieck allerdings in seinen viel später geschaffenen Novellen,

worin er sich den Strömungen und Verhältnissen der Gegenwart zuwendet; aber sein Hang zum Phantastischen und Mährchenhaften, wie seine satyrische, übermüthige Laune treten auch in dieser leichten anmuthigen Form des Romans, worin Tieck sich als vorzüglicher Meister bewährt, bei jeder Gelegenheit glänzend hervor. Zu den schönsten seiner Novellen gehören: „die Gemälde, der fünfzehnte November, die Verlobten, des Lebens Ueberfluß, Dichterleben und des Dichters Tod", — die beiden letzten poetische Schilderungen von Shakspeare's und Camoen's Leben enthaltend. Andere Erzählungen (z. B. das Zauberschloß) überschreiten allzusehr die Gränzen der Wahrscheinlichkeit, zuweilen auch der Schicklichkeit; einige (wie Waldeinsamkeit und die Vogelscheuche) sind bis zur Albernheit phantastisch zugestutzt, und noch andere (wie Eigensinn und Laune) von zu specieller Tendenz und daher dem Leser kaum verständlich, — so daß sich voraussichtlich von der großen Menge Tieck'scher Novellen doch immer nur eine kleine Zahl wirklicher Meisterwerke behaupten wird.

Eine durchaus verschiedene Richtung zeigt sich in den dichterischen Erzeugnissen, welche der frühverstorbene Novalis (Friedrich Freiherr v. Hardenberg) uns hinterlassen hat. Am bedeutendsten und am meisten gekannt sind seine innig empfundenen religiösen

Lieder; viel geringer an dichterischem Werth ist dagegen sein erzählender Nachlaß im unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen". Die unter dem Titel Sängerglück aus demselben hier hervorgehobene Erzählung kann als Probe jener schwärmerischen, weichen Gefühlspoesie gelten, in welcher Novalis so ganz heimisch war. Wie hier so zeigt sich der Dichter überall versunken in die Anschauung einer paradiesischen und übernatürlichen Welt, in eine schwärmerische Verehrung der Liebe und des geheimnißvollen Waltens verborgener Naturkräfte; die Gestalten seiner Phantasie sind unbestimmt, wie die Bilder eines Traumes, die Situationen mährchenhaft und die geschilderten Verhältnisse des Lebens so fernstehend von denen der Wirklichkeit, daß man sich in jedem Augenblicke bewußt bleibt, nur ein luftig schwankendes Nebelbild vor Augen zu haben. Gleichwohl horcht man gern den weichen Klängen; denn seine Sprache ist höchst edel und wohllautend. Sie wirkt auf uns, wie wenn unser Ohr eine sanfte melodienreiche Musik vernähme, läßt aber ebenso wenig wie diese eine tiefere Spur zurück. In keinem der Romantiker tritt das Gefühlsleben so rein hervor, die Sinnlichkeit so völlig in den Hintergrund, wie bei Novalis: gerade in dieser Eigenthümlichkeit liegt aber zugleich seine Unfähigkeit begründet, als erzählender Dichter ein wahrhaftes Interesse für seine Schöpfungen

einzuflößen. Man muß sie als symbolische Darstellungen betrachten, und als solche sind sie zum Theil sehr reizend, wie z. B. das Mährchen von Hyazinth und Rosenblüth.

Von entschiedenster Begabung für Novellendichtung zeigt sich dagegen Achim v. Arnim, wie dies sein „toller Invalide" dem Leser zur Genüge bezeugen wird. Wie fügt sich in diesem kleinen meisterhaften Bilde jeder unscheinbare Zug zur Vollendung eines wahrhaften Kunstwerks! Bei aller Seltsamkeit der geschilderten Vorgänge erscheinen sie durchaus motivirt, und so weiß die Erzählung unaufhörlich das Interesse einer wirklichen Begebenheit zu erregen. Ein köstlicher Humor durchweht das Ganze mit seinem frischen Hauche, aber auch des Dichters Hang zur Einmischung dämonischer Gewalten verleugnet sich nicht in der sonst so heiter gehaltenen Erzählung. Der Fluch der Mutter wirft seine tiefen Schatten auf das Lebensglück der jungen Frau, und weicht erst mit dem Augenblicke, wo sie — dem Opfertode sich weihend — die Verzweiflung ihres Mannes und eben dadurch dessen Genesung herbeiführt. So mild und versöhnend wie hier lös't der Dichter freilich nicht immer die Mißklänge, womit er selbst die anmuthigsten Gaben seiner Muse zu durchflechten liebt. Denn wie keck und ergötzlich auch sein Humor mit den Figuren spielt, die er in

origineller Laune geschaffen und mit den buntesten Farben der wirklichen Welt bekleidet: hinter all' diesem Scherz und heiterm Spiel birgt sich ein trüber schmerzlicher Ernst, dem die ganze Sinnenwelt unsers irdischen Daseins nur Schein und Widerglanz einer höheren Existenz ist. „Durch den Bau dieser Welt, sagt er, erscheint überall eine höhere, welche den Sinnen nur in der Phantasie erkenntlich wird: in der Phantasie, die zwischen beiden Welten als Vermittlerin steht und immer neu den todten Stoff der Umhüllung zu lebender Gestaltung vergeistigt, indem sie das Höhere verkörpert."

Die Kraft und Originalität der Arnim'schen Dichtung zeigt sich vielleicht am hervorragendsten in seiner Isabelle von Aegypten, wo man in der Gestalt des Zigeunermädchens manche Züge Bettina's zu erkennen glaubt. Unübertrefflich in kecker, lebendiger Zeichnung und köstlicher Laune ist seine Schilderung des Leichtsinns und des vornehmen Lebensüberdrusses im „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott", und ein wahres Meisterstück poetischer Darstellung das Bild vornehmer Armuth und Liebenswürdigkeit in seiner Gräfin Dolores, einem durch psychologische Wahrheit ausgezeichneten Romane, außer welchem auch seine (leider unvollendeten) Kronenwächter noch ausdrücklich zu nennen sind.

Mit Arnim's Namen vereint ist man gewohnt den von Clemens Brentano zu hören, da beide in Gemeinschaft jene köstliche Sammlung deutscher Volkslieder in des Knaben Wunderhorn herausgaben, welche — lebhaft von Göthe begrüßt — auf deutsche Lyrik und poetische Geschmacksrichtung vom bedeutendsten Einflusse gewesen ist. Aber viel geringer als Brentano's Verdienst um jene Sammlung ist das seiner eigenen Poesien, unter denen sich nichts eigentlich Vollendetes und daher wahrhaft Befriedigendes findet, als die einfache und tragische Erzählung „vom braven Casperl und dem schönen Annerl". Als das Gelungenste aus seiner Feder darf man außer der genannten Erzählung wohl das mit sichtbarer Liebe und großentheils köstlichem Humor geschriebene Mährchen: Gockel, Hinkel und Gackeleia bezeichnen. Aus diesem Mährchen theilt unsere Sammlung nur ein spärliches Bruchstück mit, das indessen immerhin als ein in sich abgeschlossenes Ganze gelten und von des Verfassers Art und Weise genügendes Zeugniß geben kann. Schade nur, daß er sich in jenem theils launigen, theils wahrhaft kindlichen Tone der Erzählung nicht zu behaupten versteht, sondern oft plötzlich dergestalt in's Kindische und Alberne verfällt, daß man unwillig und gelangweilt sich von ihm abwendet. Noch weniger aber kann man sich von ästhetischem Standpunkte aus

mit der mystischen Weise derjenigen seiner Schriften befreunden, welche die ultramontanen Tendenzen recht absichtlich zur Schau tragen.

Ein Dichtergeist von durchaus anderm Gepräge war Heinrich v. Kleist, der bekannte Verfasser des Käthchen von Heilbronn und anderer nicht minder ausgezeichneter Dramen. In seinen Erzählungen giebt sich eine Kraft der Phantasie, eine Klarheit der Anschauung, eine Schärfe des Urtheils und eine Angemessenheit des Ausdrucks zu erkennen, die sie zu vollendeten Productionen ihrer Art macht. In noch höherem Grade als die ihrer Kürze wegen hier aufgenommene Erzählung würde eine der umfangreicheren, namentlich „Michael Kohlhaas“, dieses Urtheil bestätigen, und wir dürfen mit Recht beklagen, daß der Dichter uns auf diesem Gebiete der Poesie nicht ein noch reicheres Vermächtniß hinterlassen hat. Einige seiner Erzählungen sind bis in die feinsten Züge der Charakteristik wie der Situation ausgeführt, wie z. B. „die Marquise von O.“; andere gleichen mehr einer flüchtigen Skizze, und erwecken das Verlangen nach jener meisterhaften Ausführung, deren der Dichter so mächtig war, wie „das Bettelweib von Locarno“. Wenn in der hier mitgetheilten Erzählung auch kleine Auslassungen und Aenderungen vorgenommen sind, so wird dies doch hoffentlich den Gesammteindruck derselben

nicht beeinträchtigen, und die ganze Eigenthümlichkeit des Verfassers mit der nämlichen Sicherheit erkennen lassen, wie die vollständige Aufnahme einer seiner umfangreicheren Dichtungen.

August Wilhelm von Schlegel's maurische Erzählung Morayzela, nach einem spanischen Original, hat ihren Platz in der nachstehenden Sammlung gefunden, um wenigstens durch einen Beitrag an das Brüderpaar zu erinnern, welches in der romantischen Schule deren gelehrte Seite — die Kritik, Poetik und Literärgeschichte — repräsentirte, während ihr productives Dichtertalent in keiner Hinsicht ausgezeichnet war. August Wilhelm, der ältere der beiden Brüder, hat sich namentlich durch seine vortrefflich geschriebene Geschichte der dramatischen Literatur, so wie durch die allbekannte, höchst gelungene Uebersetzung Shakespeare's einen bleibenden Namen gesichert; die hier aufgenommene Erzählung gehört zu einer Reihe von Nachbildungen poetischer Erzeugnisse aus den verschiedensten (alten und neueren) Sprachen, und ist eine der wenigen in prosaischer Form, da Schlegel, der hinsichtlich seiner Begabung für metrische Gestaltung unter den Romantikern so sehr hervorragt, viel mehr den strengeren Dichtungsformen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Morayzela verdient durch ihren in Spaniens Volkssagen lebenden Inhalt unstreitig

die Theilnahme des Lesers; es ist indessen zu vermuthen, daß ihm bereits aus anderer Quelle, z. B. aus Florian's Gonzalve de Cordoue, die Erzählung längst bekannt und nur die hier dargebotene Form derselben neu sei, welche sich durch das Hervorheben der Figur Esperanza's vorzüglich auszeichnet.

Bilden die bisher besprochenen und durch sechs Erzählungen vertretenen Glieder der romantischen Schule den eigentlichen Stamm derselben, so dürfen wir vielmehr die andern sechs, von denen noch Erzählungen folgen, als Aeste dieses Stammes bezeichnen, die nach allen Himmelsgegenden hinauswachsen. Sie können als Repräsentanten einer zweiten Generation der Romantiker gelten, worin die Eigenheiten und Seltsamkeiten der Schule oft noch einseitiger und schroffer hervortreten, so daß wir hier bei manchem Dichter einer Manier begegnen, die sich nicht selten bis zur Verschrobenheit steigert.

Zunächst gilt dieses von den Dichtungen des ritterlichen Freiherrn de la Motte Fouqué, der in Erzählungen, Romanen, Dramen und Heldengedichten nicht müde wird, die tapferen, eisengeharnischten Recken, die keuschen, minniglichen Frauen und Jungfrauen, die Muth und Liebe feiernden Sänger längst vergangener und fabelhafter Zeiten, ja sogar die mit wunderbarer Klugheit und Treue geschmückten Rosse jener

ritterlichen Vorwelt in zierlicher Rede und schmuckvoller Schilderung zu verherrlichen. Des Fürsten Schwert kann als Probe der Schreibart Fouqué's dienen: wenn hier auf der einen Seite der Adel der Gesinnung in Werthschätzung alles Dessen, was uns theuer und heilig gelten soll; wenn Reinheit und zierliche Sorgfalt in der Darstellung auf unsre Anerkennung Anspruch machen dürfen, so mißfällt uns nicht selten auf der andern Seite der häufig gespreizte, gezierte und süßliche Ton des Dichters. Seine sentimentalen Heldenjünglinge und Edelfräulein mit überschwänglichen Gefühlen machen oft mehr den Eindruck von Wachsfiguren, als von Menschen mit Fleisch und Bein, und ihre feingekräuselten Reden erinnern nur allzusehr an die Phrasen modernster Civilisation. Aber wie gering auch die historische Treue in Fouqué's Schilderungen, wie schwach auch im Allgemeinen seine Charakteristik ist: immerhin finden wir in seinen Productionen des poetischen Gehalts genug, um uns mit ihren auffallenden Mängeln oder vielmehr mit ihrer Ueberschwänglichkeit zu versöhnen, und es würde häufig nichts weiter nöthig sein, als ein Drittel geradezu hinwegzuschneiden, um aus manchem seiner weitschweifigen Romane, z. B. aus dem Zauberringe oder Thiodolfs Irrfahrten, ein ansprechendes, treffliches Buch zu machen. Mag aber auch das Meiste,

was aus Fouqué's Feder stammt und vor dreißig Jahren die Lesewelt entzückte, heutzutage fast vergessen sein und künftig vergessen bleiben: eine seiner Dichtungen wird sich stets als ehrendes Zeugniß seiner poetischen Begabung erhalten und seinen Ruhm für immer bewahren, — jenes unendlich reizende Mährchen, worin die tiefsinnige Mythe von der Verschmelzung der Natur mit dem Menschengeiste auf das Anmuthigste zur Darstellung gebracht ist. „Welch' ein wunderliebliches Gedicht," ruft H. Heine aus, „ist seine Undine! Der Genius der Poesie küßte den schlaftrunkenen Frühling und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser trefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es Undine."

Aber nicht allein dieses köstlichen Mährchens wegen stellt Heine, der sonst so strenge Beurtheiler der Romantiker, den Dichter so hoch, wenn er seinen Lorbeer „von ächter Art" nennt. „Fouqué," sagt er, „ist ein wahrer Dichter und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemeine Huldigung zu Theil, und er kann sich rühmen, daß er der Einzige von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niedern Classen Geschmack gefunden."

Von dem mit Fouqué engbefreundeten Adalbert von Chamisso besitzen wir freilich nur eine Erzählung — wie von Beethoven nur eine Oper —; aber jene Erzählung ist — wie diese Oper — eine der seltensten Perlen ihrer Art, und so hat sich unsre Auswahl denn nicht versagen können, wenigstens ein Bruchstück von Peter Schlemihl's wundersamer Geschichte mitzutheilen. Dieses Mährchen, worin man symbolisch das schmerzliche Loos des heimathlosen Verfassers geschildert findet, ein eigentliches Vaterland zu entbehren (Chamisso lebte bekanntlich, schon als Kind aus Frankreich vertrieben, in Berlin), hat einen gar eigenthümlichen Reiz durch die Mischung poetischer Wahrheit und Natürlichkeit mit dem Wunderbaren, Dämonischen, und gefällt um so mehr durch seinen einfachen, ungekünstelten Ton. Die Wanderungen Schlemihl's in Siebenmeilenstiefeln, welche der Dichter ihn in dem übrigen Theil der Geschichte ausführen läßt, deuten auf dessen eigene Weltumsegelung hin, und selbst der unbefriedigende Schluß der Erzählung läßt des Verfassers persönliche Erlebnisse und Anschauungen durch die Hülle der mährchenhaften Einkleidung hindurchschimmern. Es ist merkwürdig genug, wie der Sohn Frankreichs hier so rein den Ton deutscher Romantik anschlägt, und durchaus keine Anklänge jener phrasenhaften und pointenvollen Rhetorik sich einmischen, deren

wir in der Literatur seiner Heimath so gewohnt sind; eine Bemerkung, wozu nicht minder seine allbekannten trefflichen Gedichte überall Veranlassung geben.

So wie Chamisso's Phantasie dem Schauerlichen, Dämonischen sich zuneigt, finden wir in den dichterischen Productionen Joseph v. Eichendorff's vorherrschend den milden und weichen Sinn eines heitern behaglichen Naturgenusses und daneben eine sichtbare Vorliebe für die Schilderung aristokratischer Verhältnisse und Anschauungen. Seine Figuren gehören zugleich der Gegenwart des civilisirten neunzehnten Jahrhunderts und dem goldenen Zeitalter. Sie genießen in irdischen Schlössern und Gärten die Freuden der olympischen Götter, ohne des Daseins Sorgen und Mühen kennen zu lernen. Man sollte meinen, die Schilderung einer solchen Mischung von Fabel und Wirklichkeit müsse ermüden und langweilen, wie Geßner's Idyllen; aber die unvergleichlich anmuthige Weise, in welcher Eichendorff seine Mädchen reden, lachen und kosen, seine Nachtigallen schlagen, seine Springbrunnen plätschern, Eichenwipfel rauschen und Epheuranken flattern läßt, wiegt uns beim Lesen seiner Novellen in die süßeste, behaglichste Stimmung. Alles athmet bei ihm den unmittelbaren, kindlich-naiven Naturgenuß: sei's, daß sich das Auge am mondbeglänzten Strome, das Ohr an den Klängen des fernen Waldhorns oder

die Lippe am heimlich gewährten Kusse erquickt. In Thälern und auf Bergen wohnt ein ewiger Frühling und in Schlössern wie in Hütten ein selig genießendes Menschengeschlecht. Glücklicherweise liebt dieses neben andern Gütern des irdischen Daseins auch Scherz und Laune, und indem es dasselbe damit zu verschönen weiß, bewahrt es uns vor der sonst wohl schwer vermeidlichen Langenweile jener immergrünen Taxushecken und immer rauschenden Springbrunnen. Wer Eichendorff's Muse in ihrer ganzen Lieblichkeit und dem eigenthümlichen Zauber seiner naiven Darstellungsweise kennen lernen will, der muß sich vor Allem von ihm „aus dem Leben eines Taugenichts" erzählen lassen; neben Fouqué's Undine vielleicht das anmuthigste Product der romantischen Schule auf diesem Gebiete der Dichtung. Reicher noch an Figuren und Situationen ist seine Novelle: „Dichter und ihre Genossen", woraus unsre kleine Sammlung ein Fragment darbietet, das durch seinen schroffen Wechsel heiterer und tragisch düsterer Schilderungen bemerkenswerth ist, da man diese letzten bei Eichendorff sehr selten findet. Von besonderer Anmuth sind seine kleinen, in die Erzählungen oft eingestreueten Lieder, worin er alle Genossen seiner Dichterschule übertrifft und sich den besten deutschen Lyrikern anreihet.

Wenn der Humor der Romantik bei Eichendorff

sich in der liebenswürdigsten Weise offenbart, so tritt er dagegen in seiner grellsten und barocksten Form bei Hoffmann hervor, der hier durch eine seiner gelungensten Erzählungen aus den „Serapionsbrüdern" vertreten ist. In dieser vierbändigen Sammlung findet man das Beste seiner Feder, und daneben genug Verfehltes, Verschrobenes und Fratzenhaftes, um sich ein genügendes Bild von seiner Art und Weise zu machen. Recht ansprechend sind die dort gegebenen Erzählungen von „Meister Martin und seinen Gesellen", „Doge und Dogaressa" und von besonders spannendem Interesse die der Zeit Ludwig's des Vierzehnten angehörende Criminalgeschichte „das Fräulein von Scuderi". Außerdem empfehlen sich die „Mährchen vom fremden Kinde" und „Nußknacker und Mäusekönig" durch ihre bunten, phantastischen Schilderungen; aber freilich werden auch sie, die Kinder zu unterhalten bestimmt scheinen, unheimlich durch Einmischung von allerlei gespenstischem Wesen. Denn mit sichtbarem Behagen ergeht Hoffmann sich in der Schilderung des tollsten Spuks, der bizarrsten Charaktere, der unwahrscheinlichsten und widersinnigsten Handlungen und Ereignisse: ja, er scheint oft nicht ruhen zu können, als bis es ihm gelungen ist, die Figuren seines Bildes bis zur widerwärtigsten Carricatur zu verzerren. Zu Productionen solcher Art gehören „die Elixiere des Teufels,

Meister Floh, Klein Zaches, Prinzessin Brambilla, der goldene Topf, die Brautwahl" und eine Menge anderer Erzählungen, in denen sich Alltägliches mit Fratzenhaftem unerquicklich verbindet; wer ein Freund des Schauerlichen ist, wird volles Genüge an Hoffmann's Nachtstücken finden, von denen hier nur „der Sandmann, das öde Haus und das Majorat" genannt werden mögen. Wenn Tieck gelegentlich sagt: es ergötzt die Phantasie ungemein, sich das Abscheuliche, Verzerrte und Gespenstische recht nahe zu rücken und daran zu glauben, so scheint vor Allem Hoffmann diesen Ausspruch bestätigen zu wollen. Für den Musikkundigen von Interesse sind eine ganze Reihe seiner bessern erzählenden Dichtungen, in denen die Tonkunst, welcher er in seltenem Grade mächtig war, den Mittelpunkt bildet: u. a. „die Fermate, Don Juan, Kreisleriana, Ritter Gluck, und die seltsamen Leiden eines Theater-Directors". Von seiner Virtuosität gerade auf diesem Gebiete mag die hier mitgetheilte Erzählung als Probe gelten, in welcher die oben gerügten Schattenseiten seiner Productionen jedenfalls sehr gemildert erscheinen, und unser volles Interesse für die zarte und liebenswürdige Figur Antonien's in Anspruch genommen wird.

Wenn Hoffmann sich vor Allem als Maler des Schauerlich-Gespenstischen gefällt, so liebt es Justinus

Kerner, wie wir dies ja auch aus seinen lyrischen Gedichten wissen, unsere Gedanken auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, auf den Tod, zu richten und im Gemüth des Lesers die leise schwingende Saite der Wehmuth über des Lebens Nichtigkeit anzuschlagen. So geschieht es denn auch in der Erzählung, welche hier (mit einigen Auslassungen) mitgetheilt worden ist; einem Bilde von schwacher, unbestimmter Zeichnung der Figuren, aber in seinen zarten, schwankenden Umrissen dennoch überall den tieffühlenden, sinnigen Dichter verrathend, bei dem Naturanschauung und Religion mystisch in einander fließen. Wer aber etwa glauben möchte, daß Kerner — nur der Schwermuth hingegeben — nie heiterer Stimmung den Zutritt vergönne, der mag in seinen „Reiseschatten" die ausgelassene, oft übermüthig sprudelnde Laune kennen lernen, womit er allerlei seltsame Figuren und Begebenheiten in zum Theil höchst ergötzlicher Weise schildert; aber wie bei allem ächten Humor geht auch hier Ernst und Trübsinn dem Scherz und der Lustigkeit zur Seite.

Den Schluß der kleinen Gallerie romantischer Bilder, welche hier dem Leser vor Augen gestellt sind, macht eine aus zwei der kürzeren zusammengesetzte Erzählung des Naturphilosophen Henrich Steffens. In Norwegen geboren, hat er sich — ähnlich wie Chamisso — in deutsche Anschauung, Sprache und

Dichtung dergestalt eingelebt, daß er unsere Literatur mit händereichen Novellen (die vier Norweger, Malkolm und die Familien Walseth und Leith) bereichern konnte; Dichtungen voll lebendiger Naturschilderungen und guter Charakterzeichnung, aber etwas unklar und verworren in Anlage und Ausführung. Von kleineren Erzählungen seiner Feder besitzen wir nur die wenigen, welche seine Gebirgssagen darbieten, denen die hier mitgetheilte Probe entlehnt ist. Die der Haupterzählung eingefügte schauerliche Geschichte von der mitternächtigen Trauung ist in der schönen metrischen Form, welche ein anderer berühmter Philosoph (Joseph v. Schelling) ihr in seinen Terzinen gegeben, allgemeiner bekannt geworden. Ob Steffens vorzugsweise in die Reihe unserer romantischen Dichter gehöre, darüber kann allerdings gestritten werden: jedenfalls gehört er zu den hervorragendsten Repräsentanten jener im Dämmerlicht der Gefühle und Ahnungen schwebenden Naturphilosophie, welche der Romantik stets als treue Begleiterin gedient hat.

Leicht würde es sein, die Namen der Dichter, welche hier die romantische Schule durch Erzählungen in Form der Prosa vertreten, noch durch andere zu vermehren: zur Begründung des im Eingange ausgesprochenen Urtheils mag indessen die getroffene Auswahl genügen. Aber immerhin bleibt durch die hier darge-

botenen Erzählungen nur eine Seite der romantischen Dichtung repräsentirt, während die metrischen Leistungen der Schule unbeachtet gelassen sind. Eine vollständige Würdigung der Romantiker verlangt allerdings ein näheres Eingehen auch auf die lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen derselben; bei der nothwendigen Beschränkung indessen, welche unsre Mittheilungen sich aufzuerlegen hatten, müssen sie den Leser, der die romantische Schule auch von Seiten ihrer übrigen Leistungen kennen zu lernen wünscht, endlich noch auf manche Namen verweisen, die bisher unerwähnt gelassen sind.

So möge denn zum Schluß noch hingewiesen werden auf den trefflichen Uhland, auf Schwab, Mörike, Lenau, Anastasius Grün, als lyrische Dichter, die sich Eichendorff und Kerner in ihrer romantischen Richtung zugesellen; auf Arndt, Th. Körner und Schenkendorf; ja selbst auf H. Heine, den strengen Kritiker der romantischen Dichtung, zu welcher er selbst die köstlichsten Perlen beigesteuert hat.

Durch ihre Productionen auf dem Felde der dramatischen Poesie stellen sich neben Tieck und H. v. Kleist (Arnim, Brentano und Fouqué sind hier kaum zu erwähnen) der mystisch-verworrene Zacharias Werner; als Dichter der „Schuld“ Adolph Müllner; in mittelalterlichen Dramen Uhland, Immermann

und Grabbe; allenfalls auch noch der schwächliche Houwald, in „Fluch und Segen“ den Schicksalstragödien Werner's und Müllner's nacheifernd, und Friedrich Halm, dessen „Griseldis“ und „Sohn der Wildniß“ uns noch jetzt auf der Bühne begegnen.

Am wenigsten bietet uns die neuere Romantik in metrischer Form auf dem Gebiete der epischen Dichtung. Wieland, der in seinem Oberon mit so vielem Geschick den Weg des romantischen Epos in der Weise des Ariost eingeschlagen, hatte keinen Einfluß auf die jüngern Dichtergenerationen gewonnen. Fouqué's „Corona“, welche den Befreiungskampf von 1813 und 1814 besingt, war das erste Epos der romantischen Schule, welchem bald darauf als ungleich vollendetere Dichtungen Ernst Schulze's „bezauberte Rose“ und „Cäcilie“ nachfolgten. Unter den neuesten Leistungen in dieser Richtung ist hier wohl vor Allem Kinkel's „Otto der Schütz“ als die vorzüglichste, Oskar v. Redwitz' „Amaranth“ aber als die am meisten verbreitete zu erwähnen. Auch Fr. von Heiden's „Wort der Frau“ und A. Grün's „Pfaff vom Kahlenberge“ wählen zu ihrem Stoff Figuren des Mittelalters, während Andere, wie Otto Roquette in „Waldmeisters Brautfahrt“, nach ächt romantischer Art uns vielmehr in die Mährchenwelt der Elfen einführen.

Der Pokal.

(Aus dem Phantasus.)

Von

Ludwig Tieck.

Vom großen Dom erscholl das vormittägige Geläute. Ueber den weiten Platz wandelten in verschiedenen Richtungen Männer und Weiber, Wagen fuhren vorüber, und Priester gingen nach ihren Kirchen. Ferdinand stand auf der breiten Treppe, den Wandelnden nachsehend und diejenigen betrachtend, welche herauf stiegen, um dem Hochamte beizuwohnen. Der Sonnenschein glänzte auf den weißen Steinen, Alles suchte den Schatten gegen die Hitze; nur er stand schon seit lange, sinnend an einen Pfeiler gelehnt, in den brennenden Strahlen, ohne sie zu fühlen, denn er verlor sich in den Erinnerungen, die in seinem Gedächtnisse aufstiegen. Er dachte seinem Leben nach, und begeisterte

sich an dem Gefühl, welches sein Leben durchdrungen und alle andern Wünsche in ihm ausgelöscht hatte. In derselben Stunde stand er hier im vorigen Jahre, um Frauen und Mädchen zur Messe kommen zu sehn; mit gleichgültigem Herzen und lächelndem Auge hatte er die mannichfaltigen Gestalten betrachtet, mancher holde Blick war ihm schalkhaft begegnet, und manche jungfräuliche Wange war erröthet; sein spähendes Auge sah den niedlichen Füßchen nach, wie sie die Stufen herauf schritten und wie sich das schwebende Gewand mehr oder weniger verschob, um die feinen Knöchel zu enthüllen. Da kam über den Markt eine jugendliche Gestalt in Schwarz, schlank und edel, die Augen sittsam vor sich hin geheftet, unbefangen schwebte sie die Erhöhung hinauf mit lieblicher Anmuth, das seidene Gewand legte sich um den schönsten Körper und wiegte sich wie in Musik um die bewegten Glieder; jetzt wollte sie den letzten Schritt thun, und von ungefähr erhob sie das Auge und traf mit dem blauesten Strahle in seinen Blick. Er ward wie von einem Blitz durchdrungen. Sie strauchelte, und so schnell er auch hinzu sprang, konnte er doch nicht verhindern, daß sie nicht kurze Zeit in der reizendsten Stellung knieend vor seinen Füßen lag. Er hob sie auf, sie sah ihn nicht an, sondern war ganz Röthe, antwortete auch nicht auf seine Frage, ob sie sich beschädiget habe. Er folgte ihr

in die Kirche und sah nur das Bildniß, wie sie vor ihm gekniet, und der schönste Busen ihm entgegen gewogt. Am folgenden Tage besuchte er die Schwelle des Tempels wieder; die Stätte war ihm geweiht. Er hatte abreisen wollen, seine Freunde erwarteten ihn ungeduldig in seiner Heimath; aber von nun an war hier sein Vaterland, sein Herz war umgewendet. Er sah sie öfter, sie vermied ihn nicht, doch waren es nur einzelne gestohlene Augenblicke; denn ihre reiche Familie bewachte sie genau, noch mehr ein angesehener eifersüchtiger Bräutigam. Sie gestanden sich ihre Liebe, wüßten aber keinen Rath in ihrer Lage; denn er war fremd, und konnte seiner Geliebten kein so großes Glück anbieten, als sie zu erwarten berechtiget war. Da fühlte er seine Armuth, doch wenn er an seine vorige Lebensweise dachte, dünkte er sich überschwänglich reich, denn sein Dasein war geheiligt, sein Herz schwebte immerdar in der schönsten Rührung; jetzt war ihm die Natur befreundet und ihre Schönheit seinen Sinnen offenbar, er fühlte sich der Andacht und Religion nicht mehr fremd, und betrat dieselbe Schwelle, das geheimnißvolle Dunkel des Tempels jetzt mit ganz andern Gefühlen, als in jenen Tagen des Leichtsinns. Er zog sich von seinen Bekanntschaften zurück und lebte nur der Liebe. Wenn er durch ihre Straße ging und sie nur am Fenster sah, war er für diesen Tag glücklich;

er hatte sie in der Dämmerung des Abends oftmals gesprochen, ihr Garten stieß an den eines Freundes, der aber sein Geheimniß nicht wußte. So war ein Jahr vorüber gegangen.

Alle diese Scenen seines neuen Lebens zogen wieder durch sein Gedächtniß. Er erhob seinen Blick, da schwebte die edle Gestalt schon über den Platz, sie leuchtete ihm wie eine Sonne aus der verworrenen Menge hervor. Ein lieblicher Gesang ertönte in seinem sehnsüchtigen Herzen, und er trat, wie sie sich annäherte, in die Kirche zurück. Er hielt ihr das geweihte Wasser entgegen, ihre weißen Finger zitterten, als sie die seinigen berührte, sie neigte sich holdselig. Er folgte ihr nach, und kniete in ihrer Nähe. Sein ganzes Herz zerschmolz in Wehmuth und Liebe, es dünkte ihm, als wenn aus den Wunden der Sehnsucht sein Wesen in andächtigen Gebeten dahin blutete; jedes Wort des Priesters durchschauerte ihn, jeder Ton der Musik goß Andacht in seinen Busen; seine Lippen bebten, als die Schöne das Crucifix ihres Rosenkranzes an den brünstigen rothen Mund drückte. Wie hatte er ehemals diesen Glauben und diese Liebe so gar nicht begreifen können. Da erhob der Priester die Hostie und die Glocke schallte, sie neigte sich demüthiger und bekreuzte ihre Brust; und wie ein Blitz schlug es durch alle seine Kräfte und Gefühle, und das Altarbild dünkte ihm

lebendig und die farbige Dämmerung der Fenster wie ein Licht des Paradieses; Thränen strömten reichlich aus seinen Augen und linderten die verzehrende Inbrunst seines Herzens.

Der Gottesdienst war geendigt. Er bot ihr wieder den Weihbrunnen, sie sprachen einige Worte und sie entfernte sich. Er blieb zurück, um keine Aufmerksamkeit zu erregen; er sah ihr nach, bis der Saum ihres Kleides um die Ecke verschwand. Da war ihm wie dem müden verirrten Wanderer, dem im dichten Walde der letzte Schein der untergehenden Sonne erlischt. Er erwachte aus seiner Träumerei, als ihm eine alte dürre Hand auf die Schulter schlug, und ihn Jemand bei Namen nannte.

Er fuhr zurück, und erkannte seinen Freund, den mürrischen Albert, der von allen Menschen sich zurück zog, und dessen einsames Haus nur dem jungen Ferdinand geöffnet war. Seid ihr unsrer Abrede noch eingedenk? fragte die heisere Stimme. O ja, antwortete Ferdinand; und werdet ihr euer Versprechen heute noch halten? Noch in dieser Stunde, antwortete jener, wenn ihr mir folgen wollt.

Sie gingen durch die Stadt und in einer abgelegenen Straße in ein großes Gebäude. Heute, sagte der Alte, müßt ihr euch schon mit mir in das Hinterhaus bemühen, in mein einsamstes Zimmer, damit wir

nicht etwa gestört werden. Sie gingen durch viele Gemächer, dann über einige Treppen; Gänge empfingen sie, und Ferdinand, der das Haus zu kennen glaubte, mußte sich über die Menge der Zimmer, so wie über die seltsame Einrichtung des weitläufigen Gebäudes verwundern, noch mehr aber darüber, daß der Alte, welcher unverheirathet war, und der auch keine Familie hatte, es allein mit einem einzigen Bedienten bewohne, und niemals an Fremde von dem überflüssigen Raume hatte vermiethen wollen. Albert schloß endlich auf und sagte: nun sind wir zur Stelle. Ein großes hohes Zimmer empfing sie, das mit rothem Damast ausgeschlagen war, den goldene Leisten einfaßten; die Sessel waren von dem nämlichen Zeuge, und durch rothe schwerseidene Vorhänge, welche niedergelassen waren, schimmerte ein purpurnes Licht. Verweilt einen Augenblick, sagte der Alte, indem er in ein anderes Gemach ging. Ferdinand betrachtete indeß einige Bücher, in welchen er fremde unverständliche Charaktere, Kreise und Linien, nebst vielen wunderlichen Zeichnungen fand, und nach dem Wenigen, was er lesen konnte, schienen es alchemistische Schriften; er wußte auch, daß der Alte im Rufe eines Goldmachers stand. Eine Laute lag auf dem Tische, welche seltsam mit Perlmutter und farbigen Hölzern ausgelegt war und in glänzenden Gestalten Vögel und Blumen darstellte; der Stern in

der Mitte war ein großes Stück Perlmutter, auf das kunstreichste in vielen durchbrochenen Zirkelfiguren, fast wie die Fensterrose einer gothischen Kirche, ausgearbeitet. Ihr betrachtet da mein Instrument, sagte Albert, welcher zurückkehrte, es ist schon zweihundert Jahr alt, und ich habe es als ein Andenken meiner Reise aus Spanien mitgebracht. Doch laßt das Alles, und setzt euch jetzt.

Sie setzten sich an den Tisch, der ebenfalls mit einem rothen Teppiche bedeckt war, und der Alte stellte etwas Verhülltes auf die Tafel. Aus Mitleid gegen eure Jugend, fing er an, habe ich euch neulich versprochen, euch zu wahrsagen, ob ihr glücklich werden könnt oder nicht, und dieses Versprechen will ich in gegenwärtiger Stunde lösen, ob ihr gleich die Sache neulich nur für einen Scherz halten wolltet. Ihr dürft euch nicht entsetzen, denn was ich vorhabe, kann ohne Gefahr geschehen, und weder furchtbare Citationen sollen von mir vorgenommen werden, noch soll euch eine gräßliche Erscheinung erschrecken. Die Sache, die ich versuchen will, kann in zweien Fällen mißlingen: wenn ihr nämlich nicht so wahrhaft liebt, als ihr mich habt wollen glauben machen, denn alsdann ist meine Bemühung umsonst und es zeigt sich gar Nichts; oder daß ihr das Orakel stört, und durch eine unnütze Frage oder ein hastiges Auffahren vernichtet, indem ihr euren Sitz

verlaßt und das Bild zertrümmert; ihr müßt mir also versprechen, euch ganz ruhig zu verhalten.

Ferdinand gab das Wort, und der Alte wickelte aus den Tüchern das, was er mitgebracht hatte. Es war ein goldener Pokal von sehr künstlicher und schöner Arbeit. Um den breiten Fuß lief ein Blumenkranz mit Myrthen und verschiedenem Laube und Früchten gemischt, erhaben ausgeführt mit mattem aber klaren Golde. Ein ähnliches Band, aber reicher, mit kleinen Figuren und fliehenden wilden Thierchen, die sich vor den Kindern fürchteten oder mit ihnen spielten, zog sich um die Mitte des Bechers. Der Kelch war schön gewunden, er bog sich oben zurück, den Lippen entgegen, und inwendig funkelte das Gold mit rother Gluth. Der Alte stellte den Becher zwischen sich und den Jüngling, und winkte ihn näher. Fühlt ihr nicht Etwas, sprach er, wenn euer Auge sich in diesem Glanz verliert? Ja, sagte Ferdinand, dieser Schein spiegelt in mein Innres hinein, ich möchte sagen, ich fühle ihn wie einen Kuß in meinem sehnsüchtigen Busen. So ist es recht! sagte der Alte; nun laßt eure Augen nicht mehr herumschweifen, sondern haltet sie fest auf den Glanz dieses Goldes, und denkt so lebhaft wie möglich an eure Geliebte.

Beide saßen eine Weile ruhig, und schauten vertieft den leuchtenden Becher an. Bald aber fuhr der

Alte mit stummer Geberde, erst langsam, dann schneller, endlich in eilender Bewegung mit streichendem Finger um die Gluth des Pokals in ebenmäßigen Kreisen hin. Dann hielt er wieder inne und legte die Kreise von der andern Seite. Als er eine Weile dieses Beginnen fortgesetzt hatte, glaubte Ferdinand Musik zu hören, aber es klang wie draußen, in einer fernen Gasse; doch bald kamen die Töne näher, sie schlugen lauter und lauter an, sie zitterten bestimmter durch die Luft, und es blieb ihm endlich kein Zweifel, daß sie aus dem Innern des Bechers hervorquollen. Immer stärker ward die Musik, und von so durchdringender Kraft, daß des Jünglings-Herz erzitterte und ihm die Thränen in die Augen stiegen. Eifrig fuhr die Hand des Alten in verschiedenen Richtungen über die Mündung des Bechers, und es schien, als wenn Funken aus seinen Fingern fuhren und zuckend gegen das Gold leuchtend und klingend zersprangen. Bald mehrten sich die glänzenden Punkte und folgten, wie auf einen Faden gereiht, der Bewegung seines Fingers hin und wieder; sie glänzten von verschiedenen Farben, und drängten sich allgemach dichter und dichter an einander, bis sie in Linien zusammenschossen. Nun schien es, als wenn der Alte in der rothen Dämmerung ein wundersames Netz über das leuchtende Gold legte, denn er zog nach Willkühr die Strahlen hin und wieder, und verwebte

mit ihnen die Oeffnung des Pokales; sie gehorchten ihm und blieben, einer Bedeckung ähnlich, liegen, indem sie hin und wieder webten und in sich selber schwankten. Als sie so gefesselt waren, beschrieb er wieder die Kreise um den Rand, die Musik sank wieder zurück und wurde leiser und leiser, bis sie nicht mehr zu vernehmen war, das leuchtende Netz zitterte wie beängstiget. Es brach im zunehmenden Schwanken, und die Strahlen regneten tropfend in den Kelch, doch aus den niedertropfenden erhob sich wie eine röthliche Wolke, die sich in sich selbst in vielfachen Kreisen bewegte und wie Schaum über der Mündung schwebte. Ein hellerer Punkt schwang sich mit der größten Schnelligkeit durch die wolkigen Kreise. Da stand das Gebild, und wie ein Auge schaute es plötzlich aus dem Duft, wie goldene Locken floß und ringelte es oben, und alsbald ging ein sanftes Erröthen in dem wankenden Schatten auf und ab, und Ferdinand erkannte das lächelnde Angesicht seiner Geliebten, die blauen Augen, die zarten Wangen, den lieblich rothen Mund. Das Haupt schwankte hin und her, hob sich deutlicher und sichtbarer auf dem schlanken weißen Halse hervor und neigte sich zu dem entzückten Jünglinge hin. Der Alte beschrieb immer noch die Kreise um den Becher, und heraus traten die glänzenden Schultern, und so wie sich die liebliche Bildung aus dem goldenen Bett mehr

hervor drängte und holdselig hin und wieder wiegte, glaubte Ferdinand den Athem zu fühlen, indem das geliebte Bild wogend zu ihm neigte, und ihn fast mit den brennenden Lippen berührte; er konnte sich im Taumel nicht mehr bewältigen, sondern drängte sich mit einem Kusse an den Mund, und wähnte, die schönen Arme zu fassen, um die holde Gestalt ganz aus dem goldenen Gefängniß zu heben. Alsbald durchfuhr ein starkes Zittern das liebliche Bild, wie in tausend Linien brach das Haupt und der Leib zusammen, und eine Rose lag am Fuße des Pokales, aus deren Röthe noch das süße Lächeln schien. Sehnsüchtig ergriff sie Ferdinand, drückte sie an seinen Mund, und an seinem brennenden Verlangen verwelkte sie und war in Luft zerflossen.

Du hast schlecht dein Wort gehalten, sagte der Alte verdrießlich, du kannst dir nur selber die Schuld beimessen. Er verhüllte seinen Pokal wieder, zog die Vorhänge auf und eröffnete ein Fenster; das helle Tageslicht brach herein, und Ferdinand verließ wehmüthig und mit vielen Entschuldigungen den murrenden Alten.

Er eilte bewegt durch die Straßen der Stadt. Vor dem Thore setzte er sich unter den Bäumen nieder. Sie hatte ihm am Morgen gesagt, daß sie mit einigen Verwandten Abends über Land fahren müsse. Bald saß, bald wanderte er liebetrunken im Walde; immer

sah er das holdselige Bild, wie es mehr und mehr aus dem glühenden Golde quoll; jetzt erwartete er, sie herausschreiten zu sehen im Glanze ihrer Schönheit, und dann zerbrach die schönste Form vor seinen Augen, und er zürnte mit sich, daß er durch seine rastlose Liebe und die Verwirrung seiner Sinne das Bildniß und vielleicht sein Glück zerstört habe.

Als nach der Mittagsstunde der Spaziergang sich allgemach mit Menschen füllte, zog er sich tiefer in das Gebüsch zurück; spähend behielt er aber die ferne Landstraße im Auge, und jeder Wagen, der durch das Thor kam, wurde aufmerksam von ihm geprüft.

Es näherte sich dem Abende. Rothe Schimmer warf die untergehende Sonne, da flog aus dem Thor der reich vergoldete Wagen, der feurig im Abendglanze leuchtete. Er eilte hinzu. Ihr Auge hatte das seinige schon gesucht. Freundlich und lächelnd lehnte sie den glänzenden Busen aus dem Schlage, er fing ihren liebevollen Gruß und Wink auf; jetzt stand er neben dem Wagen, ihr voller Blick fiel auf ihn, und indem sie sich weiter fahrend wieder zurückzog, flog die Rose, welche ihren Busen zierte, heraus, und lag zu seinen Füßen. Er hob sie auf und küßte sie, und ihm war, als weissage sie ihm, daß er seine Geliebte nicht wieder sehen würde, daß nun sein Glück auf immer zerbrochen sei.

Auf und ab lief man die Treppen, das ganze Haus war in Bewegung, Alles machte Geschrei und Lärmen zum morgenden großen Feste. Die Mutter war am thätigsten so wie am freudigsten; die Braut ließ Alles geschehen, und zog sich, ihrem Schicksal nachsinnend, in ihr Zimmer zurück. Man erwartete noch den Sohn, den Hauptmann mit seiner Frau und zwei ältere Töchter mit ihren Männern; Leopold, ein jüngerer Sohn, war muthwillig beschäftigt, die Unordnung zu vermehren, den Lärmen zu vergrößern, und Alles zu verwirren, indem er Alles zu betreiben schien. Agathe, seine noch unverheirathete Schwester, wollte ihn zur Vernunft bringen und dahin bewegen, daß er sich um Nichts kümmere, und nur die andern in Ruhe lasse; aber die Mutter sagte: störe ihn nicht in seiner Thorheit, denn heute kommt es auf etwas mehr oder weniger nicht an; nur darum bitte ich euch Alle, da ich schon auf so viel zu denken habe, daß ihr mich nicht mit irgend Etwas behelligt, was ich nicht höchst nöthig erfahren muß; ob sie Porzellan zerbrechen, ob einige silberne Löffel fehlen, ob das Gesinde der Fremden Scheiben entzweischlägt, mit solchen Possen ärgert mich nicht, daß ihr sie mir wieder erzählt. Sind diese Tage der Unruhe vorüber, dann wollen wir Rechnung halten.

Recht so, Mutter! sagte Leopold, das sind Gesinnungen, eines Regenten würdig! Wenn auch einige

Mägde den Hals brechen, der Koch sich betrinkt und den Schornstein anzündet, der Kellermeister vor Freude den Malvasier auslaufen oder aussaufen läßt, Sie sollen von dergleichen Kindereien nichts erfahren. Es müßte denn sein, daß ein Erdbeben das Haus umwürfe; Liebste, das ließe sich unmöglich verhehlen.

Wann wird er doch einmal klüger werden! sagte die Mutter; was werden nur deine Geschwister denken, wenn sie dich eben so unklug wieder finden, als sie dich vor zwei Jahren verlassen haben.

Sie müssen meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen, antwortete der lebhafte Jüngling, daß ich nicht so wandelbar bin wie sie oder ihre Männer, die sich in wenigen Jahren so sehr, und zwar nicht zu ihrem Vortheile verändert haben.

Jetzt trat der Bräutigam zu ihnen, und fragte nach der Braut. Die Kammerjungfer ward geschickt, sie zu rufen. Hat Leopold Ihnen, liebe Mutter, meine Bitte vorgetragen? fragte der Verlobte.

Daß ich nicht wüßte, sagte dieser; in der Unordnung hier im Hause kann man keinen vernünftigen Gedanken fassen.

Die Braut trat herzu, und die jungen Leute begrüßten sich mit Freuden. Die Bitte, deren ich erwähnte, fuhr dann der Bräutigam fort, ist diese, daß Sie es nicht übel deuten mögen, wenn ich Ihnen noch

einen Gast in Ihr Haus führe, das für diese Tage nur schon zu sehr besetzt ist.

Sie wissen es selbst, sagte die Mutter, daß, so geräumig es auch ist, sich schwerlich noch Zimmer einrichten lassen.

Doch, rief Leopold, ich habe schon zum Theil dafür gesorgt, ich habe die große Stube im Hinterhause aufräumen lassen.

Ei, die ist nicht anständig genug, sagte die Mutter; seit Jahren ist sie ja fast nur zur Polterkammer gebraucht.

Prächtig ist sie hergestellt, sagte Leopold, und der Freund, für den sie bestimmt ist, sieht auch auf dergleichen nicht, dem ist es nur um unsere Liebe zu thun; auch hat er keine Frau und befindet sich gern in der Einsamkeit, so daß sie ihm grade recht sein wird. Wir haben Mühe genug gehabt, ihm zuzureden und ihn wieder unter Menschen zu bringen.

Doch wohl nicht euer trauriger Goldmacher und Geisterbanner? fragte Agathe.

Kein Anderer als der, erwiederte der Bräutigam, wenn Sie ihn einmal so nennen wollen.

Dann erlauben Sie es nur nicht, liebe Mutter, fuhr die Schwester fort; was soll ein solcher Mann in unserm Hause? Ich habe ihn einigemal mit Leopold über die Straße gehen sehen, und mir ist vor seinem

Gesicht bange geworden; auch besucht der alte Sünder fast niemals die Kirche, er liebt weder Gott noch Menschen, und es bringt keinen Segen, dergleichen Ungläubige bei so feierlicher Gelegenheit unter das Dach einzuführen. Wer weiß, was daraus entstehen kann!

Wie du nun sprichst! sagte Leopold erzürnt; weil du ihn nicht kennst, so verurtheilst du ihn, und weil dir seine Nase nicht gefällt, und er auch nicht mehr jung und reizend ist, so muß er, deinem Sinne nach, ein Geisterbanner und verruchter Mensch sein.

Gewähren Sie, theure Mutter, sagte der Bräutigam, unserm alten Freunde ein Plätzchen in Ihrem Hause, und lassen Sie ihn an unserer allgemeinen Freude Theil nehmen. Er scheint, liebe Schwester Agathe, viel Unglück erlebt zu haben, welches ihn mißtrauisch und menschenfeindlich gemacht hat, er vermeidet alle Gesellschaft, und macht nur eine Ausnahme mit mir und Leopold; ich habe ihm viel zu danken, er hat zuerst meinem Geiste eine bessere Richtung gegeben, ja ich kann sagen, er allein hat mich vielleicht der Liebe meiner Julie würdig gemacht.

Mir borgt er alle Bücher, fuhr Leopold fort, und, was mehr sagen will, alte Manuscripte, und, was noch mehr sagen will, Geld, auf mein bloßes Wort; er hat die christlichste Gesinnung, Schwesterchen, und wer weiß, wenn du ihn näher kennen lernst, ob du nicht deine

Sprödigkeit fahren lässest, und dich in ihn verliebst, so häßlich er dir auch jetzt vorkommt.

Nun so bringen Sie ihn uns, sagte die Mutter, ich habe schon sonst so viel aus Leopold's Munde von ihm hören müssen, daß ich neugierig bin, seine Bekanntschaft zu machen. Nur müssen Sie es verantworten, daß wir ihm keine bessere Wohnung geben können.

Indem kamen Reisende an. Es waren die Mitglieder der Familie; die verheiratheten Töchter, so wie der Officier, brachten ihre Kinder mit. Die gute Alte freute sich, ihre Enkel zu sehen; Alles war Bewillkommnung und frohes Gespräch, und als der Bräutigam und Leopold auch ihre Grüße empfangen und abgelegt hatten, entfernten sie sich, um ihren alten Freund aufzusuchen.

Dieser wohnte die meiste Zeit des Jahres auf dem Lande, eine Meile von der Stadt, aber eine kleine Wohnung behielt er sich auch in einem Garten vor dem Thore. Hier hatten ihn zufälligerweise die beiden jungen Leute kennen gelernt. Sie trafen ihn jetzt in einem Caffeehause, wohin sie sich bestellt hatten. Da es schon Abend geworden war, begaben sie sich nach einigen Gesprächen in das Haus zurück.

Die Mutter nahm den Fremden sehr freundschaftlich auf; die Töchter hielten sich etwas entfernt, besonders war Agathe schüchtern und vermied seine Blicke

sorgfältig. Nach den ersten allgemeinen Gesprächen war das Auge des Alten aber unverwandt auf die Braut gerichtet, welche später zur Gesellschaft getreten war; er schien entzückt, und man bemerkte, daß er eine Thräne heimlich abzutrocknen suchte. Der Bräutigam freute sich an seiner Freude, und als sie nach einiger Zeit abseits am Fenster standen, nahm er seine Hand und fragte ihn: Was sagen Sie von meiner geliebten Julie? Ist sie nicht ein Engel? — O mein Freund, erwiederte der Alte gerührt, eine solche Schönheit und Anmuth habe ich noch niemals gesehen; oder ich sollte vielmehr sagen (denn dieser Ausdruck ist unrichtig), sie ist so schön, so bezaubernd, so himmlisch, daß mir ist, als hätte ich sie längst gekannt, als wäre sie, so fremd sie mir ist, das vertrauteste Bild meiner Imagination, das meinem Herzen stets einheimisch gewesen.

Ich verstehe Sie, sagte der Jüngling; ja das wahrhaft Schöne, Große und Erhabene, so wie es uns in Erstaunen und Verwunderung setzt, überrascht uns doch nicht als etwas Fremdes, Unerhörtes und Niegesehenes, sondern unser eigenstes Wesen wird uns in solchen Augenblicken klar, unsre tiefsten Erinnerungen werden erweckt und unsre nächsten Empfindungen lebendig gemacht.

Beim Abendessen nahm der Fremde an den Gesprächen nur wenigen Antheil; sein Blick war unver-

wandt auf die Braut geheftet, so daß diese endlich verlegen und ängstlich wurde. Der Officier erzählte von einem Feldzuge, dem er beigewohnt hatte, der reiche Kaufmann sprach von seinen Geschäften und der schlechten Zeit, und der Gutsbesitzer von den Verbesserungen, welche er in seiner Landwirthschaft angefangen hatte.

Nach Tische empfahl sich der Bräutigam, um zum letztenmal in seine einsame Wohnung zurückzukehren, denn künftig sollte er mit seiner jungen Frau im Hause der Mutter wohnen; ihre Zimmer waren schon eingerichtet. Die Gesellschaft zerstreute sich, und Leopold führte den Fremden nach seinem Gemach. Ihr entschuldigt es wohl, fing er auf dem Gange an, daß Ihr etwas entfernt hausen müßt, und nicht so bequem, als die Mutter wünscht; aber Ihr seht selbst, wie zahlreich unsre Familie ist, und morgen kommen noch andre Verwandte; wenigstens werdet Ihr uns nicht entlaufen können, denn Ihr findet gewiß nicht aus dem weitläufigen Gebäude heraus.

Sie gingen noch durch einige Gänge; endlich entfernte sich Leopold und wünschte gute Nacht. Der Bediente stellte zwei Wachskerzen hin, fragte, ob er den Fremden entkleiden solle, und da dieser jede Bedienung verbat, zog sich jener zurück, und er befand sich allein. Wie muß es mir denn begegnen, sagte er,

indem er auf und nieder ging, daß jenes Bildniß so lebhaft heute aus meinem Herzen quillt? Ich vergaß die ganze Vergangenheit und glaubte sie selbst zu sehen. Ich war wieder jung und ihr Ton erklang wie damals, mir dünkte, ich sei aus einem schweren Traum erwacht; aber nein, jetzt bin ich erwacht, und die holde Täuschung war nur ein süßer Traum.

Er war zu unruhig, um zu schlafen, er betrachtete einige Zeichnungen an den Wänden und dann das Zimmer. Heute ist mir Alles so bekannt, rief er aus, könnt' ich mich doch fast täuschen, daß ich mir einbildete, dieses Haus und dieses Gemach seien mir nicht fremd. Er suchte seine Erinnerungen anzuknüpfen, und hob einige große Bücher auf, welche in der Ecke standen. Als er sie durchblättert hatte, schüttelte er mit dem Kopfe. Ein Lautenfutteral lehnte an der Mauer; er eröffnete es und nahm ein altes seltsames Instrument heraus, das beschädigt war und dem die Saiten fehlten. Nein, ich irre mich nicht, rief er bestürzt: diese Laute ist zu kenntlich, es ist die spanische meines längst verstorbenen Freundes Albert; dort stehen seine magischen Bücher, dies ist das Zimmer, in welchem er mir jenes holdselige Orakel erwecken wollte; verblichen ist die Röthe des Teppichs, die goldene Einfassung ermattet, aber wundersam lebhaft ist Alles, Alles aus jenen Stunden in meinem Gemüth: darum

schauerte mir, als ich hieher ging, auf jenen langen verwickelten Gängen, welche mich Leopold führte; o Himmel, hier auf diesem Tische stieg das Bildniß quellend hervor und wuchs auf, wie von der Röthe des Goldes getränkt und erfrischt; dasselbe Bild lachte hier mich an, welches mich heute Abend dorten im Saale fast wahnsinnig gemacht hat, in jenem Saale, in welchem ich so oft mit Albert in vertrauten Gesprächen auf und nieder wandelte.

Er entkleidete sich, schlief aber nur wenig. Am Morgen stand er früh wieder auf und betrachtete das Zimmer von neuem; er öffnete das Fenster und sah dieselben Gärten und Gebäude vor sich, wie damals, nur waren indeß viele neue Häuser hinzu gebaut worden. Vierzig Jahre sind seitdem verschwunden, seufzte er, und jeder Tag von damals enthielt längeres Leben als der ganze übrige Zeitraum.

Er ward wieder zur Gesellschaft gerufen. Der Morgen verging unter mannichfaltigen Gesprächen, endlich trat die Braut in ihrem Schmucke herein. So wie der Alte ihrer ansichtig ward, gerieth er wie außer sich, so daß Keinem in der Gesellschaft seine Bewegung entging. Man begab sich zur Kirche und die Trauung ward vollzogen. Als sich Alle wieder im Hause befanden, fragte Leopold seine Mutter: Nun, wie gefällt Ihnen unser Freund, der gute mürrische Alte?

Ich habe ihn mir, antwortete diese, nach euren Beschreibungen viel abschreckender gedacht, er ist ja mild und theilnehmend, man könnte ein rechtes Zutrauen zu ihm gewinnen.

Zutrauen? rief Agathe aus, zu diesen fürchterlich brennenden Augen, diesen tausendfachen Runzeln, dem blassen eingekniffenen Munde und diesem seltsamen Lachen, das so höhnisch klingt und aussieht? Nein, Gott bewahre mich vor solchem Freunde! Wenn böse Geister sich in Menschen verkleiden wollen, müssen sie eine solche Gestalt annehmen.

Wahrscheinlich doch eine jüngere und reizendere, antwortete die Mutter; aber ich kenne auch diesen guten Alten in deiner Beschreibung nicht wieder. Man sieht, daß er von heftigem Temperament ist, und sich gewöhnt hat, alle seine Empfindungen in sich zu verschließen; er mag, wie Leopold sagt, viel Unglück erlebt haben, daher ist er mißtrauisch geworden und hat jene einfache Offenheit verloren, die hauptsächlich nur den Glücklichen eigen ist.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, weil die übrige Gesellschaft hinzu trat. Man ging zur Tafel, und der Fremde saß neben Agathe und dem reichen Kaufmanne. Als man anfing die Gesundheiten zu trinken, rief Leopold: haltet noch inne, meine werthen Freunde, dazu müssen wir unsern Festpokal hier haben, der

dann rundum gehen soll! Er wollte aufstehen, aber die Mutter winkte ihm, sitzen zu bleiben; du findest ihn doch nicht, sagte sie, denn ich habe alles Silberzeug anders gepackt. Sie ging schnell hinaus, um ihn selber zu suchen. Was unsre Alte heute geschäftig und munter ist, sagte der Kaufmann, so dick und breit sie ist, so behende kann sie sich doch noch bewegen, obgleich sie schon sechszig zählt; ihr Gesicht sieht immer heiter und freudig aus, und heute ist sie besonders glücklich, weil sie sich in der Schönheit ihrer Tochter wieder verjüngt. Der Fremde gab ihm Beifall, und die Mutter kam mit dem Pokal zurück. Man schenkte ihn voll Weines, und oben vom Tisch fing er an herum zu gehen, indem jeder die Gesundheit dessen ausbrachte, was ihm das liebste und erwünschteste war. Die Braut trank das Wohlsein ihres Gatten, dieser die Liebe seiner schönen Julie, und so that Jeder nach der Reihe. Die Mutter zögerte, als der Becher zu ihr kam. Nur dreist! sagte der Officier etwas rauh und voreilig, wir wissen ja doch, daß Sie alle Männer für ungetreu und keinen einzigen der Liebe einer Frau würdig halten; was ist Ihnen also das Liebste? Die Mutter sah ihn an, indem sich über die Milde ihres Antlitzes plötzlich ein zürnender Ernst verbreitete. Da mein Sohn, sagte sie, mich so genau kennt und so strenge meine Gemüthsart tadelt, so sei es mir auch

erlaubt, nicht auszusprechen, was ich jetzt eben dachte, und suche er nur Dasjenige, was er als meine Ueberzeugung kennen will, durch seine ungefälschte Liebe unwahr zu machen. Sie gab den Becher, ohne zu trinken, weiter, und die Gesellschaft war auf einige Zeit verstimmt.

Man erzählt sich, sagte der Kaufmann leise, indem er sich zum Fremden neigte, daß sie ihren Mann nicht geliebt habe, sondern einen andern, der ihr aber ungetreu geworden ist; damals soll sie das schönste Mädchen in der Stadt gewesen sein.

Als der Becher zu Ferdinand kam, betrachtete ihn dieser mit Erstaunen, denn es war derselbe, aus welchem ihm Albert ehemals das schöne Bildniß hervorgerufen hatte. Er schaute in das Gold hinein und in die Welle des Weines, seine Hand zitterte; es würde ihn nicht verwundert haben, wenn aus dem leuchtenden Zaubergefäße jetzt wieder jene Gestalt hervorgeblüht wäre und mit ihr seine entschwundene Jugend. Nein, sagte er nach einiger Zeit halblaut, es ist Wein, was hier glüht! Was soll es anders sein? sagte der Kaufmann lachend, trinken sie getrost! Ein Zucken des Schrecks durchfuhr den Alten, er sprach den Namen Franziska heftig aus und setzte den Pokal an die brünstigen Lippen. Die Mutter warf einen fragenden und verwundernden Blick hinüber. Woher dieser schöne

Becher? sagte Ferdinand, der sich seiner Zerstreuung schämte. Vor vielen Jahren schon, antwortete Leopold, noch ehe ich geboren war, hat ihn mein Vater zugleich mit diesem Hause und allen Mobilien von einem alten einsamen Hagestolz gekauft, einem stillen Menschen, den die Nachbarschaft umher für einen Zauberer hielt. Ferdinand mochte nicht sagen, daß er jenen gekannt hatte, denn sein Dasein war ihm zu sehr zum seltsamen Traum verwirrt, um auch nur aus der Ferne die übrigen in sein Gemüth schauen zu lassen.

Nach aufgehobener Tafel war er mit der Mutter allein, weil die jungen Leute sich zurückgezogen hatten, um Anstalten zum Balle zu treffen. Setzen Sie sich neben mich, sagte die Mutter, wir wollen ausruhen, denn wir sind über die Jahre des Tanzes hinweg, und, wenn es nicht unbescheiden ist, zu fragen, so sagen Sie mir doch, ob Sie unsern Pokal schon sonst wo gesehen haben, oder was es war, was Sie so innerlich bewegte.

O gnädige Frau, sagte der Alte, verzeihen Sie meiner thörichten Heftigkeit und Rührung, aber seit ich in Ihrem Hause bin, ist es, als gehöre ich mir nicht mehr an, denn in jedem Augenblicke vergesse ich es, daß mein Haar grau ist, daß meine Geliebten gestorben sind. Ihre schöne Tochter, die heute den frohesten Tag ihres Lebens feiert, ist einem Mädchen, das ich in meiner Jugend kannte und anbetete, so ähnlich,

daß ich es für ein Wunder halten muß; nicht ähnlich, nein, der Ausdruck sagt zu wenig, sie ist es selbst! Auch hier im Hause bin ich viel gewesen und einmal mit diesem Pokal auf die seltsamste Weise bekannt geworden. Er erzählte ihr hierauf sein Abentheuer. An dem Abend dieses Tages, so beschloß er, sah ich draußen im Park meine Geliebte zum letztenmal, indem sie über Land fuhr. Eine Rose entfiel ihr, diese habe ich aufbewahrt; sie selbst ging mir verloren, denn sie ward mir ungetreu und bald darauf vermählt.

Gott im Himmel! rief die Alte und sprang heftig bewegt auf, du bist doch nicht Ferdinand?

So ist mein Name, sagte jener.

Ich bin Franziska, antwortete die Mutter.

Sie wollten sich umarmen, und fuhren schnell zurück. Beide betrachteten sich mit prüfenden Blicken, beide suchten aus dem Ruin der Zeit jene Lineamente wieder zu entwickeln, die sie ehemals an einander gekannt und geliebt hatten, und wie in dunklen Gewitternächten unter dem Fluge schwarzer Wolken einzeln in flüchtigen Momenten die Sterne räthselhaft schimmern, um schnell wieder zu erlöschen, so schien ihnen aus den Augen, von Stirn und Mund jezuweilen der wohlbekannte Zug vorüberblitzend an, und es war, als wenn ihre Jugend in der Ferne lächelnd weinte. Er bog sich nieder und küßte ihre Hand, indem zwei

große Thränen herabstürzten, dann umarmten sie sich herzlich.

Ist deine Frau gestorben? fragte die Mutter.

Ich war nie verheirathet, schluchzte Ferdinand.

Himmel! sagte die Alte, die Hände ringend, so bin ich die Ungetreue gewesen! Doch nein, nicht ungetreu. Als ich vom Lande zurückkam, wo ich zwei Monden gewesen war, hörte ich von allen Menschen, auch von deinen Freunden, nicht bloß den meinigen, du seiest längst abgereist und in deinem Vaterlande verheirathet; man zeigte mir die glaubwürdigsten Briefe, man drang heftig in mich, man benutzte meine Trostlosigkeit, meinen Zorn, und so geschah es, daß ich meine Hand dem verdienstvollen Manne gab, mein Herz, meine Gedanken blieben dir immer gewidmet.

Ich habe mich nicht von hier entfernt, sagte Ferdinand, aber nach einiger Zeit vernahm ich deine Vermählung. Man wollte uns trennen, und es ist ihnen gelungen. Du bist glückliche Mutter, ich lebe in der Vergangenheit, und alle deine Kinder will ich wie die meinigen lieben.

Aber wie wunderbar, daß wir uns seitdem nie wieder gesehen haben.

Ich ging wenig aus, sagte die Mutter, und mein Mann, der bald darauf einer Erbschaft wegen einen andern Namen annahm, hat dir auch jeden Verdacht

dadurch entfernt, daß wir in derselben Stadt wohnen könnten.

Ich vermied die Menschen, sagte Ferdinand, und lebte nur der Einsamkeit; Leopold ist beinah der einzige, der mich wieder anzog und unter Menschen führte. O geliebte Freundin, es ist wie eine schauerliche Geistergeschichte, wie wir uns verloren und wieder gefunden haben.

Die jungen Leute fanden die Alten in Thränen aufgelöst und in tiefster Bewegung. Keines sagte, was vorgefallen war, das Geheimniß schien ihnen zu heilig. Aber seitdem war der Greis der Freund des Hauses, und der Tod nur schied die beiden Wesen, die sich so sonderbar wieder gefunden hatten, um sie kurze Zeit nachher wieder zu vereinigen.

Sängerglück.

(Aus Heinrich von Ofterdingen.)

Von

Novalis.

Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit strömten Menschen herzu, um Theil an der Herrlichkeit seines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Festen an Ueberfluß köstlicher Waaren des Gaumens, noch an Musik, prächtigen Verzierungen und Trachten und tausend abwechselnden Schauspielen und Zeitvertreiben, noch endlich an sinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beseelung der Gespräche, und an schöner, anmuthiger Jugend von beiden Geschlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feste ausmachen. Der alte König, der sonst ein strenger und ernster Mann war, hatte zwei Neigungen, die der

wahre Anlaß dieser prächtigen Hofhaltung waren und denen sie ihre schöne Einrichtung zu danken hatte.

Eine war die Zärtlichkeit für seine Tochter, die ihm als Andenken seiner früh verstorbenen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verschaffen. Die andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen große Summen gewendet und von jeher den Umgang der Sänger über Alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde, ihren Gesängen zuzuhören und vergaß oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über einen neuen, hinreißenden Gesang. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht.

Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen, wie einen köstlichen Trank, und mit desto rei-

nerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehässige Leidenschaften wie Mißtöne von der sanften, harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend war. Frieden der Seele und innres seliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieser wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erschien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menschen. Es schien, als hätten die Geister des Gesanges ihrem Beschützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als seine Tochter, die Alles besaß, was die süßeste Einbildungskraft nur in der zarten Gestalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man sie an den schönen Festen unter einer Schaar reizender Gespielen, im weißen, glänzenden Gewande erblickte, wie sie den Wettgesängen der begeisterten Sänger mit tiefem Lauschen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, dessen Lied den Preis gewonnen hatte: so hielt man sie für die sichtbare Seele dieser herrlichen Kunst, die jene Zaubersprüche beschworen hätten, und hörte auf, sich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in diesem irdischen Paradiese schien jedoch ein geheimnißvolles Schicksal zu schweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieser Gegenden betraf die

Vermählung der aufblühenden Prinzessin, von der die Fortdauer dieser seligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm selbst schien diese Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte sich keine Aussicht zu einer Vermählung für sie, die Aller Wünschen angemessen gewesen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzessin zu besitzen. Man betrachtete sie wie ein überirdisches Wesen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die sich mit Ansprüchen auf sie am Hofe gezeigt hatten, schienen so tief unter ihr zu sein, daß kein Mensch auf den Einfall kam, die Prinzessin oder der König werde die Augen auf Einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abstandes hatte sie auch allmälig Alle verscheucht, und das ausgesprengte Gerücht des ausschweifenden Stolzes dieser königlichen Familie schien Andern alle Lust zu benehmen, sich ebenfalls gedemüthigt zu sehen.

Ganz ungegründet war auch dieses Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkürlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer

mehr bestätigt. Er war aus einer uralten morgenländischen Königsfamilie entsprossen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenschaft des berühmten Helden Rustan gewesen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von seiner Verwandtschaft mit den ehemaligen übermenschlichen Beherrschern der Welt vorgesungen, und in dem Zauberspiegel ihrer Kunst war ihm der Abstand seiner Herkunft von dem Ursprunge der andern Menschen, die Herrlichkeit seines Stammes, noch heller erschienen, so daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Classe der Dichter mit dem übrigen Menschengeschlechte zusammenzuhängen. Vergebens sah er sich mit voller Sehnsucht nach einem zweiten Rustan um, indem er fühlte, daß das Herz seiner aufblühenden Tochter, der Zustand seines Reichs und sein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Absicht sehr wünschenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptstadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der sich ausschließlich mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beschäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Mensch war ernst, und ergab sich einzig der Wissenschaft der Natur, in welcher ihn sein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land

gezogen, und begnügte sich, den wohlthätigen Frieden, den der König um sich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte sie, die Kräfte der Natur zu erforschen, und diese hinreißenden Kenntnisse seinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth und dessen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimnisse anvertraute. Die Gestalt des jungen Menschen schien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er, und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen hörte.

Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Phantasien nachzuhängen und einige schöne Gesänge sich wiederholen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seine Schatten, und so kam sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an, Milch zu trinken, sie stieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat in's Haus, um sich einen Trunk Milch aus-

zubitten. Der Sohn war gegenwärtig und erschrak beinah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beinah vergöttlicht wurde.

Während er eilte, ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidner Ehrfurcht entgegen und lud sie ein, an dem einfachen Herde, der mitten im Hause stand und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräusch emporspielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr gleich bei'm Eintritt der mit tausend seltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine seltsame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den schlicht gekleideten ehrwürdigen Greis und den bescheidenen Anstand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt sie gleich für eine zum Hof gehörige Person, wozu ihre kostbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abwesenheit des Sohnes befragte sie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter besonders einige alte, sonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Herde standen, und er war bereitwillig, sie auf eine anmuthige Art

damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Krug voll frischer Milch zurück und reichte ihr denselben mit ungekünsteltem und ehrfurchtsvollem Wesen. Nach einigen anziehenden Gesprächen mit Beiden dankte sie auf die lieblichste Weise für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß, wieder kommen und seine lehrreichen Gespräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da sie merkte, daß Vater und Sohn sie nicht kannten.

Unerachtet die Hauptstadt so nahe lag, hatten Beide, in ihrer Forschung vertieft, das Gewühl der Menschen zu vermeiden gesucht, und es war dem Jüngling nie eine Lust angewandelt den Festen des Hofes beizuwohnen; besonders da er seinen Vater höchstens auf eine Stunde zu verlassen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehen, und die Eingebungen des stillen Naturgeistes durch den Einfluß seiner mannigfaltigen äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen.

Dem Alten, der Prinzessin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genau, um zu wissen, daß jeder tiefe Eindruck

bei ihm ein lebenslänglicher sein würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens mußten die erste Empfindung dieser Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flößte ihm unwillkürlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwickelung dieses sonderbaren Zufalls.

Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen helldunkeln, wunderbar-beweglichen Empfindung einer neuen Welt kein eigentlicher Gedanke in ihr entstehen. Ein magischer Schleier dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewußtsein. Es war ihr, als würde sie sich, wenn er aufgeschlagen würde, in einer überirdischen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunst, die bisher ihre ganze Seele beschäftigt hatte, war zu einem fernen Gesange geworden, der ihren seltsam-lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie sie zurück in den Palast kam, erschrak sie beinah über seine Pracht und sein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommnung ihres Vaters, dessen Gesicht zum ersten Male in ihrem Leben eine scheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es schien ihr eine

unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abenteuer zu erwähnen. Man war ihre schwärmerische Ernsthaftigkeit, ihren in Phantasien und tiefes Sinnen verlornen Blick schon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr so lieblich zu Muthe; sie schien sich unter lauter Fremden, und eine sonderbare Bänglichkeit begleitete sie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unsrer Wünsche mit hinreißender Begeisterung sang, sie mit süßem Trost erfüllte und in die angenehmsten Träume wiegte.

Der Jüngling hatte sich gleich nach ihrem Abschiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüschen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er so ging, sah er vor seinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte sich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte und auf der andern eingegrabene unverständliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen kostbaren Carfunkel und glaubte, ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hause, als wäre sie noch dort, und brachte den Stein seinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den

Weg zurückgehen und warten sollte, ob der Stein gesucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; sonst wollten sie ihn bis zu einem zweiten Besuche der Unbekannten aufheben, um ihr selbst ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete fast die ganze Nacht den Carfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderstehliches Verlangen, einige Worte auf den Zettel zu schreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte selbst nicht genau, was er sich bei den Worten dachte, die er hinschrieb:

Es ist dem Stein ein räthselhaftes Zeichen
Tief eingegraben in sein glühend Blut,
Er ist mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man sieht um jenen tausend Funken streichen,
Um dieses woget eine lichte Fluth,
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben;
Wird dieses auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, so begab er sich schon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdessen hatte die Prinzessin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, dessen Besitz ihr die Freiheit ihrer Person sicherte, indem sie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieser Verlust befremdete sie mehr, als daß er sie erschreckt hätte. Sie erinnerte sich, ihn gestern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte fest, daß er entweder im Hause des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen sein müsse; der Weg war ihr noch in frischem Andenken, und so beschloß sie gleich früh, den Stein aufzusuchen, und ward bei diesem Gedanken so heiter, daß es fast das Ansehen gewann, als sei sie gar nicht unzufrieden mit dem Verluste, weil er Anlaß gäbe, jenen Weg sogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging sie durch den Garten nach dem Walde, und weil sie eilfertiger ging als gewöhnlich, so fand sie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft schlug und ihr die Brust beklomm. Die Sonne fing eben an, die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die sich mit sanftem Flüstern bewegten, als wollten sie sich gegenseitig aus nächtlichen Gesichten erwecken, um die Sonne gemeinschaftlich zu begrüßen, als die Prinzessin, durch ein fernes Geräusch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf sich zueilen sah, der in demselben Augenblick ebenfalls sie bemerkte.

Wie angefesselt blieb er eine Weile stehen, und blickte unverwandt sie an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß ihre Erscheinung wirklich und keine Täuschung sei. Sie begrüßten sich mit einem zurückgehal-

tenen Ausdruck von Freude, als hätten sie sich schon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzessin die Ursache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein in dem beschriebenen Zettel. Es war, als ahnete die Prinzessin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn stillschweigend mit zitternder Hand, und hing ihm zur Belohnung für seinen glücklichen Fund, beinah unwillkürlich, eine goldene Kette um, die sie um den Hals trug. Beschämt kniete er vor ihr und konnte, da sie sich nach seinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie sagte ihm halbleise und mit niedergeschlagenen Augen, daß sie bald wieder zu ihnen kommen und die Zusage des Vaters, sie mit seinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langsam, ohne sich umzusehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte sich ehrfurchtsvoll, und sah ihr lange nach, bis sie hinter den Bäumen verschwand. Nach dieser Zeit vergingen wenige Tage bis zu ihrem zweiten Besuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei diesen Spaziergängen. Er holte sie zu bestimmten Stunden am Garten ab, und brachte sie dahin zurück.

Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillschweigen über ihren Stand, so zutraulich sie auch sonst gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmlischen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls seine ganze Seele. Vater und Sohn hielten sie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkosungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimisch in dem wunderbaren Hause, und wenn sie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen saß, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdischen Stimme vorsang und Letzteren in dieser lieblichen Kunst unterrichtete: so erfuhr sie dagegen von seinen begeisterten Lippen die Enträthselung der überall verbreiteten Naturgeheimnisse. Er lehrte sie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sei, und die Gestirne sich zu melodischen Reigen vereinigt hätten. Die Geschichte der Vorwelt ging durch seine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute ergriff und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach.

Eines Tages, wo ein besonders kühner Schwung

sich seiner Seele in ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, so daß sie Beide, ohne selbst zu wissen wie, einander in die Arme sanken und der erste glühende Kuß sie auf ewig zusammenschmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichen Dunkel über sie her. Er eilte, sie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angst wegen seiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angst wuchs, wie er seinen Irrthum bemerkte. Die Prinzessin dachte an den Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengstlichkeit fuhr zuweilen wie ein zerstörender Strahl durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Trost zusprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Brust. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen, den Weg zu finden, waren vergeblich, und sie priesen sich Beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem steilen Abhange eines waldigen Hügels zu entdecken, wo sie eine sichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters

zu finden hofften und eine Ruhestätte für ihre erschöpften Kräfte. Das Glück begünstigte ihre Wünsche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Moose bewachsen. Der Jüngling zündete schnell ein Feuer von Reisern und Moos an, woran sie sich trocknen konnten, und die beiden Liebenden sahen sich nun auf eine wunderbare Weise von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zustande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelstrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieseln ließ sie frisches Wasser zur Stillung ihres Durstes finden. Eine höhere Macht schien den Knoten schneller lösen zu wollen, und brachte sie unter sonderbaren Umständen in diese romantische Lage. Die Unschuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther und die verbundene, unwiderstehliche Macht ihrer süßen Leidenschaft und ihrer Jugend ließen sie bald die Welt und ihre Verhältnisse vergessen, und wiegten sie unter dem Brautgesange des Sturmes und den Hochzeitsfackeln der Blitze in den süßesten Rausch ein, der je ein sterbliches Paar beseligt haben mag.

Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie das Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die

erwachenden tausendfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überschwänglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe und an den hohen Glauben, den sie einflöße, und bat sie, die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes, und entdeckte ihm, sie sei die Tochter des Königs und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden sie über die zu fassende Entschließung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach, in Kurzem wieder bei ihr zu sein, und verließ sie beruhigt und in süßen Vorstellungen der künftigen Entwickelung dieser Begebenheiten.

Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte sich nach einigem Nachdenken bereitwillig, ihn zu unterstützen. Sein Haus lag ziemlich versteckt und hatte einige unterirdische Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier sollte die Wohnung der Prinzessin sein. Sie

ward also in der Dämmerung abgeholt und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einsamkeit, wenn sie ihres traurigen Vaters gedachte; doch verbarg sie ihren Kummer vor ihrem Geliebten und sagte es nur dem Alten, der sie freundlich tröstete und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorstellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Bestürzung gerathen, als Abends die Prinzessin vermißt wurde. Der König war ganz außer sich, und schickte überall Leute aus, sie zu suchen. Kein Mensch wußte sich ihr Verschwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverhältniß in die Gedanken, und so ahnete man keine Entführung, da ohne dieß kein Mensch weiter fehlte. Auch nicht zu der entferntesten Vermuthung war Grund da. Die ausgeschickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends seine Sänger vor ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hoffnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriß es ihm von Neuem das Herz, er weinte laut. Dann gedachte er bei sich sebst: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menschen. Meine

Tochter kann mir Nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der Geringste meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knieen säßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es ist jenes volle, überfließende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwänglichen Gnüge. So werde ich nun für meinen Uebermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert; nun hab' ich auch ein grenzenloses Elend.

So klagte der König in den Stunden der heißesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen; wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte, und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hängen, und ihre kleineren Habseligkeiten stehen, als habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaß er seine Vorsätze, geberdete sich wie ein trübseliger Mensch und rief seine

geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wußte, woher die Sage kam: aber Alles hing sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilt's, sagten Einige im wunderlichen Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es schien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzessin zu fehlen.

Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß sie verschwand, war der ganze Hof im Garten versammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiser Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell stieg zwischen den vielen Fackeln mit zahllosen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodischem Plätschern die mannigfaltigen Gesänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König saß auf einem köstlichen Teppich, und um

ihn her war der Hof in festlichen Kleidern versammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten und umgab das prachtvolle Schauspiel. Der König saß eben in tiefen Gedanken. Das Bild seiner verlornen Tochter stand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um diese Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnsucht übermannte ihn, und es flossen häufige Thränen von seinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihn das traurige Jahr nur ein schwerer Traum zu sein, und er hob die Augen auf, gleichsam um ihre hohe, heilige, entzückende Gestalt unter den Menschen und den Bäumen aufzusuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille schien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu sein, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiedersehens, den Frühling und die Zukunft besungen, wie sie die Hoffnung zu schmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leise Laute einer unbekannten schönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen schienen. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah einen Jüngling in einfacher aber fremder Tracht stehen, der eine Laute im Arm hielt und ruhig in seinem Gesange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König seinen Blick nach ihm

wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich schön, und der Gesang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Ursprunge der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrscherinnen, der Liebe und Poesie, von der Erscheinung des Hasses und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübsale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, selbst von Begeisterung hingerissen, während des Gesanges näher um den seltsamen Fremdling her.

Ein nie gefühltes Entzücken ergriff die Zuschauer, und der König selbst fühlte sich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein solcher Gesang war nie vernommen worden, und Alle glaubten, ein himmlisches Wesen sei unter ihnen erschienen, besonders da der Jüngling unter'm Singen immer schöner, immer herrlicher, und seine Stimme immer gewaltiger zu werden schien. Die Luft spielte mit seinen goldenen Locken. Die Laute schien sich unter seinen Händen zu beseelen, und sein Blick schien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu schauen. Auch die Kindes-

unschuld und Einfalt seines Gesichts schien Allen übernatürlich. Nun war der herrliche Gesang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freuden an ihre Brust. Ein stilles, inniges Jauchzen ging durch die Versammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf sich ihm bescheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich und hieß ihn sich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören und dann über seine Bitte zu entscheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und Keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen;
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte allen Lust und Frieden,
Doch Keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein Jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht,
Es wird sich Keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend seh'n sie nach den Früchten,
Und wissen nicht, daß er sie sät;
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht Ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband!
Es kümmert Keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch' Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?

Er sinkt im hohen Grase nieder,
Und schläft mit nassen Wangen ein:
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In kurzem schwindet deine Last,
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Palast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf:
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treuste Hand sie auf.

Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in seinem Gesange gekommen, und ein sonderbares Erstaunen hatte sich der Versammlung bemächtigt, als während dieser Strophen ein alter Mann nebst einer verschleierten weiblichen Gestalt von edlem Wuchse, die ein wunderschönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Versammlung umhersah und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausstreckte, zum Vorschein kamen und sich hinter den Sänger stellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume der Lieblingsadler des Königs, den er immer um sich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus seinem Zimmer entwandt haben mußte, herabflog, und sich auf das Haupt des Jünglings niederließ, so daß die Binde sich um seine Locken schlang. Der Fremdling erschrak einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte sie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ sich auf ein Knie gegen den König nieder und fuhr in seinem Gesange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes eh'rnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt, von Lieb' und Weh' ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süßen Flammen,
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt, gelockt von den Gesängen
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in gold'nen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron' ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ew'ger Lust den tiefen Schmerz.

Die Liebe giebt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Geist des Gesang's, komm' du hernieder,
Und steh' auch jetzt der Liebe bei;
Bring' die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater sei! —
Daß er mit Freuden sie umschließet,
Und seines Enkels sich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei diesen Worten, die sanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzessin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs und hielt ihm das schöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängstliche Stille schien jeden Athem festzuhalten. Der König war einige Augenblicke sprachlos und ernst; dann zog er die Prinzessin an seine Brust, drückte sie lange fest an sich und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu sich auf und umschloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Versammlung, die sich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unend-

liche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, dessen Leben fortan nur ein schönes Fest war Kein Mensch weiß, wo das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluthen den Augen entzogen worden sei.

Der tolle Invalide.

Novelle

von

Achim von Arnim.

Graf Dürande, der gute alte Commandant von Marseille, saß einsam frierend an einem kalt stürmenden Octoberabende bei dem schlecht eingerichteten Kamine seiner prachtvollen Commandantenwohnung und rückte immer näher und näher zum Feuer, während die Kutschen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten, und sein Kammerdiener Basset, der zugleich sein liebster Gesellschafter war, im Vorzimmer heftig schnarchte. Auch im südlichen Frankreich ist es nicht immer warm, dachte der alte Herr, und schüttelte mit dem Kopfe, die Menschen bleiben auch da nicht immer jung; aber die lebhafte gesellige Bewegung nimmt so wenig Rücksicht auf das Alter, wie die Bau-

kunst auf den Winter. Was sollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des siebenjährigen Krieges) die Besatzung von Marseille und seiner Forts ausmachten, mit seinem hölzernen Beine auf dem Balle? Nicht einmal die Lieutenants seines Regiments waren zum Tanze zu brauchen. Hier am Kamine schien ihm dagegen sein hölzernes Bein höchst brauchbar, weil er den Basset nicht wecken mochte, um den Vorrath grüner Olivenäste, den er sich zur Seite hatte hinlegen lassen, allmählig in die Flamme zu schieben. Ein solches Feuer hat großen Reiz; die knisternde Flamme ist mit dem grünen Laube wie durchflochten, halb brennend, halb grünend erscheinen die Blätter wie verliebte Herzen. Auch der alte Herr dachte dabei an Jugendglanz und vertiefte sich in den Constructionen jener Feuerwerke, die er sonst schon für den Hof angeordnet hatte und speculirte auf neue, noch mannigfachere Farbenstrahlen und Drehungen, durch welche er am Geburtstage des Königs die Marseiller überraschen wollte. Es sah nun leerer in seinem Kopfe als auf dem Balle aus. Aber in der Freude des Gelingens, wie er schon alles strahlen, sausen, prasseln, dann wieder alles in stiller Größe leuchten sah, hatte er immer mehr Olivenäste ins Feuer geschoben und nicht bemerkt, daß sein hölzernes Bein Feuer gefangen hatte und schon um ein Drit-

theil abgebrannt war. Erst jetzt, als er aufspringen wollte, weil der große Schluß, das Aufsteigen von tausend Raketen seine Einbildungskraft beflügelte und entflammte, bemerkte er, indem er auf seinen Polsterstuhl zurück sank, daß sein hölzernes Bein verkürzt sei, und daß der Rest auch noch in besorglichen Flammen stehe. In der Noth, nicht gleich aufkommen zu können, rückte er seinen Stuhl wie einen Pikschlitten mit dem flammenden Beine bis in die Mitte des Zimmers, rief seinen Diener und dann nach Wasser.

Mit eifrigem Bemühen sprang ihm augenblicklich eine Frau zu Hülfe, die in das Zimmer eingelassen, lange durch ein bescheidenes Husten die Aufmerksamkeit des Kommandanten auf sich zu ziehen gesucht hatte, doch ohne Erfolg. Sie suchte das Feuer mit ihrer Schürze zu löschen, aber die glühende Kohle des Beins setzte die Schürze in Flammen und der Kommandant schrie nun in wirklicher Noth nach Hülfe, nach Leuten. Bald drangen diese von der Gasse herein, auch Basset war erwacht; der brennende Fuß, die brennende Schürze brachten alle ins Lachen, doch mit dem ersten Wassereimer, den Basset aus der Küche holte, war alles gelöscht und die Leute empfahlen sich. Die arme Frau triefte vom Wasser, sie konnte sich nicht gleich vom Schrecken erholen; der Kommandant ließ ihr seinen warmen Rockelor umhängen, und ein

Glas starken Wein reichen. Die Frau wollte aber nichts nehmen und schluchzte nur über ihr Unglück und bat den Kommandanten, mit ihm einige Worte ins Geheim zu sprechen. So schickte er seinen nachlässigen Diener fort und setzte sich sorgsam in ihre Nähe.

„Ach, mein Mann," sagte sie in einem fremden deutschen Dialekte des Französischen, „mein Mann kommt von Sinnen, wenn er die Geschichte hört; ach, mein armer Mann, da spielt ihm der Teufel sicher wieder einen Streich!" Der Kommandant fragte nach dem Manne und die Frau sagte ihm, daß sie eben wegen dieses ihres lieben Mannes zu ihm gekommen, ihm einen Brief des Obersten vom Regimente Pikardie zu überbringen. Der Oberste setzte die Brille auf, erkannte das Wappen seines Freundes und durchlief das Schreiben, dann sagte er: „Also Sie sind jene Rosalie, eine geborne Demoiselle Lilie aus Leipzig, die den Sergeanten Francoeur geheirathet hat, als er am Kopfe verwundet in Leipzig gefangen lag? Erzählen Sie, das ist eine seltne Liebe! Was waren Ihre Eltern, legten die Ihnen kein Hinderniß in den Weg? Und was hat denn Ihr Mann für scherzhafte Grillen als Folge seiner Kopfwunde behalten, die ihn zum Felddienste untauglich machten, obgleich er als der bravste und geschickteste Sergeant, als die Seele des Regiments geachtet wurde?"

„Gnädiger Herr," antwortete die Frau „meine Liebe trägt die Schuld von alle dem Unglück, ich habe meinen Mann unglücklich gemacht und nicht jene Wunde; meine Liebe hat den Teufel in ihn gebracht und plagt ihn, und verwirrt seine Sinne. Statt mit den Soldaten zu exerciren, fängt er zuweilen an, ihnen ungeheure, ihm vom Teufel eingegebene Sprünge vorzumachen, und verlangt daß sie ihm diese nachmachen; oder er schneidet ihnen Gesichter, daß ihnen der Schreck in alle Glieder fährt, und verlangt, daß sie sich dabei nicht rühren noch regen; und neulich, was endlich dem Fasse den Boden ausschlug, warf er den kommandirenden General, der in einer Affaire den Rückzug des Regiments befahl, vom Pferde, setzte sich darauf und nahm mit dem Regimente die Batterie."

„Ein Teufelskerl," — rief der Kommandant, „wenn doch so ein Teufel in alle unsre kommandirenden Generale führe, so hätten wir kein zweites Rosbach zu fürchten! Ist Ihre Liebe solche Teufelsfabrik, so wünschte ich, Sie liebten unsre ganze Armee." — „Leider im Fluche meiner Mutter," seufzte die Frau. „Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Meine Mutter sah viele Männer bei sich, denen ich aufwarten mußte, das war meine einzige Arbeit. Ich war träumerisch und achtete gar nicht der freundlichen Reden dieser Männer; meine Mutter schützte mich gegen ihre

Zudringlichkeit. Der Krieg hatte diese Herren, die meine Mutter besuchten und bei ihr Hazardspiele heimlich spielten, meist zerstreut; wir lebten zu ihrem Aerger sehr einsam; Freund und Feind waren ihr darum gleich verhaßt, ich durfte keinem eine Gabe bringen, der verwundet oder hungrig vor dem Hause vorüberging. Das that mir sehr leid und einstmals war ich ganz allein und besorgte unser Mittagsessen, als viele Wagen mit Verwundeten vorüberzogen, die ich an der Sprache für Franzosen erkannte, die von den Preußen gefangen worden. Immer wollte ich mit dem fertigen Essen zu jenen hinunter, doch ich fürchtete die Mutter; als ich aber Francoeur mit verbundenem Kopfe auf dem letzten Wagen liegen gesehen, da weiß ich nicht wie mir geschah; die Mutter war vergessen, ich nahm Suppe und Löffel, und, ohne unsre Wohnung abzuschließen, eilte ich dem Wagen nach in die Pleißenburg. Ich fand ihn; er war schon abgestiegen. Dreist redete ich die Aufseher an, und wußte dem Verwundeten gleich das beste Strohlager zu erstehen. Und als er drauf lag, welche Seligkeit, dem Nothleidenden die warme Suppe zu reichen! Er wurde munter in den Augen und schwur mir, daß ich einen Heiligenschein um meinen Kopf trage. Ich antwortete ihm, das sei meine Haube, die sich im eiligen Bemühen um ihn aufgeschlagen. Er sagte, der Heili-

genschein komme aus meinen Augen! Ach, das Wort konnte ich gar nicht vergessen, und hätte er mein Herz nicht schon gehabt, ich hätt's ihm dafür schenken müssen."

„Ein wahres, ein schönes Wort!" sagte der Kommandant, und Rosalie fuhr fort: „Das war die schönste Stunde meines Lebens, ich sah ihn immer eifriger an, weil er behauptete, daß es ihm wohl thue, und als er mir endlich einen kleinen Ring an den Finger steckte, fühlte ich mich so reich, wie ich noch niemals gewesen. In diese glückliche Stille trat meine Mutter scheltend und fluchend ein; ich kann nicht nachsagen wie sie mich nannte, ich schämte mich auch nicht, denn ich wußte, daß ich schuldlos war und daß er Böses nicht glauben würde. Sie wollte mich fortreißen, aber er hielt mich fest und sagte ihr, daß wir verlobt wären, ich trüge schon seinen Ring. Wie verzog sich das Gesicht meiner Mutter; mir war's, als ob eine Flamme aus ihrem Halse brenne und ihre Augen kehrte sie in sich, sie sahen ganz weiß aus; sie verfluchte mich und übergab mich mit feierlicher Rede dem Teufel. Und wie so ein heller Schein in meine Augen am Morgen gestrahlt, als ich Francoeur gesehen, so war mir jetzt als ob eine schwarze Fledermaus ihre durchsichtigen Flügeldecken über meine Augen legte; die Welt war mir halb verschlossen, und ich gehörte mir nicht mehr ganz. Mein Herz verzweifelte

und ich mußte lachen. „Hörst Du, der Teufel lacht schon aus Dir!“ sagte die Mutter und ging triumphirend fort, während ich ohnmächtig niederstürzte. Als ich wieder zu mir gekommen, wagte ich nicht zu ihr zu gehen und den Verwundeten zu verlassen, auf den der Vorfall schlimm gewirkt hatte; ja ich trotzte heimlich der Mutter wegen des Schadens, den sie dem Unglücklichen gethan. Erst am dritten Tage schlich ich, ohne es Francoeur zu sagen, Abends nach dem Hause, wagte aber nicht anzuklopfen. Endlich trat eine Frau, die uns bedient hatte, heraus. Sie berichtete, die Mutter habe ihre Sachen schnell verkauft, und sei mit einem fremden Herrn, der ein Spieler sein sollte, fortgefahren, aber niemand wisse wohin. So war ich nun von aller Welt ausgestoßen und es that mir wohl, so entfesselt von jeder Rücksicht in die Arme meines Francoeur zu fallen. Auch meine jugendlichen Bekanntinnen in der Stadt wollten mich nicht mehr kennen; so konnte ich ganz ihm und seiner Pflege leben. Für ihn arbeitete ich; bisher hatte ich nur mit dem Spitzenklöppeln zu meinem Putze gespielt, ich schämte mich nicht, diese meine Handarbeiten zu verkaufen, ihm brachte es Bequemlichkeit und Erquickung. Aber immer mußte ich der Mutter denken, wenn seine Lebendigkeit im Erzählen mich nicht zerstreute; die Mutter erschien mir schwarz mit flammenden Augen, immer

fluchend vor meinen inneren Augen und ich konnte sie nicht los werden. Meinem Francoeur wollte ich nichts sagen, um ihm nicht das Herz schwer zu machen; ich klagte über Kopfweh, das ich nicht hatte, über Zahnweh, das ich nicht fühlte, um weinen zu können wie ich mußte. Ach, hätte ich damals mehr Vertrauen zu ihm gehabt, ich hätte sein Unglück nicht gemacht; aber jedesmal, wenn ich ihm erzählen wollte, daß ich durch den Fluch der Mutter vom Teufel besessen zu sein glaubte, schloß mir der Teufel den Mund; auch fürchtete ich, daß er mich dann nicht mehr lieben könne, daß er mich verlassen würde, und den bloßen Gedanken konnte ich kaum überleben. Diese innere Qual, vielleicht auch die angestrengte Arbeit zerrüttete endlich meinen Körper; heftige Krämpfe, die ich ihm verheimlichte, drohten mich zu ersticken, und Arzeneien schienen diese Uebel nur zu mehren. Kaum war er hergestellt, so ward die Hochzeit von ihm angeordnet. Ein alter Geistlicher hielt eine feierliche Rede, in der er meinem Francoeur alles ans Herz legte, was ich für ihn gethan, wie ich ihm Vaterland, Wohlstand und Freundschaft zum Opfer gebracht, selbst den mütterlichen Fluch auf mich geladen; alle diese Noth müsse er mit mir theilen, alles Unglück gemeinsam tragen. Meinem Manne schauderte bei den Worten, aber er sprach doch ein vernehmliches Ja, und wir wurden vermählt.

Selig waren die ersten Wochen, ich fühlte mich zur Hälfte von meinen Leiden erleichtert und ahnete nicht gleich, daß eine Hälfte des Fluchs zu meinem Manne übergegangen sei. Bald aber klagte er, daß jener Prediger in seinem schwarzen Kleide ihm immer vor Augen stehe und ihm drohe; daß er dadurch einen so heftigen Zorn und Widerwillen gegen Geistliche, Kirchen und heilige Bilder empfinde, daß er ihnen fluchen müsse, und wisse nicht warum, und um sich diesen Gedanken zu entschlagen, überlasse er sich jedem Einfall; er tanze und trinke, und so in dem Umtriebe des Bluts werde ihm besser. Ich schob Alles auf die Gefangenschaft, obgleich ich wohl ahnete, daß es der Teufel sei, der ihn plage. Er wurde ausgewechselt durch die Vorsorge seines Obersten, der ihn beim Regimente wohl vermißt hatte, denn Francoeur ist ein außerordentlicher Soldat.

Mit leichtem Herzen zogen wir aus Leipzig und bildeten eine schöne Zukunft in unsern Gesprächen aus. Kaum waren wir aber aus der Noth ums tägliche Bedürfniß zum Wohlleben der gut versorgten Armee in die Winterquartiere gekommen, so stieg die Heftigkeit meines Mannes mit jedem Tage; er trommelte Tage lang, um sich zu zerstreuen, zankte, machte Händel, der Oberst konnte ihn nicht begreifen; nur mit mir war er sanft wie ein Kind. Ich wurde von einem

Knaben entbunden, als der Feldzug sich wieder eröffnete, und mit der Qual der Geburt schien der Teufel, der mich geplagt, ganz von mir gebannt. Francoeur wurde immer muthwilliger und heftiger. Der Oberste schrieb mir, er sei tollkühn wie ein Rasender, aber bisher immer glücklich gewesen; seine Kameraden meinten, er sei zuweilen wahnsinnig und er fürchte, ihn unter die Kranken oder Invaliden abgeben zu müssen.

Der Oberst hatte einige Achtung gegen mich, er hörte auf meine Fürbitte, bis endlich seine Wildheit gegen den kommandirenden General dieser Abtheilung, die ich schon erzählte, ihn in Arrest brachte, wo der Wundarzt erklärte, er leide wegen der Kopfwunde, die ihm in der Gefangenschaft vernachlässigt worden, an Wahnsinn und müsse wenigstens ein Paar Jahre im warmen Klima bei den Invaliden zubringen, ob sich dieses Uebel vielleicht ausscheide. Ihm wurde gesagt, daß er zur Strafe wegen seines Vergehens unter die Invaliden komme, und er schied mit Verwünschungen vom Regimente. Ich bat mir das Schreiben vom Obersten aus; ich beschloß Ihnen zutraulich Alles zu eröffnen, damit er nicht nach der Strenge des Gesetzes sondern nach seinem Unglück, dessen einzige Ursache meine Liebe war, beurtheilt werde, und daß Sie ihn zu seinem Besten in eine kleine abgelegene Ortschaft legen, damit er hier in der großen

Stadt nicht zum Gerede der Leute wird. Aber, gnädiger Herr, Ihr Ehrenwort darf eine Frau schon fordern, die Ihnen heute einen kleinen Dienst erwiesen, daß Sie dies Geheimniß seiner Krankheit, welches er selbst nicht ahnet und das seinen Stolz empören würde, unverbrüchlich bewahren."

„Hier meine Hand," rief der Kommandant, der die eifrige Frau mit Wohlgefallen angehört hatte; „noch mehr, ich will Ihre Fürbitte dreimal erhören, wenn Francoeur dumme Streiche macht. Das Beste aber ist, diese zu vermeiden, und darum schicke ich ihn gleich zur Ablösung nach einem Fort, das nur drei Mann Besatzung braucht; Sie finden da für sich und Ihr Kind eine bequeme Wohnung, er hat da wenig Veranlassung zu Thorheiten, und die er begeht, bleiben verschwiegen." Die Frau dankte für diese gütige Vorsorge, küßte dem alten Herrn die Hand, und er leuchtete ihr dafür, als sie mit vielen Knixen die Treppe hinunterging. Das wunderte den alten Kammerdiener Basset, und es fuhr ihm durch den Kopf, was seinem Alten ankomme, ob der wohl gar mit der brennenden Frau eine Liebschaft gestiftet habe, die seinem Einflusse nachtheilig werden könne.

Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, Abends im Bette, wenn er nicht schlafen konnte, alles was am Tage geschehen, laut zu überdenken, als ob er dem

Bette seine Beichte hätte abstatten müssen. Und während nun die Wagen vom Balle zurückrollten und ihn wach erhielten, lauerte Basset im andern Zimmer und hörte die ganze Unterredung, die ihm um so wichtiger schien, weil Francoeur sein Landsmann und Regimentskamerad gewesen, obgleich er viel älter als Francoeur war. Und nun dachte er gleich an einen Mönch, den er kannte, der schon manchem den Teufel ausgetrieben hatte, und zu dem wollte er Francoeur bald hinführen; er hatte eine rechte Freude an Quacksalbern und freute sich einmal wieder, einen Teufel austreiben zu sehen.

Rosalie hatte, sehr befriedigt über den Erfolg ihres Besuchs, gut geschlafen; sie kaufte am Morgen eine neue Schürze und trat mit dieser ihrem Manne entgegen, der mit entsetzlichem Gesange seine müden Invaliden in die Stadt führte. Er küßte sie; hob sie in die Luft und sagte ihr: „Du riechst nach dem trojanischen Brande, ich habe Dich wieder, schöne Helena!“ — Rosalie entfärbte sich und hielt es für nöthig, als er fragte, ihm zu eröffnen, daß sie wegen der Wohnung beim Obersten gewesen, daß diesem gerade das Bein in Flammen gestanden, und daß ihre Schürze verbrannt. Ihm war es nicht recht, daß sie nicht bis zu seiner Ankunft gewartet habe, doch vergaß er das in tausend Späßen über die brennende

Schürze. Er stellte darauf seine Leute dem Commandanten vor, rühmte alle ihre leiblichen Gebrechen und geistigen Tugenden so artig, daß er des alten Herrn Wohlwollen erwarb, der so in sich meinte: die Frau liebt ihn, aber sie ist eine Deutsche und versteht keinen Franzosen; ein Franzose hat immer den Teufel im Leibe!

Er ließ ihn ins Zimmer kommen, um ihn näher kennen zu lernen, fand ihn im Befestigungswesen wohl unterrichtet, und was ihn noch mehr entzückte, er fand in ihm einen leidenschaftlichen Feuerkünstler, der bei seinem Regimente schon alle Arten Feuerwerke ausgearbeitet hatte. Der. Kommandant trug ihm seine neue Erfindung zu einem Feuerwerke am Geburtstage des Königs vor, bei welcher ihn gestern der Beinbrand gestört hatte, und Francoeur ging mit funkelnder Begeisterung darauf ein. Nun eröffnete ihm der Alte, daß er mit zwei andern Invaliden die kleine Besatzung des Forts Ratonneau ablösen solle; dort sei ein großer Pulvervorrath, und dort solle er mit seinen beiden Soldaten fleißig Raketen füllen, Feuerräder drehen und Frösche binden. Indem der Kommandant ihm die Schlüssel des Pulverthurms und das Inventarium reichte, fiel ihm die Rede der Frau ein und er hielt ihn mit den Worten noch fest: „Aber Euch plagt doch nicht der Teufel und Ihr stiftet mir Unheil?“

„Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, sonst hat man ihn im Spiegel,“ antwortete Francoeur mit einem gewissen Zutrauen. Das gab dem Kommandanten Vertrauen, er reichte ihm den Schlüssel, das Inventarium und den Befehl an die jetzige kleine Garnison, auszuziehen. So wurde er entlassen und auf dem Hausflur fiel ihm Basset um den Hals; sie hatten sich gleich erkannt und erzählten einander in aller Kürze, wie es ihnen ergangen. Doch weil Francoeur an große Strenge in allem Militairischen gewöhnt war, so riß er sich los und bat ihn auf den nächsten Sonntag, wenn er abkommen könnte, zu Gast nach dem Fort Ratonneau, zu dessen Kommandanten, der er selbst zu sein die Ehre habe.

Der Einzug auf dem Fort war für Alle gleich fröhlich, die abziehenden Invaliden hatten die schöne Aussicht auf Marseille bis zum Ueberdrusse genossen, und die Einziehenden waren entzückt über die Aussicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften sie von den Abziehenden ein Paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunststücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müßige Soldaten sind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur sein Kommando angetreten, befahl er sogleich seinen beiden Soldaten, Brunet und Tessier, mit ihm den

Pulverthurm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewissen Vorrath zur Feuerwerkarbeit in das Laboratorium zu tragen. Das Inventarium wár richtig und er beschäftigte gleich einen seiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem andern ging er zu allen Kanonen und Mörsern, um die metallnen zu poliren, und die eisernen schwarz anzustreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ordnete auch alles Geschütz so, wie es stehen mußte, um den einzigen Aufgang nach dem Fort zu bestreichen. „Das Fort ist nicht zu nehmen!“ rief er einmal über das andere begeistert. „Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hunderttausend Mann landen und stürmen! Aber die Unordnung war hier groß!“ „So sieht es überall auf den Forts und Batterien aus,“ sagte Tessier; der alte Kommandant kann mit seinem Stelzfuß nicht mehr so weit steigen, und Gottlob! bis jetzt ist es den Engländern noch nicht eingefallen zu landen.“ — „Das muß anders werden,“ rief Francoeur, „ich will mir lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unsre Feinde Marseille einäschern oder wir sie doch fürchten müssen.“ —

Die Frau mußte ihm helfen das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweißen und die

Lebensmittel in den Kasematten zu lüften. In den ersten Tagen wurde fast nicht geschlafen, so trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit, und seine geschickte Hand fertigte in dieser Zeit, wozu ein Anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieser Thätigkeit ließen ihn seine Grillen ruhen; er war hastig; aber alles zu einem festen Ziele, und Rosalie segnete den Tag, der ihn in diese höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben schien. Auch die Witterung hatte sich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen schien; täglich liefen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Rosalie, die nie am Meere gewesen, glaubte sich in eine andere Welt versetzt, und ihr Knabe freute sich, nach so mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirthsstuben, der vollen Freiheit in dem eingeschlossenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach Art der Soldaten, besonders der Artilleristen, mit den künstlichsten mathematischen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten; ihn überflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeur's, ein segenreiches Zeichen der Frau, die eine geborne Lilie war, die liebste Unterhaltung des Kindes.

So kam der erste Sonntag, von Allen gesegnet,

und Francoeur befahl seiner Frau, für den Mittag ihm etwas Gutes zu besorgen, wo er seinen Freund Basset erwarte; insbesondere machte er Anspruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hühner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wilder Vögel, die Brunet geschossen hatte, in die Küche. Unter diesen Vorbereitungen kam Basset hinaufgekeucht und war entzückt über die Verwandlung des Forts; er erkundigte sich auch im Namen des Kommandanten nach dem Feuerwerke und erstaunte über die große Zahl fertiger Raketen und Leuchtkugeln. Die Frau ging nun an ihre Küchenarbeit, die beiden Soldaten zogen aus, um Früchte zur Mahlzeit zu holen; Alle wollten an dem Tage recht selig schwelgen und sich die Zeitung vorlesen lassen, die Basset mitgebracht hatte. Im Garten saß nun Basset dem Francoeur gegenüber und sah ihn stillschweigend an, dieser fragte nach der Ursache.

„Ich meine, Ihr seht so gesund aus wie sonst und Alles was Ihr thut, ist so vernünftig.“ — „Wer zweifelt daran?“ fragte Francoeur mit einer Aufwallung, „das will ich wissen!“ — Basset suchte umzulenken, aber Francoeur hatte etwas Furchtbares in seinem Wesen; sein dunkles Auge befeuerte sich, sein Kopf erhob sich, seine Lippen drängten sich vor. Das Herz war schon dem armen Schwätzer Basset gefallen er sprach dünnstimmig wie eine Violine von Gerüch-

ten beim Kommandanten, er sei vom Teufel geplagt; von seinem guten Willen, ihn durch einen Ordensgeistlichen, den Vater Philipp exorciren zu lassen, den er deswegen vor Tische hinaufbestellt habe, unter dem Vorwande, daß er eine Messe der vom Gottesdienst entfernten Garnison in der kleinen Kapelle lesen müsse. Francoeur entsetzte sich über die Nachricht; er schwur, daß er sich blutig an dem rächen wolle, der solche Lüge über ihn ausgebracht; er wisse nichts vom Teufel und wenn es gar keinen gebe, so habe er auch nichts dagegen einzuwenden, denn er habe nirgends die Ehre seiner Bekanntschaft gemacht. Basset sagte: er sei ganz unschuldig, er habe die Sache vernommen, als der Kommandant mit sich laut gesprochen habe; auch sei ja dieser Teufel die Ursache, warum Francoeur vom Regimente fortgekommen.

„Und wer brachte dem Kommandanten die Nachricht?" fragte Francoeur zitternd. „Eure Frau," antwortete jener, „aber in der besten Absicht, um Euch zu entschuldigen, wenn Ihr hier wilde Streiche machtet." „Wir sind geschieden!" schrie Francoeur und schlug sich vor den Kopf, „sie hat mich verrathen, mich vernichtet, hat Heimlichkeiten mit dem Kommandanten; sie hat unendlich viel für mich gethan und gelitten, sie hat mir unendlich wehe gethan, ich bin ihr nichts mehr schuldig, wir sind geschieden!"

Allmählig schien er stiller zu werden, je lauter es in ihm wurde; er sah wieder den schwarzen Geistlichen vor Augen, wie die vom tollen Hunde Gebissenen den Hund immer zu sehen meinen, da trat Vater Philipp in den Garten und er ging mit Heftigkeit auf ihn zu, um zu fragen was er wolle. Dieser meinte seine Beschwörung anbringen zu müssen, redete den Teufel heftig an, indem er seine Hände in kreuzenden Linien über Francoeur bewegte. Das Alles empörte Francoeur; er gebot ihm als Commandant des Forts, den Platz sogleich zu verlassen. Aber der erschrockene Philipp eiferte um so heftiger gegen den Teufel in Francoeur, und als er sogar seinen Stab erhob, ertrug Francoeur's militairischer Stolz diese Drohung nicht. Mit wüthender Stärke ergriff er den kleinen Philipp bei seinem Mantel und warf ihn über das Gitter, das den Eingang schützte, und wäre der gute Mann nicht an den Spitzen des Thürgitters mit dem Mantel hängen geblieben, er hätte einen schweren Fall die steinerne Treppe hinunter gemacht. Nahe diesem Gitter war der Tisch gedeckt, das erinnerte Francoeur an das Essen. Er rief nach dem Essen und Rosalie brachte es, etwas erhitzt vom Feuer, aber sehr fröhlich, denn sie bemerkte nicht den Mönch außer dem Gitter, der sich kaum vom ersten Schrecken erholt hatte und still vor sich betete, um neue Gefahr abzuwenden; kaum

beachtete sie, daß ihr Mann und Basset, jener finster, dieser verlegen nach dem Tische blickten. Sie fragte nach den beiden Soldaten, aber Francoeur sagte: „Sie können nachher essen, ich habe Hunger, daß ich die Welt zerreißen könnte.“ Darauf legte sie die Suppe vor, und gab Basset aus Artigkeit das Meiste, dann ging sie nach der Küche um den Eierkuchen zu backen. „Wie hat denn meine Frau dem Kommandanten gefallen?“ fragte Francoeur. „Sehr gut,“ antwortete Basset, „er wünschte, daß es ihm in der Gefangenschaft so gut geworden wäre wie Euch.“ „Er soll sie haben!“ antwortete er. „Nach den beiden Soldaten, die fehlen, fragte sie; was mir fehlt, das fragte sie nicht? Euch suchte sie als einen Diener des Kommandanten zu gewinnen, darum füllte sie Euren Teller, daß er überfloß, Euch bot sie das größte Glas Wein an; gebt Achtung, sie bringt Euch auch das größte Stück Eierkuchen. Wenn das der Fall ist, dann stehe ich auf, dann führt sie nur fort, und laßt mich hier allein.“

Basset wollte antworten, aber im Augenblicke trat die Frau mit dem Eierkuchen herein. Sie hatte ihn schon in drei Stücke geschnitten, ging zu Basset und schob ihm ein Stück mit den Worten auf den Teller: „Einen besseren Eierkuchen findet Ihr nicht beim Kommandanten, Ihr müßt mich rühmen!“ — Finster

blickte Francoeur in die Schüssel; die Lücke war fast so groß wie die beiden Stücke, die noch blieben, er stand auf und sagte: „Es ist nicht anders, wir sind geschieden!“ Mit diesen Worten ging er nach dem Pulverthurme, schloß die eiserne Thür auf, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu. Die Frau sah ihm verwirrt nach und ließ die Schüssel fallen. „Gott, ihn plagt der Böse; wenn er nur nicht Unheil stiftet im Pulverthurm.“ — „Ist das der Pulverthurm?“ rief Basset, „er sprengt sich in die Luft, rettet Euch und Euer Kind!“ Mit diesen Worten lief er fort, auch der Mönch wagte sich nicht wieder herein und lief ihm nach.

Rosalie eilte in die Wohnung zu ihrem Kinde, riß es aus dem Schlafe, aus der Wiege; sie wußte nichts mehr von sich, bewußtlos wie sie Francoeur einst gefolgt, so entfloh sie ihm mit dem Kinde und sagte vor sich hin: „Kind, das thue ich nur Deinetwegen, mir wäre besser mit ihm zu sterben; Hagar, Du hast nicht gelitten wie ich, denn ich verstoße mich selbst!“ — Unter solchen Gedanken kam sie herab auf einem falschen Wege und stand am sumpfigen Ufer des Flusses. Sie konnte aus Ermattung nicht mehr gehen und setzte sich deswegen in einen Nachen, der nur leicht ans Ufer gefahren, leicht abzustoßen war und ließ sich den Fluß herabtreiben; sie wagte nicht umzublicken. Wenn am

Hafen ein Schuß geschah, meinte sie, das Fort sei gesprengt, und ihr halbes Leben verloren, so verfiel sie allmählig in einen dumpfen fieberartigen Zustand.

Unterdessen waren die beiden Soldaten, mit Aepfeln und Trauben bepackt, in die Nähe des Forts gekommen, aber Francoeur's starke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: „Zurück!“ dann sagte er durch das Sprachrohr: „An der hohen Mauer werde ich mit Euch reden, ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, so lange es dem Teufel gefällt!“ Sie wußten nicht, was das bedeuten solle, aber es war nichts anders zu thun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leisten. Sie gingen herab zu dem steilen Abhange des Forts, welcher die hohe Mauer hieß, und kaum waren sie dort angelangt, so sahen sie Rosalien's Bette und des Kindes Wiege an einem Seile niedersinken; dem folgten ihre Betten und Geräthe und Francoeur rief durch das Sprachrohr: „Das Eurige nehmt; Bette, Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Kommandanten, da werdet Ihr sie finden; sagt: das schicke ihr Satanas, und diese alte Fahne, um ihre Schande mit dem Kommandanten zu decken!“ Bei diesen Worten warf er die große französische Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: „dem Kommandanten lasse ich hierdurch

den Krieg erklären. Er mag sich waffnen bis zum Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen; er soll nicht schonen, denn ich schone ihn beim Teufel nicht; er soll alle seine Hände ausstrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüssel zum Pulverthurm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu fassen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben."

Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: „Gedenkt an unsern gnädigsten König, daß der über Euch steht, ihm werdet Ihr doch nicht widerstreben." Dem antwortete Francoeur: „In mir ist der König aller Könige dieser Welt, in mir ist der Teufel und im Namen des Teufels sage ich Euch, redet kein Wort, sonst zerschmettere ich Euch!" — Nach dieser Drohung packten beide stillschweigend das Ihre zusammen und ließen das Uebrige stehen; sie wußten, daß oben große Steinmassen angehäuft waren, die unter der steilen Felswand alles zerschmettern konnten.

Als sie nach Marseille zum Kommandanten kamen, fanden sie ihn schon in Bewegung, denn Basset hatte ihn von Allem unterrichtet; er sendete die beiden Ankommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu sichern, Andere sandte er aus, um die Frau mit dem Kinde aufzufinden, während er die Officiere bei sich

versammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun sei? Die Besorgniß dieses Kriegsraths richtete sich besonders auf den Verlust des schönen Forts, wenn es in die Luft gesprengt würde; bald kam aber ein Abgesandter der Stadt, wo sich das Gerücht verbreitet hatte, und stellte den Untergang des schönsten Theiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre sei nicht gegen einen einzelnen Menschen zu erringen, wohl aber ein ungeheurer Verlust durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wuth Francoeur's doch endlich überwinden, dann sollten entschlossene Leute das Fort erklettern und ihn fesseln. Dieser Rathschluß war kaum gefaßt, so wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Rosalien's Betten und Geräth zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Bestellung Francoeur's zu überbringen, daß ihm der Teufel verrathen, sie wollten ihn im Schlafe fangen; aber er warne sie aus Liebe zu einigen Teufelscameraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden sollten, denn er werde ruhig in seinem verschlossenen Pulverthurme mit geladenen Gewehren schlafen und ehe sie die Thüre erbrechen könnten, wäre er längst erwacht und der Thurm mit einem Schusse in die Pulverfässer, zersprengt.

„Er hat recht," sagte der Commandant, „er kann

nicht anders handeln, wir müssen ihn aushungern." — „Er hat den ganzen Wintervorrath für uns Alle hinaufgeschafft," bemerkte Brunet, „wir müssen wenigstens ein halbes Jahr warten; auch sagte er, daß ihm die vorbeifahrenden Schiffe, welche die Stadt versorgen, reichlichen Zoll geben sollten, sonst bohre er sie in den Grund, und zum Zeichen daß Niemand in der Nacht fahren solle, ohne seine Bewilligung, werde er am Abend einige Kugeln über den Fluß sausen lassen." — „Wahrhaftig, er schießt!" rief einer der Officiere, und Alle liefen nach einem Fenster des obern Stockwerks. Welch ein Anblick! an allen Ecken des Forts eröffneten die Kanonen ihren feurigen Rachen, die Kugeln sausten durch die Luft, in der Stadt versteckte sich die Menge mit großem Geschrei und nur Einzelne wollten ihren Muth im kühnen Anschauen der Gefahr beweisen. Aber sie wurden auch reichlich dafür belohnt, denn mit hellem Lichte schoß Francoeur einen Bündel Raketen aus einer Haubitze in die Luft, und einen Bündel Leuchtkugeln aus einem Mörser, denen er aus Gewehren unzählige andere nachsandte.

Der Kommandant versicherte, diese Wirkung sei trefflich; er habe es nie gewagt, Feuerwerke mit Wurfgeschütz in die Luft zu treiben, aber die Kunst werde dadurch gewissermaßen zu einer meteorischen; der Francoeur verdiene schon deswegen begnadigt zu werden.

Diese nächtliche Erleuchtung hatte eine andere Wirkung, die wohl in keines Menschen Absicht lag; sie rettete Rosalien und ihrem Kinde das Leben. Beide waren in dem ruhigen Treiben des Kahnes eingeschlummert und Rosalie sah im Traume ihre Mutter von innerlichen Flammen durchleuchtet und verzehrt und fragte sie: warum sie so leide? Da war's als ob eine laute Stimme ihr in die Ohren rief: „Mein Fluch brennt mich wie Dich, und kannst Du ihn nicht lösen, so bleib ich eigen allem Bösen.“ Sie wollte noch mehr sprechen, aber Rosalie war schon aufgeschreckt, sah über sich den Bündel Leuchtkugeln im höchsten Glanze und hörte neben sich einen Schiffer rufen: „Steuert links, wir fahren sonst ein Boot in den Grund, worin ein Weib mit einem Kinde sitzt.“ Und schon rauscht die vordere Spitze eines großen Flußschiffes wie ein geöffneter Wallfischrachen hinter ihr, da wandte er sich links, aber ihr Nachen wurde doch seitwärts nachgerissen. „Helft meinem armen Kinde!“ rief sie, und der Haken eines Stangenruders verband sie mit dem großen Schiffe, das bald darauf Anker warf. „Wäre das Feuerwerk auf dem Fort Ratonneau nicht aufgegangen,“ rief der eine Schiffer, „ich hätte Euch nicht gesehen und wir hätten Euch ohne bösen Willen in den Grund gesegelt; wie kommt Ihr so spät und allein aufs Wasser, warum habt Ihr uns nicht ange-

schrien?" Rosalie beantwortete schnell die Fragen und bat nur dringend, sie nach dem Hause des Kommandanten zu bringen. Der Schiffer gab ihr aus Mitleid seinen Jungen zum Führer.

Sie fand Alles in Bewegung beim Kommandanten, und bat ihn seines Versprechens eingedenk zu sein, daß er ihrem Manne drei Versehen verzeihen wolle. Er leugnete, daß von solchen Versehen die Rede gewesen; es sei über Scherz und Grillen geklagt worden, das sei aber teuflischer Ernst. — „So ist das Unrecht auf Eurer Seite," sagte die Frau gefaßt, denn sie fühlte sich nicht mehr schicksallos; „auch habe ich den Zustand des armen Mannes angezeigt und doch habt Ihr ihm einen so gefährlichen Posten vertraut. Ihr habt mir Geheimniß angelobt, und doch habt Ihr alles an Basset, Euren Diener erzählt, der uns mit seiner thörichten Klugheit und Vorwitzigkeit in das ganze Unglück gestürzt hat; nicht mein armer Mann, Ihr seid an allem Unglück schuld, Ihr müßt dem Könige davon Rechenschaft geben." — Der Kommandant vertheidigte sich gegen den Vorwurf, daß er etwas dem Basset erzählt habe; dieser gestand, daß er ihn im Selbstgespräche belauscht, und so war die ganze Schuld auf seine Seele geschoben. Der alte Mann sagte, daß er den andern Tag sich vor dem Fort wollte todtschießen lassen, um seinem Könige die Schuld mit

seinem Leben abzuzahlen; aber Rosalie bat ihn, sich nicht zu übereilen, er möge bedenken, daß sie ihn schon einmal aus dem Feuer gerettet habe. Ihr wurde ein Zimmer im Hause des Kommandanten angewiesen, und sie brachte ihr Kind zur Ruhe, während sie selbst mit sich zu Rathe ging und zu Gott flehte, ihr anzugeben, wie sie ihre Mutter den Flammen und ihren Mann dem Fluche entreißen könne. Aber auf ihren Knieen versank sie in einen tiefen Schlaf und war sich am Morgen keines Traumes, keiner Eingebung bewußt.

Der Kommandant, der schon früh einen Versuch gegen das Fort gemacht hatte, kam verdrießlich zurück. Zwar hatte er keine Leute verloren, aber Francoeur hatte so viele Kugeln mit solcher Geschicklichkeit links und rechts und über sie hinsausen lassen, daß sie ihr Leben nur seiner Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalschüsse gesperrt, auch auf der Chaussee durfte Niemand fahren; kurz, aller Verkehr der Stadt war für diesen Tag gehemmt und die Stadt drohete, wenn der Kommandant nicht vorsichtig verfahre, sondern wie in Feindes Land ihn zu belagern denke, daß sie die Bürger aufbieten und mit dem Invaliden schon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ sich der Kommandant so hinhalten; jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Rosalie an sein Versprechen der Nachsicht.

Am dritten Abend sagte er ihr, der Sturm sei auf den andern Mittag festgesetzt, die Stadt gebe nach, weil aller Verkehr gestört sei, und endlich Hungersnoth ausbrechen könne. Er werde den Eingang stürmen, während ein andrer Theil von der andern Seite heimlich anzuklettern suche, so daß diese vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverthurm springen könne; es werde Menschen kosten, der Ausgang sei ungewiß, aber er wolle den Schimpf von sich ablenken, daß durch seine Feigheit ein toller Mensch zu dem Dünkel gekommen, einer ganzen Stadt zu trotzen; das größte Unglück sei ihm lieber als dieser Verdacht; er habe seine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen gesucht, Rosalie und ihr Kind würden sich in seinem Testamente nicht vergessen finden. Rosalie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schicksal ihres Mannes sei, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Kommandant wendete sich ab und sagte leise: „Der Tod unausbleiblich; auf Wahnsinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es ist zu viel Einsicht, Vorsicht und Klugheit in der ganzen Art wie er sich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden."

Nach einem Strome von Thränen erholte sich Rosalie und sagte: wenn sie das Fort ohne Blutvergie-

ßen, ohne Gefahr in die Gewalt des Kommandanten brächte, würde dann sein Vergehen als ein Wahnsinn Begnadigung finden? — „Ja, ich schwör's!“ rief der Kommandant, „aber es ist vergeblich, Euch haßt er vor Allen und rief gestern einem unsrer Vorposten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf seiner Frau schicken könnten.“ „Ich kenne ihn,“ sagte die Frau, „ich will den Teufel beschwören in ihm, ich will ihm Frieden geben; sterben würde ich doch mit ihm, also ist nur Gewinn für mich, wenn ich von seiner Hand sterbe, der ich vermählt bin durch den heiligsten Schwur.“ — Der Kommandant bat sie, sich wohl zu bedenken, erforschte ihre Absicht, widerstand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf diesem Wege dem gewissen Untergange zu entgehen.

Vater Philipp hatte sich im Hause eingefunden und erzählte, der unsinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgesteckt, auf welcher der Teufel gemalt sei; aber der Kommandant wollte nichts von seinen Neuigkeiten wissen, und befahl ihm, zu Rosalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Rosalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebenen Gemüthes abgelegt hatte, bat sie den Vater Philipp, sie nur bis zu einem sichern Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne; dort wolle sie ihm

ihr Kind und Geld zur Erziehung desselben übergeben, sie könne sich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er versprach es ihr zögernd, nachdem er sich im Hause erkundigt hatte, ob er auch dort noch sicher gegen die Schüsse sei, denn sein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte sich in ihm ganz verloren; er gestand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht gewesen sein, sondern ein geringerer Spuk.

Rosalie kleidete ihr Kind noch einmal unter mancher Thräne weiß mit rothen Bandschleifen an, dann nahm sie es auf den Arm und ging schweigend die Treppe hinunter. Unten stand der alte Kommandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte sich umwenden, weil er sich der Thränen vor den Zuschauern schämte. So trat sie auf die Straße, Keiner wußte ihre Absicht; Vater Philipp blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben gewesen, dann folgte die Menge müßiger Menschen auf den Straßen, die ihn fragten, was es bedeute? Viele fluchten auf Rosalien, weil sie Francoeur's Frau war, aber dieser Fluch berührte sie nicht.

Der Kommandant führte unterdessen seine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden sollte, wenn die Frau den Wahnsinn des Mannes nicht beschwören könnte.

Am Thore schon verließ die Menge Rosalien, denn Francoeur schoß von Zeit zu Zeit über diese Fläche; auch Vater Philipp klagte, daß ihm schwach werde, er müsse sich niederlassen. Rosalie bedauerte es und zeigte ihm den Felsenwall, wo sie ihr Kind noch einmal stillen und es dann in den Mantel niederlegen wollte; dort möge es gesucht werden, da liege es sicher aufbewahrt, wenn sie nicht zu ihm zurückkehren könne. Vater Philipp setzte sich betend hinter den Felsen und Rosalie ging mit festem Schritt dem Steinwalle zu, wo sie ihr Kind tränkte und segnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ sie es mit einem Seufzer, der die Wolken über ihr brach, daß blaue Hellung und das stärkende Sonnenbild sie bestrahlten. Nun war sie dem harten Manne sichtbar, als sie am Steinwalle heraustrat: ein Licht schlug am Thore auf, ein Druck, als ob sie umstürzen müßte, ein Rollen in der Luft, ein Sausen, das sich damit mischte, zeigte ihr an, daß der Tod nahe an ihr vorübergegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange; eine Stimme sagte ihr innerlich, daß nichts untergehen könne, was diesen Tag bestanden, und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde regte sich noch in ihrem Herzen, als sie ihren Mann vor sich auf dem Festungswerke stehen und laden, das Kind hinter sich schreien hörte; sie thaten ihr Beide mehr leid

als ihr eignes Unglück, und der schwere Weg war nicht der schwerste Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und schmetterte ihr Felsstaub ins Gesicht, aber sie betete und sah zum Himmel. So betrat sie den engen Felsgang, der wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätschen geladene Kanonen mit boshaftem Geize die Masse des verderblichen Schusses gegen die Andringenden zusammenzuhalten bestimmt war.

„Was siehst Du, Weib!“ brüllte Francoeur, „sieh nicht in die Luft, Deine Engel kommen nicht, hier steht Dein Teufel und Dein Tod.“ — „Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von Dir,“ sagte sie getrost und schritt weiter hinauf die großen Stufen. „Weib,“ schrie er, „Du hast mehr Muth als der Teufel, aber es soll Dir doch nichts helfen.“ — Er blies die Lunte an, die eben verlöschen wollte, der Schweiß stand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Rosalie wollte nicht diesen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die sie zu vertrauen begann; sie ging nicht vor, sie kniete auf die Stufe nieder, als sie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo sich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weste an der Brust auf, um sich Luft zu machen; er griff in sein schwarzes Haar, das verwildert in Locken starrte und riß es

sich wüthend aus. Da öffnete sich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erschüttern durch Schläge, die er an seine Stirn führte, Thränen und Blut löschten den brennenden Zündstrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Thurm.

„Der Schornsteinfeger macht sich Platz, er schreit zum Schornstein hinaus!" rief er, und deckte seine Augen. Dann besann er sich, öffnete die Gitterthüre, schwankte zu seiner Frau, hob sie auf, küßte sie, endlich sagte er: „Der schwarze Bergmann hat sich durchgearbeitet, es strahlt wieder Licht in meinen Kopf und Luft zieht hindurch und die Liebe soll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab' ich verbrochen. Laß uns nicht feiern, sie werden mir nur wenig Stunden noch schenken; wo ist mein Kind, ich muß es küssen, weil ich noch frei bin; was ist sterben? Starb ich nicht schon einmal, als Du mich verlassen, und nun kommst Du wieder und Dein Kommen giebt mir mehr, als Dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daseins, dessen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit Dir und wäre Deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung gewesen, aber ich kenne das Kriegsgesetz und ich kann nun gottlob in Vernunft als ein reuiger Christ sterben."

Rosalie konnte in ihrer Entzückung, von ihren Thränen fast erstickt, kaum sagen, daß ihm verziehen, daß sie ohne Schuld und ihr Kind nahe sei. Sie verband seine Wunde in Eile, dann zog sie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem Steinwalle, wo sie das Kind verlassen. Da fanden sie den guten Vater Philipp bei dem Kinde, der allmählig hinter Felsstücken zu ihm hingeschlichen war, und das Kind ließ etwas aus den Händen fliegen, um nach dem Vater sie auszustrecken. Und während sich alle drei umarmt hielten, erzählte Vater Philipp, wie ein Taubenpaar vom Schloß heruntergeflattert sei und mit dem Kinde artig gespielt, sich von ihm habe anrühren lassen, und es gleichsam in seiner Verlassenheit getröstet habe. Als er das gesehen, habe er sich dem Kinde zu nahen gewagt. „Sie waren, wie gute Engel, meines Kindes Spielkameraden auf dem Fort gewesen, sie haben es treulich aufgesucht, sie kommen sicher wieder und werden es nicht verlassen.“ Und wirklich umflogen sie die Tauben freundlich und trugen in ihren Schnäbeln grüne Blätter. „Die Sünde ist von uns geschieden,“ sagte Francoeur, „nie will ich wieder auf den Frieden schelten, der Friede thut mir so gut.“

Inzwischen hatte sich der Kommandant mit seinen Offizieren genähert, weil er den glücklichen Ausgang

durch sein Fernrohr gesehen. Francoeur übergab ihm seinen Degen, aber er kündigte ihm Verzeihung an, weil seine Wunde ihn des Verstandes beraubt gehabt und befahl einem Chirurgen, diese Wunde zu untersuchen und besser zu verbinden. Francoeur setzte sich nieder und ließ ruhig Alles mit sich geschehen, er sah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte sich, daß er keinen Schmerz zeigte; er zog ihm einen Knochensplitter aus der Wunde, der ringsumher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es schien als ob die gewaltige Natur Francoeur's ununterbrochen und allmählig an der Hinausschaffung gearbeitet hatte, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigne Hand seiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er versicherte, daß ohne diese glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnsinn den unglücklichen Francoeur hätte aufzehren müssen. Damit ihm keine Anstrengung schade, wurde er auf einen Wagen gelegt und sein Einzug in Marseille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, Alles drängte sich den stolzen Bösewicht kennen zu lernen, der so viele tausend Menschen während drei Tage beherrscht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Rosalien und ihrem Kinde und rühmten sie als Befreierin und schwuren

ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß sie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Nach solchem Tage läßt sich in einem Menschenleben selten noch etwas erleben, was der Mühe des Erzählens werth wäre, wenn gleich die Wiederbeglückten, die Fluchbefreiten, erst in diesen ruhigern Jahren den ganzen Umfang des gewonnenen Glücks erkannten. Der gute alte Kommandant nahm Francoeur als Sohn an und konnte er ihm auch nicht seinen Namen übertragen, so ließ er ihm doch einen Theil seines Vermögens und seinen Segen. Was aber Rosalie noch inniger berührte, war ein Bericht, der erst nach Jahren aus Prag einlief, in welchem ein Freund der Mutter anzeigte, daß diese wohl ein Jahr, unter verzehrenden Schmerzen, den Fluch bereut habe, den sie über ihre Tochter ausgestoßen, und, bei dem sehnlichen Wunsche nach Erlösung des Leibes und der Seele, sich und der Welt zum Ueberdruß bis zu dem Tage gelebt habe, der Rosalien's Treue und Ergebenheit in Gott gekrönt; an dem Tage sei sie, durch einen Strahl aus ihrem Innern beruhigt, im gläubigen Bekenntniß des Erlösers selig entschlafen.

Gnade löst den Fluch der Sünde,
Liebe treibt den Teufel aus.

Der Ring Salomonis.

(Aus Gockel, Hinkel und Gackeleia.)

Von

Clemens Brentano.

In Deutschland in einem wilden Wald, zwischen Gelnhausen und Hanau, lebte ein ehrenfester bejahrter Mann, und der hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen, und das hieß Gackeleia. Ihre Wohnung war in einem wüsten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzusetzen, nämlich Thür und Thor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet, denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden waren nachgefolgt. Gras und Kraut und Busch und Baum wuchsen aus allen Winkeln, und Vögel, vom Zaun-

könig bis zum Storch, nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche verdächtige Vögel, sich da anzusiedeln; aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm gleich allerlei Braten und Fische als Miethe bezahlen wollten.

Einst aber sprach sein Weib Hinkel: „Mein lieber Gockel, es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miethe doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür bezahlen.“ — Da antwortete Gockel: „O du unvernünftiges Hinkel, vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? schickt es sich wohl für Leute unserer Herkunft, von der Miethe solches Raubgesindels zu leben? — und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elende heim, daß uns die Verzweiflung zu so unwürdigen Hilfsmitteln triebe, was doch nie geschehen wird, denn eher wollte ich Hungers sterben, — womit würden die räuberischen Einwohner uns vor Allem die Miethe bezahlen? Gewiß würden sie uns alle unsre lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderische Art zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche mit ihrem unschuldigen Gezwitscher unsre wüste Wohnung zu einem herzerfreuenden Aufenthalte

machen, willst du doch sie lieber singen hören, als sie gebraten essen? Würde dir das Herz nicht brechen, die allerliebste Frau Nachtigall, die trauliche Grasmücke, den fröhlichen Distelfink, oder gar das liebe treue Rothkehlchen in der Pfanne zu rösten oder am Spieße zu braten, und dann zuletzt, wenn sie Alle die Miethe bezahlt hätten, nichts als das Geschrei und Gekrächze der gräulichen Raubvögel zu hören? Aber wenn auch Alles dieses zu überwinden wäre, bedenkst du dann in deiner Blindheit nicht, daß diese Mörder allein so gern hier wohnen möchten, weil sie wissen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die ehrbare Stamm-Henne Gallina jetzt über dreißig Eiern sitzen, werden diese nicht dreißig Hühner werden, und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen, welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern, macht schon dreißig mal dreißig, also neunhundert Hühner, welchen wir entgegensehen? O du unvernünftiges Hinkel! und zu diesen willst du dir Geier und Habichte in's Schloß ziehen? Hast du denn gänzlich vergessen, daß du ein edler Sprosse aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau bist, und kannst du solche Vorschläge einem gebornen leider armen, leider verkannten Raugrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! — O du entsetzliche Armuth! ist es denn also wahr, daß du auch die edelsten Herzen endlich mit der Last deines

leeren und doch so schweren Bettelsackes zum Staube nieder drückest?“

Also redete der arme alte Raugraf Gockel von Hanau in edlem hohen Zorne zu Hinkel von Hennegau, seiner Gattin, welche so betrübt und beschämt und kümmerlich vor ihm stand, als ob sie den Zipf hätte. Aber schon sammelte sie sich und wollte so eben sprechen: „die Raubvögel bringen uns wohl auch manchmal junge Hasen“ — doch da krähte der schwarze Alektryo, der große Stammhahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande saß, in demselben Augenblick so hell und scharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegschnitt, und als er dabei mit den Flügeln schlug, und Graf Gockel von Hanau sein zerrissenes Mäntelchen auch ungeduldig auf der Schulter hin und her warf, so sagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Piepswörtchen mehr, denn sie wußte den Alektryo und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da sagte Gockel: „O Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu sagen; der ritterliche Alektryo, der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärtel, Notarius Publicus und kaiserlich gekrönte Poet meiner Vorfahren hat meine Rede unterkrähet, und somit dagegen protestirt, daß seinen Nachkommen, den zu erwartenden Hühnchen, die ge-

fährlichen Raubvögel zugesellt würden.“ Bei diesen letzten Worten bückte sich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall.

Im Hühnerstall? Ja — denn im wunderbaren, kunstreichen, im neben-, durch- und hintereinandrigen Stil der Urwelt, Mitwelt und Nachwelt erbauten Hühnerstall wohnten Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter, und in der Ecke stand in einem alten Schilde das auf gothische Weise von Stroh geflochtene Raugraf-Gockelsche Erbhühnernest, in welchem die Glucke Gallina über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der schwarze Alektryo Nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Zu Olims Zeiten, wo Dieses und Jenes geschehen ist, war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland; aber die Franzosen haben es so übel mitgenommen, daß sie es recht abscheulich zurückließen. Ihr König Hahnri hatte gesagt, jeder Franzose solle Sonntags ein Huhn, und wenn keines zu haben sei, ein Hinkel in den Topf stecken und sich eine Suppe kochen. Darauf hielten sie streng und sahen sich überall

um, wie Jeder zu seinem Huhn kommen könne. Als sie nun zu Haus mit den Hühnern fertig waren, machten sie nicht viel Federlesens und hatten bald mit diesem, bald mit jenem Nachbarn ein Hühnchen zu pflücken. Sie sahen die Landkarte wie einen Speisezettel an, wo etwas von Henne, Huhn oder Hahn stand, das strichen sie mit rother Tinte an und gingen mit Küchenmesser und Bratspieß darauf los. So gingen sie über den Hannebach, steckten Groß- und Kleinhüningen in den Topf, und kamen dann auch bis in das Hanauer Land. Als sie nun Gockelsruh, das herrliche Schloß der Raugrafen von Hanau, im Walde fanden, wo damals der Großvater Gockels wohnte, statuirten sie ein Exempel, schnitten allen Hühnern die Hälse ab, steckten sie in den Topf und den rothen Hahn auf das Dach, das heißt, sie machten ein so gutes Feuerchen unter den Topf, daß die lichte Lohe zum Dach herausschlug und Gockelsruh darüber verbrannte. Dann gingen sie weiter nach Hünefeld und Hunhaun und sind noch lang unterwegs geblieben.

Als sie abgespeist hatten, ging Gockels Großvater, der mit seiner Familie und dem Stamm-, Erb- und Wappen-Hahn und Hinkel im Walde versteckt gewesen, um das Desert zu besehen, es war eine Wüste. Nichts war ihm geblieben; er konnte sein Schloß nicht mehr herstellen und übergab es daher gratis an die Verschönerungs-

Commission der vier Jahreszeiten, des Windes und des Wetters, welche es auch in Jahr und Tag mit Gras und Kraut und Moos und Epheu und Büschen und Bäumen so reichlich austapezierten, daß es ein rechtes Paradies aller Waldvögelein und andern Wildprets ward. — Er selbst zog nach Gelnhausen und nahm die Stelle eines Erb-Hühner- und Fasanen-Ministers bei dem dortigen König an. Sein Sohn trat in dieselbe Stelle und nach dessen Absterben unser Gockel, der gewiß auch als Hühner-Minister mit Tode abgegangen wäre, wenn ihn nicht sein Menschen- oder vielmehr Hühnergefühl gezwungen hätte, noch lebendig von Gelnhausen Abschied zu nehmen. Dieses aber ging folgendermaßen zu.

Der König Eifrasius von Gelnhausen überließ sich der Leidenschaft des Eieressens so unmäßig, daß keine Brut Hühner mehr aufkommen konnte. Dies war gegen den Eid Gockels und gegen das Landesgesetz, Artikel Hühnerzucht. Gockel machte eine allerunterthänigste vergebliche Vorstellung nach der andern und erhielt zum Danke dafür seinen Abschied.

Gockel war voll Ehrgefühl, er zeigte sogleich seiner Frau an, daß er am folgenden Morgen mit ihr und Gackeleia nach seinem Stammschlosse Gockelsruh aus Gelnhausen so wegziehen werde, wie seine Großeltern hineingezogen waren. Er befahl ihr, jene alten Kleider

aus dem Kasten zu nehmen und im Hühner-Ministerium zurecht zu legen, wo sie sich morgen umkleiden wollten. Frau Hinkel war schier untröstlich über die alten seltsamen Kleider und meinte, alle Hunde würden ihr nachlaufen. Das Entsetzlichste aber war ihr, daß Gockel am hellen lichten Tage vor der Wachtparade vorbei und über den Gemüsemarkt in diesem Aufzug aus der Stadt hinaus wollte, und nur unter den heftigsten Thränen, mit Gackeleia vor ihm auf den Knien liegend, konnte sie erflehen, daß er mit ihr Morgens vor Tage zur Gartenthüre hinaus, hinten um die Stadtmauer herum, seine Abreise anzutreten versprach.

Kaum graute der Tag, als Alektryo, der edle Stammhahn sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite schlug, den Hals emporreckte und mit aufgerissenem Schnabel laut krähend wie mit einem Trompetenstoß alle zur Abreise erweckte; das Stammhuhn Gallina begleitete sein Morgenlied mit einigen wehmüthigen Accorden. Gockel sprang auf und weckte Weib und Kind, die sich bald einstellten.

Nun aber, da Alle zur Abreise gekleidet waren, trieb Alektryo die Gallina an, von seiner Seite auf dem Gockelschen Hühnersteg hinab zu dem Hennegauschen Erbhühnerkorb der Frau Hinkel zu schreiten, und sagte ihr dabei ganz freundlich in's Ohr, was ihr tröstend zu Herzen ging: „Heute Abend sind wir

frei und glücklich in Gockelsruh, dem Palaste unsrer Vorfahren, da giebt es Würmchen und Maikäfer und allerlei Sämerei die Menge; da wollen wir ein neues Leben beginnen, da gehören wir uns allein an, da wirst du eine Brut ausbrüten, die unser würdig ist." Gallina trippelte mit einem lieblichen Lächeln gacksend den Steg hinab und setzte sich oben auf den Hühnerkorb.

Frau Hinkel nahm den Korb, worauf Gallina saß, auf ihren Kopf. In diesem Korbe hatte sie ein paar Hemden, etwas Flachs-, Hanf- und andere Sämereien, Nadel, Zwirn und Fingerhut und ein Wachsstümpfchen, ein Gebetbuch und einige schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr, und den gräflich Hennegauschen Stammbaum und ihren Tauf- und Copulationsschein und so weiter Schein bewahrt. Dann ergriff sie ihren Rocken und sprach: „ich bin fertig".

Gockel schlüpfte mit den Armen in die Tragriemen seiner Erbhühnertrage und trug sie wie eine gothische Kirche auf dem Rücken, oben drauf saß Alektryo, neben dran war sein Grafenschwert befestigt, und im Innern befanden sich sein Stammbaum, Grafenbrief, Taufschein, Ehecontract, ein Buch von Geheimnissen der Hahnen und Hühner und ein altes Geschlechts-Register, nach welchem Alektryo vom Hahn des Hiob und Gallina vom Hahn Petri abstammen sollte; es war

aber theils sehr unleserlich mit Hühnerpfoten geschrieben, theils hatten es die Mäuse so durchstudirt, daß viele Löcher darin waren. Solche große Raritäten waren in der Hühnertrage. Gockel nahm nun seine raugräfliche Standarte, die zugleich ein Hühnersteg war, als Stab in die Hand und sagte: „wohlan, ich bin fertig.“

Gackeleia hatte das Erbhühnernest auf dem Kopf, und weil sie auf alle Weise noch sonst etwas tragen wollte, steckte sie der Vater in einen Korb, wie man sie über die jungen Hühnchen stellt, und befestigte ihr denselben über die Schultern mit Bändern, so daß sie wie in einem lustigen Reifrock mitspatzierte. In der einen Hand hielt sie ihr ABC-Buch, worauf ein Hahn abgebildet war, und in der andern einen Eierweck von gestern, man nennt sie dort Bubenschenkel. Das Kind war sehr lustig und schrie: „kikiriki, ich bin schon lange fertig.“

Nun blies Gockel die Hühner-Ministerial-Lampe aus, und sie gingen zu der Thüre hinaus. Gockel gab dem Nachwächter den Hausschlüssel, und dann verließen sie still durch die hintere Gartenthüre, die durch die Stadtmauer führte, das undankbare Gelnhausen.

Kaum waren sie auf einer nahen kleinen Anhöhe, welche die Stadt überschaut, als Alektryo sich hoch

aufrichtete und mit einem trotzigen, kühnen Krähen allen Hahnen von Gelnhausen Hohn sprach, die erwachend von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm sich wieder zukrähten, so daß die Gockelsche Familie wo nicht unter dem Geläute aller Glocken, doch unter dem Krähen aller Hahnen die Stadt verließ.

Frau Hinkel, durch das Krähen und den aufsteigenden Rauch von neuem sehr betrübt, folgte ihrem Manne mit manchem Seufzer durch den Wald. Sie gedachte an die Herrlichkeit von Gelnhausen, wo immer das eine Haus ein Bäckerladen, das andre ein Fleischerladen ist; — ach, dachte sie, jetzt ist die Stunde, jetzt öffnen die Fleischer ihre Laden, jetzt hängen sie die fetten Kälber, Hämmel und Schweine auf und breiten in deren aufgeschlitzten Leibern reinliche schneeweiße Tücher aus! — Ach, jetzt ist die Stunde, jetzt öffnen die Bäcker ihre Laden und stellen auf weißen Bänken die braunglänzenden Brode, die gelben Semmeln und schön lakirten Eierwecke, Bubenschenkel genannt, in Reih' und Glied. Gackeleia, die sie an der Hand führte, weckte mit ihren Reden ihre Betrübniß oft von neuem wieder auf, denn sie fragte ein um das andere mal: „Mutter, giebt es auch Bretzeln, wo wir hingehen?“ Da seufzte Frau Hinkel; Gockel aber, der ernsthaft und freudig voranschritt, sagte: „nein, mein Kind Gackeleia, Bretzeln giebt es dort nicht, sie sind

auch nicht gesund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, schöne rothe Waldbeeren giebt es die Menge," und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte. Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: liebe Mutter, giebt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackene Männer von Kuchenteig, mit Augen von Wachholderbeeren und einer Nase von Mandelkern und einem Mund von einer Rosine?" Da konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „nein, mein Kind Gackeleia, solche Kuchenmänner giebt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen. Aber es giebt da schöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen, und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen, und die süßen wilden Kirschen mit ihnen theilen.". Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum, und das Kind ward ruhig.

Endlich waren die Reisenden an dem ganz verwilderten raugräflich Gockelschen Schloßgarten angekommen. Da war an kein Durchkommen zu denken, und Gockel sprach zu Frau Hinkel, indem er seine Erbhühnertrage absetzte und das Grafenschwert von ihr losband und herauszog: „setze deinen Korb ab,

schürze deinen Rock nieder, streiche dein Haar zurecht, dort an dem alten Springbrünnchen wasche dich, bade dir die Füße, ruhe ein bischen aus, damit wir mit Respect einziehen. Thue der Gackeleia eben so." — Ich will indeß mit meinem Grafenschwert hier das wilde Genist lehren, daß man seinem Herrn den Weg nicht verrennt."

Nun setzten sich Frau Hinkel und Gackeleia an das Brünnchen, wuschen und musterten sich, und Gackeleia patschte mit ihren erhitzten Füßchen in dem kalten Wasser herum. Gockel aber erhob sein Grafenschwert und hieb kreuz und quer mit großer Kraft einen Weg durch die wildverwirrten Hecken, Büsche und Bäume. Er hatte sich ganz müde gearbeitet, wusch und erquickte sich an dem Wasser. Frau Hinkel hatte sich recht frisch und sauber gemacht. Sie hatte Gackeleia einen schönen Blumenkranz aufgesetzt und ihr das Hühnernest mit harten Brosamen, welche sie am Brunnen erweicht, gefüllt, diese sollte sie beim Einzug in das Schloß den Vögeln ausstreuen. Das war so, als wenn bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt Gold ausgeworfen wird.

Der Empfang war feierlich; aus den leeren Fensteröffnungen des Schlosses hingen Teppiche von Epheu und mancherlei Blumen nieder, und wehten blühende Gesträuche wie festliche Fahnen, und zwischen ihnen durch sah der stille Abendhimmel in purpurnem Ge-

wande herab. Die vielen Säulen und Bildwerke des Schlosses hatten Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten seit lange mit dem schönsten Laubwerke verziert.

Der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Thore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vögelein, die in dem verlassenen, baum-durchwachsenen Baue wohnten, und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrschaft verkündiget hatte, waren aus ihren Nestern herausgeschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Hollunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten, welche ihre Blüthen vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, so daß Alles wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang. Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen Alle willkommen, und Gackeleia streute mit vollen Händen die Brosamen aus, was mit großem Beifall von allen den Vögeln aufgenommen ward.

Hierauf zogen sie in die alte verfallene Schloßkapelle, knieten neben den wilden Waldblumen am Altare dicht bei dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau nieder, sagten Gott für ihre glückliche Reise Dank und flehten ihn um fernern Schutz und Segen

an. Während ihres Gebetes waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knien erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüsseldame, an der Thüre, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie thaten dies, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den sehr kunstreich von Stein erbauten Hühnerstall zu, dessen Dach allein im Schlosse bis auf einige Lücken im Stande war.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen gingen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten; Gockel hing seine Erbhühnertrage an einen Haken hoch an der Wand auf, stellte die Hühnersteige daran, und Alektryo und Gallina sagten gute Nacht und spazierten sogleich fein ordentlich hinter einander hinauf und setzten sich still zusammen und ließen sich was träumen. — Frau Hinkel stellte den Korb, den Spinnrocken, den Bratspieß, die Pfanne, die Schüssel, den Topf und den Wasserkrug an ihre Stelle, und Gackeleia setzte das Hühnernest, wo es hin gehörte. — Dann machte Gockel aus grünen Zweigen zwei große und einen kleinen Besen, und fegte mit Hinkel und Gackeleia den Boden ein wenig rein. Gackeleia fuhr ganz stolz und geschäftig mit ihrem Besen umher. Nun machten sie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel seinen Mantel und Hinkel ihre Schürze

breitete. Dann betete Gockel ein kurzes Nachtgebet vor, worauf sie sich schlafen legten, Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen beiden. Von der Reise und Arbeit ermüdet, schliefen sie Alle bald ein.

Gockel sah sich am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterchen Gackeleia in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern um und begann sich so gut einzurichten, als es nur immer möglich war. Alektryo zog überall mit ihnen umher, und da er an einer Stelle nicht aufhörte, zu scharren und zu locken, ward Gockel aufmerksam und räumte mühsam den Schutt hinweg, wo er dann zu seiner großen Freude einiges eiserne Gartengeräth fand, das von dem eingestürzten Hause verschüttet worden war. Da war ein Spaten, eine Pickel, eine Karst, eine Harke, und Gockel machte sich gleich daran, diese rostigen Instrumente wieder blank zu wetzen und neue Stiele hinein zu schnitzen. Mit diesem Werkzeug konnte er nun tüchtig in dem Schutt herum arbeiten, und es gelang ihm, am Fuße eines Rauchfangs ein Kamin herauszugraben, in welchem der eiserne Kessel seiner Vorfahren noch an einer Kette über der Feuerstelle hing. Auch diesen scheuerte Frau Hinkel am Brunnen wieder blank, und Gockel richtete ihr das schöne Kamin zur Kochstelle ein. — Freudig rief er sie herbei und zeigte ihr die schöne Einrichtung;

aber Frau Hinkel seufzte und sagte: „was soll uns der Herd, wenn wir nichts zu kochen haben?“ — „Gott wird helfen,“ sagte Gockel, und lehnte sich auf seine Schaufel; indem kam Gackeleia herangehüpft, und hatte eine Menge bunte Vogelfederchen in ihrer Schürze gesammelt, und sagte: „Mutter, da sind so schöne Federchen, mache mir doch solche Hühnchen und Hähnchen daraus, wie du mir oft in Gelnhausen gemacht!“ — Gockel sagte: „Kind dich schickt Gott; ja, das thue Frau Hinkel, mache ein paar Dutzend solcher Vögelchen, ich will sie für Brod und andres Nöthige verkaufen.“ — Frau Hinkel, welche eine ganze Sammlung solchen kleinen Geflügels für das königlich Gelnhausenische Hühner-Normal-Museum verfertigt hatte, machte nun aus Lehm und diesen Federn allerlei artige kleine Vögel; die Beine und Schnäbel wurden aus Dorn gemacht, und sie sahen recht artig aus. An den Tagen, da sie hieran auf den verfallenen Stufen des trocknen Springbrunnens sitzend arbeitete, legte Gockel auf allen fruchtbaren Erdstellen zwischen den Mauern Gartenbeete an, ordnete und verband alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zusammengestellten Treppen. Er sammelte alle Gartengewächse, die im verwilderten Schloßgärtchen noch übrig geblieben waren, und pflanzte sie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Von den mitgebrachten Broten war das letzte schon seit einigen Tagen angeschnitten, und Frau Hinkel hatte die zwei Dutzend Federvögelchen fertig. Gockel nahm sie und sprach: „diese Thierchen sollen uns Brot schaffen, bis wir lebendige Hühnchen zu verkaufen haben,“ und somit empfahl er ihnen, fleißig zu sein, und ging fort durch den wilden Wald nach der Landstraße zu. Kaum war er eine Stunde Wegs gegangen, als er einen Postillon ganz erbärmlich blasen hörte. Er ging auf den Schall zu und sah einen Mann in gelbem Rock mit schwarzen Aufschlägen im Gebüsch herum kriechen. Als sie sich erblickten, sagte dieser: „Gott sei Dank, daß da Jemand kommt, mir aus der Noth zu helfen.“ — „Von Herzen gern, wenn's möglich ist,“ erwiederte Gockel, „was giebt es, wo fehlt es?“ — „Seht,“ fuhr der Mann fort, ich bin der Conducteur vom heiligen römischen Reichs-Postwagen und fahre jetzt nach Nürnberg; da ich durch Gelnhausen kam, war ein Lärm in der Stadt, daß der Hühnerminister, Alles zurücklassend, mit Frau und Kind verschwunden sei. Das ärgerte den König Eifrasius, er ließ mich zu sich rufen und sagte: „Herr Conducteur, will er mir gegen ein gutes Trinkgeld einen Gefallen thun?“ — „Nichts mehr als Schuldigkeit, ihre Majestät,“ sagte ich. — Da sagte der König: „Mein Hühnerminister, ein alter eigensinniger

deutscher Degenknopf, ist in Gnaden entlassen auf und davon gegangen, und hat nicht einmal seinen Gehalt für's letzte Vierteljahr mitgenommen; ich will ihm nichts schuldig bleiben; wie ich vermuthe, ist er in sein wüstes Stammschloß im Hanauer Walde gezogen. Nehme er ihm sein letztes Quartal mit und suche er ihn auszufragen; wenn er mir einen Zettel bringt, daß er es empfangen, so gebe ich ihm bei der Rückkehr ein gutes Trinkgeld.“ — Ich war zu Allem bereit; man lud mir einen Sack voll Kartoffeln, einen Sack voll Mehl, einen Kuhkäs, einen Topf voll Butter, einige Laib Brod und einen Korb mit Eiern auf, Alles mit der Adresse, an Seine Hochgeborne Excellenz Herrn Herrn Raugrafen Gockel von Hanau, königlich Gelnhausenischen Exhühnerminister in — da steht ein Fragezeichen. — Nun fahre ich schon ein paar Stunden herum und kann das Schloß nicht finden, und ich führe noch herum — aber es geht nicht — denn der Postwagen ist mir umgefallen und der ganze Korb mit Eiern ist mir zerbrochen, ihr werdet die Bescheerung sehen. — Ich ließ den Postillon schon eine Stunde lang um Hülfe blasen und suchte einstweilen, bis Jemand käme, uns den Wagen aufrichten zu helfen, hier unter den Bäumen Pfifferlinge für einen Freund in Nürnberg. Das ist die Geschichte; jetzt kommt und helft.“

Gockel umarmte den Conducteur, knöpfte sein Wamms auf, zeigte ihm seinen Orden und gab sich als den Ex-Hühner-Minister zu erkennen. Niemand war froher als der Conducteur. Sie eilten nach dem umgefallenen Postwagen, trugen die Kartoffeln, das Mehl, das Brod, den Käs, die Butter, die Gockel gehörten, in ein dichtes Gebüsch, richteten den Postwagen wieder auf, wischten mit Gras das Eigelb von den zerbrochenen Eiern aus dem Wagen und schmierten die Räder damit. Gockel nahm seinen Siegelring, worauf ein doppelter Hahn eingestochen war, den er mit Eigelb bestrich und dem Conducteur in sein Postbuch als Bescheinigung des Empfangs abdruckte. — „Nun ist Alles vortrefflich, Herr Graf,“ sagte der Conducteur, „aber eine Gefälligkeit möchte ich mir erbitten. Ein Freund von mir in Nürnberg, ein Liebhaber von Raritäten, hat auf der Durchreise in Gelnhausen im königlichen Normal-Hühner-Museum eine Sammlung kleiner, von Federn gemachter Hühnchen gesehen, und wünschte um Alles in der Welt zu wissen, wo dieselben verfertigt werden; er könnte bei seinem ausgebreiteten Handel wohl hundert Dutzend davon gebrauchen. „Gut, mein Freund,“ erwiederte Gockel, „ich kann sie Ihnen verschaffen, hier haben Sie gleich zwei Dutzend von neuester Façon als eine Probe; wenn Sie hier wieder vorbeifahren, legen Sie nur dort in den hohlen

Baum, was Ihr Freund dafür bezahlt, Sie sollen dort immer von Zeit zu Zeit einige Dutzend solchen Geflügels vorräthig finden. Wenn Sie wieder kommen, bringen Sie mir etwas Drath und Zwirn und eine halbe Elle rothes Tuch mit, um die Beine und den Kamm an den Thierchen schöner machen zu können." Der Conducteur versprach Alles, und da Gockel fragte, wie denn das Handlungshaus in Nürnberg heiße, zog er eine leere Rauchtabaksdüte aus der Tasche, füllte die Hühnchen hinein und zeigte Gockel die Adresse: Gebrüder Portorico. — Da blies der Postillon recht ungeduldig. Gockel schüttelte dem Conducteur die Hand, der in den heil. römischen Reichs-Postwagen kroch, der gewiß sehr schnell fortgefahren wäre, weil er so gut geschmiert war — aber der Kasten war schwer, die Pferde müde, der Weg schlecht und der Postillon schlief.

Gockel packte sogleich von Allem, was er erhalten hatte, so viel auf, als er tragen konnte, das Uebrige verdeckte er dicht mit Zweigen, um es Morgen vollends nach Haus zu bringen. Als er in das Schloß kam, rief er sogleich: „geschwind, Frau Hinkel! den Kessel über's Feuer, ich bringe Lebensmittel!" und nun zeigte er, was er gebracht, und erzählte Alles, was er erlebt. Frau Hinkel kochte Kartoffeln, machte gebrannte Mehlsuppe, backte Pfannkuchen. Sie aßen fröhlich, streuten

den Vögeln Brosamen und gingen zufrieden schlafen. Am andern Morgen holte Gockel den übrigen Vorrath und fuhr fort in dem wüsten Gebäude aufzuräumen und einzurichten.

Ihr Leben ward täglich erträglicher in dem wilden Schloß. Gockel ging oft ganze Tage in den Wald, bald um zu jagen, bald um die Vögelchen und Hühnchen der Frau Hinkel in den hohlen Baum zu tragen, wo er immer für jedes zwei Kreuzer von den Herren Gebrüder Portorico durch den Conducteur und neue Bestellungen, und was er selbst bestellt, hingelegt fand. — Wenn Gockel wegging, befahl er immer, was gearbeitet werden sollte, und Alektryo horchte seinen Aufträgen jedesmal sehr ernsthaft zu. Seine Befehle wurden aber nicht immer befolgt. Zum Beispiel: Gackeleia sollte aus Weidenruthen Hühnernester flechten und die Weidenruthen in den Brunnen vor dem Schloßgarten legen, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen; aber sie that das sehr nachlässig, war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze, guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte Lust zum Arbeiten, weßwegen der strenge Alektryo sie manchmal mit großem Zorn ankrähte, so daß sie erschreckt zu ihrer Arbeit zurücklief. Darum faßte sie einen starken Unwillen auf den alten Wetterpropheten und verklagte

ihn bei der Mutter. Auch diese hatte keine Liebe zu Alektryo, denn wenn sie sich manchmal über der Gartenarbeit ermüdet auf einen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, begann Alektryo, der ihr immer wie ein beschwerlicher Haushofmeister auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu krähen, um sie an die Arbeit zu erinnern.

Als sie nun einst so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisches Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausener Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traum sagte: „ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum;“ da krähte ihr Alektryo so schneidend dicht in die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum hatte sie einen noch viel größern Unwillen gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo, und jagte ihn überall hinweg, wo sie zu thun hatte. Auch hätte sie ihm gerne längst den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um 3 Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zu der Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnung gestellt hatte, gar zu nöthig.

Wenn nun Gockel Abends heimkehrte, kam ihm gewöhnlich Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln und krähte ihm allerlei vor, als wolle er

Hinkel und Gackeleia wegen ihrer Nachläßigkeit verklagen, und diese verklagten den Hahn wieder und es ging ein strenges Nachforschen Gockels über Alles an, wo dann Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, so daß sie dem Alektryo täglich feindseliger wurden. Das Alles währte so fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen sie brütend saß. Auf diese Brut setzte Gockel alle seine Hoffnung für die Zukunft, und zürnte darum so gewaltig auf Frau Hinkel, als sie die Vorsprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schlosse aufgenommen gewesen wären, worüber ihr Gockel einen so derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über seine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen sollten, eilte er nach einer nahe gelegenen Stadt, Hirse zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl sowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia sehr, auf die brütende Gallina Acht zu haben, daß ihr ja niemals etwas mangle. Er ging schon um Mitternacht weg, weil er einen weiten Weg vor sich hatte. Frau Hinkel dachte nun einmal recht auszuschlafen und nahte sich dem Hahn Alektryo, der noch auf seiner Stange schlafend saß, ergriff ihn und steckte ihn in einen dunkeln Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und

sie mit seinem Krähen nicht erwecken möge, worauf sie sich wieder niederlegte und wie eine Ratze zu schlafen begann.

Das Töchterlein Gackeleia aber schlief nicht viel, denn sie hatte sich schon lange darauf gefreut, wenn der Vater Gockel einmal länger abwesend sein würde, sich ein Vergnügen zu machen, das sie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schlosses eine Katze mit fünf Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon gesagt, weil diese immer sehr gegen die Katzen sprachen. Gackeleia aber konnte sich nie satt mit den artigen Kätzchen spielen; sie brachte alle ihre Freistunden bei denselben zu und hatte der alten Katze den Namen Schurrimurri gegeben, die fünf jungen aber Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog genannt. Heute stand sie nun in aller Frühe leise neben der schlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo sie nicht verrathen könne, denn sie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack gesteckt. Als sie aber an dem Neste der brütenden Gallina vorüberging, hatte sie eine wunderbare Freude, denn siehe da, alle die Eier waren kleine Hühnchen geworden und piepten um die Henne herum und drängten sich um ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor.

Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, sie wolle es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich eben so sehr, als sie selbst, über die schönen Hühnchen freuen.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegen kam und um sie herumzuschnurren begann, und die kleinen Kätzchen hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurrimurri! Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes ist nicht größer als eine Maus.“ Als die Katze dies hörte, war sie so begierig die Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben.“ Gleich lief nun Schurrimurri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die Thüre auf. Da konnte sich aber Schurrimurri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren eben so schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich, nebst ihren Jungen, bald mit ihrer Beute davon machte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sack.

Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie umfaßte die Kniee der Mutter und schrie immer: „ach der Vater, ach der Vater, ach was wird der Vater sagen, ach er wird mich umbringen; Mutter, liebe Mutter, hilf der armen Gackeleia!“

Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia, und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels, denn sie hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wolle den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden. Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „komm Gackeleia, wir wollen dem Vater nacheilen und ihm den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen,“ und so eilten sie nun beide, den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild

zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch in einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank, ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne junge Hühnchen ausgebrütet." — „Ach," schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber!" — „Aber, was aber?" sagte Gockel, „was aber weint ihr, dreißig Hühner, und immer so fort, entsetzlich viele Hühner!" — Da rief Hinkel: „O Unglück über Unglück, Alektryo, dein sauberer Haushahn hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da hab' ich ihn in den Sack gesteckt, da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen." Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahne vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen; „ach," rief er aus, „nun habe ich Alles verloren, das Glück weicht von meinem Stammhaus: alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hoch geachtet haben. O! hätte ich ihn doch vorzeiten an drei morgenländische Petschierstecher für einen

Geisbock verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt.“ Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut hätte verkaufen können, machte sie dem Gockel bittere Vorwürfe, der immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentenen Adelsbrief aus dem Busen zog und seiner Frau sagte: „Hinkel, sieh, was meinen Stamm immer bewogen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der goldenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familien-Wappen in Wachs abgebildet ist, steht ein alter Familienspruch, nach welchem ich mit allen meinen Vorfahren von dem Geschlechte des Alektryo unser Glück erwartete. Die schriftliche Urkunde davon ist bei der Verbrennung unseres Schlosses verloren gegangen, mein Großvater hat den Spruch aber zum ewigen Angedenken auf die goldene Siegelbüchse stechen lassen. Er lautet ganz klar:

> Alektryo bringt dir Glücke selbst um Undank. Gockel — Kopf — Kropf — Siegel — Brot gab.

Was aber die Worte: Kopf, Kropf, Siegel, Brot gab, bedeuten sollen, weiß ich nicht.“

Als er kaum die Worte ausgesprochen hatte, traten drei Männer aus dem Gebüsch und sprachen: „was befehlen der Herr Graf Gockel von Hanau von uns?“ — „Wie so,“ sagte Gockel unwillig, „was soll ich befehlen? — „Der Herr Graf,“ antworteten die Män-

ner, „haben doch unsere Namen, Kopf, Kropf und Siegel, zweimal ausgesprochen, denn so heißen wir, seit unsere Voreltern nach Deutschland gezogen. Aber vielleicht wollen der Herr Graf sich ein neues Petschaft stechen lassen; denn außerdem, daß wir in der Astrologie, Physiognomie, Chiromantie, Geomantie, Hydromantie, Crystallomantie, Cabbala, Goetie, Diplomatie und Prophetie unbegreiflich billige Privatstunden geben, und daß wir Hühneraugen schneiden, zerbrochenes Porzellain kitten und Kaffeemühlen scharf machen, sind wir hauptsächlich Petschierstecher, was durchaus zur Diplomatie, wegen der Siegelkenntniß an den Urkunden, und zur Verfertigung der Talismane nöthig ist. Ach, Herr Graf! es gehört heut' zu Tage ein entsetzlicher Umfang dazu, um in den Wissenschaften complet zu sein; es werden grausame Forderungen gemacht, und was hat man davon? nichts als die Ehre, daß Alles in einander greift mit leeren Händen. Ja, wenn der Handel mit Vieh, mit alten Kleidern und Hasenpelzen nicht wäre — Herr Graf! — wahrhaftig die hohen Wissenschaften machen die Suppe nicht fett. — Also, daß ich meine Rede nicht vergesse, wollen der Herr Graf sich nicht ein Petschaft stechen lassen? — denn wir sehen, daß Sie Ihr Siegel in den Händen haben, welches ein Siegel des Gleichnisses, voll der Weisheit und ausnehmend schön ist."

„Ach," sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten, denn der Hahn Alektryo, der darauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen," und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück. — Da zog Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „o Alektryo, Alektryo! welch Leid hast du mir gethan." Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig; aber als ihm der eine Petschierstecher an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wüthend; alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Mann zurückwich, und Gockel den Hahn kaum halten konnte.

„Schau eins," sagten die drei Petschierstecher, „man soll noch Geld geben für ein so wildes Ungeheuer, es will die Leute fressen; wer wird ihn kaufen?" Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten sie ihm endlich: „wir geben dem Herrn Grafen, wenn er uns den Hahn nach Hause tragen will, neun Ellen Zopfband dafür, daß er sich einen schönen langen Zopf binden kann, wie sich's einem Grafen gebührt," und Gockel willigte ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dieses still mit angehört und gingen mit schwerem Gewissen nach Hause, denn sie wußten wohl, daß die Drei die Un=

wahrheit sagten. Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den drei Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen sie dicht um ihn; weil der Hahn aber dann immer nach ihnen biß und schrie, baten sie Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen her zu gehen. Gockel hörte öfter, wie die drei unheimlichen Männer zu einander sagten: „Kropf auf, Siegelring, Kopf ab," und wie sie dann mit einander zankten und immer Einer zum Andern schrie: „nein ich Siegelring, nein du Kropf auf, nein du Hals ab," und als Gockel sie fragte, warum sie immer mit einander zankten, sagten sie: „ei, es will keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Thier ist; wenn der Herr Graf ihn gleich schlachten, so wollen wir Ihro Excellenz den Kamm, die Füße und Sporen und Schweif geben; die können Sie auf die Mütze setzen zum ewigen Andenken, — ein schönes Monument, ein statuirtes Exempel für den Undank; drehen Sie ihm unter'm Tragen doch ganz leise den Hals herum."

„Gut," sagte Gockel, und faßte den Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas sehr hartes in seinem Kropfe, und der Hahn bewegte sich so heftig dabei, daß die Männer sich sehr fürchteten und zu Gockel sagten: Ach gehen der Herr Graf ein wenig

weiter hinter uns her.“ Das that Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder, und machte sich allerlei Gedanken, was es doch nur sein könne. Da sagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel, bitt' dich drum,
Dreh' mir nicht den Hals herum,
Köpf' mich mit dem Grafenschwert,
Wie es eines Ritters werth.
Weh', Graf Gockel, bittre Schmach!
Trägt den Hahn den Schelmen nach.“

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung stehen, als er den Alektryo reden hörte, aber er besann sich bald eines Andern und wollte ihnen nicht mehr den köstlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen, und rief ihnen zu, links in das Gebüsch zu treten, jetzt wolle er das grausame Ungeheuer tödten.

Sie sprangen schnell in das Gebüsch, aber da war eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte sie selbst gegraben, und Plumps fielen alle drei morgenländische Petschierstecher hinein, und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen; aber dieser gab keine Antwort und schlich sich in die Nähe der Grube, um zu hören, was sie da unten für Betrachtungen anstellen würden.

„O weh' mir!“ schrie der Eine, „da haben wir es, wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; was nützt uns nun der Siegelring des Darius, womit er die Löwengrube verschlossen, wir sitzen in der Wolfsgrube. Alle Mühe und Arbeit und Salomonis Siegelring in des Hahnen Kropf ist verloren für uns; der Gockel muß es gemerkt haben, daß Kopf, Kropf, Siegel nicht unsere Namen, sondern nur einzelne Worte des alten geheimen Spruches sind, welcher sagt: man müsse dem Hahnen den Kopf ab und den Kropf aufschneiden, um Salomonis Siegelring aus demselben zu erhalten, der einem giebt, Herz, was verlangst du? Jugend und Reichthum, alle Güter der Welt, Geld! — Geld! — Geld! — Geld!“ —

„Weh', Alles umsonst, Alles verloren! Wenn wir nur aus dem Loche wären; und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren fünf Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina sammt der Brut fressen sollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr den Pelz doch abziehen und sie als einen Hasen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können, ich will mein Geld für die Katze! Die Katze ist verloren, der Ring ist verloren, der einem giebt, Herz, was verlangst du? Jugend und Reichthum, alle

Güter der Welt! — Geld! — Geld! — Geld! — Geld!" —

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Hause kam. Frau Hinkel und Gackeleia schliefen schon, denn sie erwarteten heute den Vater nicht zurück, weil sie glaubten, er sei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerst schlich sich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderische Katze mit ihren Jungen schlief, Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff sie Alle zusammen und steckte sie in denselben Sack, in welchem Alektryo gefangen gewesen war. Ach wie trauerten Gockel und Alektryo, als sie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Nest der Katze herumliegen sahen. Sie weinten bittere Thränen mit einander und Alektryo sammelte, mit seinem Schnabel herumsuchend, alle Beinchen und Federn der Ermordeten in die Mütze Gockels, der sie ihm hiezu hinhielt. Dann sprach Alektryo zu Gockel, indem er traurig vor ihm herschritt, Kamm und Schweif niedersenkte und die Flügel hängen ließ, als begleite er wie ein Kriegsmann mit gesenkter Fahne und niedergewendetem Gewehr eine Leiche zu Grabe:

Nun folg' mir zur Kapelle,
Daß diese theure Last
Dort find' an heil'ger Schwelle
Auf ewig Ruh' und Rast.

So gingen sie wie ein stiller Leichenzug zu der wüsten Kapelle; Alektryo sang eine leise Lamentation und die Vögel, aus dem Schlafe erwachend, guckten hie und da aus den Nestern und lamentirten, ohne die einfache Würde der erhabenen Trauerceremonie zu stören, in sanfter Harmonie ein bischen mit. Der Himmel selbst hatte seine Sterne mit Wolken verhüllt, und der Mond, mit Thränen im Auge, schimmerte bleich durch einen Schleier der Wehmuth. Die halbe Natur stimmte in das schöne Ganze dieser eben so rührenden als würdigen Feier mit ein, wobei auch die so sinnige Mitwirkung der Büsche und Kräuter und Blumen rühmlich zu erwähnen ist, denn die Glockenblume, die ehr- und tugendsame Jungfer Campana, läutete ganz mitleidig mit allen ihren blauen Glocken, und die bewußten weißen Rosen, die bei Feierlichkeiten immer so beliebten weißgekleideten Mädchen, gossen Schalen voll reichlichen Thränenthaues vor dem Zuge aus; man bemerkte unter den Leidtragenden die so achtbare Klagejungfrau Rosmarin, die demüthige Familie Thymian, die Miß Lavendel, die Comtesse Quendel und viele andere edle Familien. Auch die barmherzigen Schwestern Jungfer Melissa, Krausemünze, Kamille, Schafgarbe, Königskerze, Ehrenpreis, Baldrian, Himmelsschlüßel bewiesen ihre innigste Theilnahme. Vor allen Andern des schönen Blumengeschlechtes aber beurkundete Fräulein Re-

seda, welche so oft im Wochenblättchen anzeigt, daß sie mehr auf gute Behandlung als großen Gehalt sehe, den guten Geruch aller ihrer Verdienste.

Als nun aber Hinkel und Gackeleia aufgestanden waren und Gockel heftig fragte, wie sie hätten den Mord, den die Katze verübt, auf den edlen Alektryo schieben können, sanken beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bitteren Thränen, und versprachen, es niemals wieder zu thun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen. Der gute Alektryo aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel sagte nun: „Deine Strafe, Frau Hinkel, soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzen-ellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Andenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katze Schurrimurri mit ihren verwegenen Söhnen, Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog sich heimlich zum Spiele erzogen und diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie eine Puppe besitzen, nie mit einer Puppe spielen dürfen." Ach, da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an.

Gockel befahl nun dem Hahn, den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würde. Da schrie der Hahn und alle Vögel: „das ist

die Eule, die große alte Eule, die dort draußen in der hohlen dürren Eiche mit ihren Jungen sitzt," und sogleich ward die Eule gerufen. Als diese ernsthaft und finster wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern Vögeln geflohenes Thier mit ihren Jungen zu der Kapelle mit schweren Flügeln herein rasselte und mit dem Schnabel knappte und hu hu schrie, und die Augen verdrehte, versteckten sich die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel; und Gackeleia verkroch sich schreiend unter die Schürze ihrer Mutter, welche sich selbst die Augen zuhielt. Gockel aber legte den Sack, worin die böse Katze mit ihren Jungen stack, in die Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin.

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten, aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und sich zu Hause mit den Katzen abzufinden, was sie auch buchstäblich gethan. — Ja, ja sie fanden sich mit ihnen ab!

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun den Kopf abschlagen, sich den Siegelring Salomonis aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihrer Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren

des Alektryo zu folgen, aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein; er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen. Dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und rief, auf der Inschrift des Grabsteins scharrend, mit lauter Stimme aus:

Alektryo bringt dir Glück selbst um Undank.
O Gockel! hau' ihm den Kopf ab,
Schneid' ihm den Kropf auf!
Salomo's Siegelring Jedem noch Brot gab.

Am Schlusse dieser Worte schwang Gockel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, daß ihm der Kopf des Hahnen vor die Füße fiel und der todte Rumpf in den Scheiterhaufen sank. Gockel nahm das ehrwürdige Haupt bei dem Kamm, hob es empor, küßte es, schüttelte es dann über seiner Hand, und der Siegelring Salomonis fiel ihm hinein. Alle Anwesenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiser und legten sie drum her, da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte Alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon schweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der

Schrift wieder mit Erde zu und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienste Gallinas und besonders Alektryos, wie des edlen Hahnengeschlechts überhaupt.

Den ganzen übrigen Tag weinten Frau Hinkel und Gackeleia noch öfter, und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und Alektryos Schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönsten Ermahnungen, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe, und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Siegelring Salomonis zu versuchen. Er nahm daher den Ring aus der Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung,
Trag' uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß,
Gieb uns Knecht und Magd und Roß,

Gieb uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld,
Füll' uns Küch' und Keller auch,
Wie's bei großen Herrn der Brauch,
Gieb uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach' uns reich und herrlich ganz,
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öfteren Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Springbrunnen, Hausgeräthe, Kleidungsstücke, Tapeten, Schildereien, Alamode-Kutschen, Pferde, Livreen und andere dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich heraussuchen mußte, was ihm wohlgefiel. Gockel beobachtete bei der Wahl Alles mit großem Fleiße, was Frau Hinkel und Gackeleia gefallen konnte, denn er träumte so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder,

daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen. Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstall über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber, sich auf seinem Lager wendend, bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistre, sondern daß er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „o Jemine, was ist das?" In demselben Augenblicke rief Frau Hinkel dasselbe, und dann riefen beide: „wer ist hier?" und beide antworteten: „ich bin's, Gockel! — ich bin's, Hinkel!" aber sie wollten's beide nicht glauben, daß sie es seien. Es hatte ihnen Beiden dasselbe geträumt und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten, aber sie fanden gegenseitig ihre Stimmen so verändert daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten. „Gockel," flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt." „Ach, ich weiß nicht," sagte Gockel, „aber ich möchte eine Wette anstellen, daß ich nicht über fünf und zwanzig alt bin." „Aber sage nur, wie kommen wir auf die seidenen Betten?" fragte Frau Hinkel, „so weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Fasanenminister in Gelnhausen warst, — und die himmlischen Wohlgerüche umher, — aber ach, was

ist das? Der Trauring, der mir immer so lose an dem Finger hing, daß ich ihn oft Nachts im Bettstroh verloren, sitzt mir jetzt ganz ordentlich, so daß ich ihn eben drehen kann, ich bin gar nicht mehr so klapperdürr." — Diese letzten Worte erinnerten Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „ach, das mag Alles von meinem gestrigen Wunsche herkommen;" da hörte er auch Rosse im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Thür gehen, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn Jemand mit einer Laterne Nachts über den Hof geht. Er und Hinkel sprangen auf, aber sie fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr auf der ebenen Erde, sondern auf Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerstalles, an welcher Stroh und die alte Hühnerleiter lag, sondern prächtige gemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Silber- und Gold-Gefäße beleuchtet. Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stürzten sich in die Arme und weinten vor Freude, wie Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum erstenmale gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster herein fiel. Mit verschlungenen Armen liefen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von

der Laterne eines Kutschers in einer reichen Livree herkam, der in einem großen geräumigen Hof stand, Hafer siebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „ach Gockel, ach Hinkel, wie jung und schön bist du geworden!“ Da sprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gesprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen;“ und da erzählte er der Frau Hinkel, wie ihm der Mann mit dem großen Bilderbuch erschienen und er Alles heraus gesucht und den Ring dabei gedreht habe. — „Ach Gockel, Herzens-Gockel! hast du wirklich Alles so gewünscht, Alles wie es mich freuet und erquickt? Dieses lange, lange Hemd, diesen tiefrothen, chinesischen Schlafrock, fein, fein, man kann ihn ganz in den Raum einer Nuß verbergen. Gockel! und dieses seidene Netz um meine Haare — Alles, Alles so nach meiner Lust?“ — „Ja,“ sagte Gockel, „Alles nach deiner Lust, es wird schon Tag werden, da wirst du erst sehen die hohen, hellen Räume, Säle, um Wettrennen darin anzustellen, lauter Doppelthüren, Fußböden mit Purpurteppichen bedeckt, herrliche breite Treppen auf Säulen ruhend, Terrassen, Gallerien, offne Hallen; ach Hinkel! welche

Gärten und Springbrunnen und Säulenhallen und Statuen und Aussichten und schöne Berglinien und Lorbeer-, Myrthen-, Cypressen-, Citronen-, Pomeranzen-, Orangen-, Granatenhaine und eine Wiege von weißen Lilien!"

„Lieber Gockel," sagte Frau Hinkel, „es ist nicht möglich, es ist zu viel, ich kann's nicht glauben; aber ich möchte trinken, kannst du mir nicht ein Glas Wasser herbeidrehen? — „Geh nur links an deinen Waschtisch," erwiderte Gockel, „und halte den Krystall-Pokal zum Fenster hinaus."

Gockel zog den rothdamastenen Vorhang hinweg, da sah man durch die blüthenvollen Wipfel der Orangenbäume in den blauen Himmel, an dessen Osten der Tag graute; der Mond stand am Himmel wie ein freigebiger Kavalier, welcher der Frau Gräfin Hinkel von Hennegau ein Ständchen von der Nachtigall will bringen lassen. — „Reiche nur den Pokal hinaus," sagte Gockel, „fahre nur mit der Hand mitten durch die Orangenblüthen, die Geister Salomonis werden schon einen Wasserstrahl senden, der dir das Herz erlabt. — Frau Hinkel that, wie Gockel befahl, und Gockel sprach, den Ring drehend:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,

Füll' Frau Hinkel den Pokal
Mit der reinsten Quelle Strahl,
In der Felsen Herz entsprungen,
Durch der Erde Brust gedrungen,
Durch der Blüthen Duft geschwungen,
Von der Nachtigall besungen,
Von der Sterne Licht gegrüßt,
Von des Mondes Strahl geküßt;
Gieb zum Labsal durst'ger Zungen
Ein Glas Wasser, bitt' dich drum!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um."

Schon während diesen Worten plätscherte es unter den Orangen-Bäumen heftiger, die Blätter bewegten sich, die Blüthen küßten sich, und zwischen ihnen spritzte der feine, im Mond- und Sternenlicht schimmernde Strahl eines Springbrunnens aus dem unten liegenden Garten empor und füllte den Pokal, welchen die Hand der Frau Hinkel hinaushielt, ohne sie selbst im Mindesten zu benetzen. Frau Hinkel trank und trank wieder, auch Gockel trank, und die allerliebste Frau Nachtigall sang in der nahen Linde das freundlichste: „Wohl bekomm's, Frau Gräfin von Hennegau!" dazu.

Nun liefen sie an ein drittes Fenster; „o je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus, „wir sind in Gelnhausen; da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben, o zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz

stille in der Stadt; horch, der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es; ach, was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kommt und auf einmal unsern prächtigen Palast sieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hofherren und Hofdamen, die uns so spöttisch ansahen, da wir in Ungnade fielen, was werden sie gedemüthigt sein durch unsern Glanz! O Gockel, liebster Gockel, was bist du für ein herzallerliebster, bester Gockel mit deinem Ring Salomonis!" und da fielen sie sich wieder um den Hals und fuhren gleichsam Schlitten auf dem spiegelglatten Boden.

Es brach aber der Tag an und es war kein Traum; Alles hatte Bestand, sie blickten Arm in Arm scheu und doch freudig bald sich in ihrer verjüngten Gestalt und prächtigen Kleidung, bald die wunderbare Pracht ihres Schlafgemaches an, und als sie neben ihrem großen Prachtbett, welches wie ein Himmelwagen aussah, mit Federbüschen besteckt, ein anderes schönes Bettchen sahen, fiel ihnen erst im Taumel der großen Freude ihre liebe Gackeleia ein; sie rissen die rothsammetnen, goldgestickten Vorhänge hinweg, da lag Gackeleia, schön wie ein Engel, ach viel schöner, als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Thränen: "Wach' auf, Gackeleia, ach alle Freude ist um uns her; ach Gackeleia, sieh' alle die schönen Sachen

an!“ Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das Alles nur; und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wieder erkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufrieden stellen; sie sagte immer: „o was soll ich mit all der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater, Gockel, zurück.“ Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?“ „Gackeleia bin ich,“ erwiederte das Kind.“ „So,“ sagte Gockel, „du bist Gackeleia? Aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer Leinwand an, wie kommt denn Gackeleia in das schöne, buntgeblümte, seidene Schlafröckchen?“ „Ach„ das weiß ich nicht,“ antwortete Gackeleia, „aber ich bin doch gewiß Gackeleia; ach ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich so sehr, ich habe gestern gar viel geweint, ich habe großes Unglück angestellt, ich habe die Katze an das Nest der Gallina geführt; ich bin Schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht, ach ich bin gewiß die böse Gackeleia;“ dabei weinte sie so bitterlich und fuhr fort: „o du bist Gockel nicht; der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart

und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den rothen Wangen bist Gockel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht; du bist ja so hübsch glatt und anmuthig wie ein Turteltäubchen; die Mutter Hinkel ist klapperdürr wie ein Zaunpfahl; ich will fort in das alte Schloß, ihr habt mich gestohlen;" und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin." Da guckte ihn Gackeleia scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leis:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich;
Mach' mich wieder wie gewöhnlich."

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „ach Herr je, ja, fast wie der Vater!" und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „ach ja, du bist's, liebes, gutes, altes Väterchen! aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht." Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber dieser machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „halt ein, Gockel, nein

das ist doch zu arg! so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen; du machst mich viel älter, als ich war!" und begann zu weinen und zu zanken, und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen. Aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie, und rief einmal über das anderemal aus: „ach Mutter, liebe Mutter, du bist's, du bist's ganz gewiß!" Da sagte Frau Hinkel: „nun meinethalben," und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber sprach: „ei, ei, Frau Hinkel, ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärest; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen; sieh', bist du mir nun nicht fein ordentlich und fleißig, oder brummest du, oder bist du neugierig, so drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt." Da sagte Frau Hinkel: „thue, was du willst, ich habe es nicht gern gethan, es hat mich nur so überrascht." Nun umarmte sie Gockel und drehte den Ring wieder, und sie wurden wieder jung und schön. So erfuhr auch Gackeleia das Geheimniß mit dem Ringe, und Gockel schärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst könnte er ihnen gestohlen werden, und dann müßten sie wohl wieder arm und elend in das Schloß zurück. „Bewahr' uns Gott davor!" sagten Alle, und Gockel fuhr fort: „ja, daß

er uns davor bewahre, lasset uns vor Allem beten und danken; ihm allein gebührt die Ehre!" da knieten sie in Mitte der Stube nieder und dankten Gott von Herzen.

Nun war die Sonne aufgegangen und der Nachtwächter war auf den Markt gekommen und hatte das Wunder-Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein ungemeines Geschrei erhob.

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und Fleischer rieben sich die Augen und rissen die Mäuler sperrangelweit auf und streckten die Köpfe mit sammt den Nachtmützen zum Fenster heraus und schauten das Schloß mit großem Spectakel der Verwunderung an. — Gockel, Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang Allem zu. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „da ist da, das Schloß kann Keiner wegdisputiren; aber, ob Leute darin sind, die Fleisch essen, das möcht' ich wissen." „Ja, und Brot und Semmeln und Eierwecken;" fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort. Da ging aber auf einmal die Schloßthüre auf, und es trat ein großer, bärtiger Thürsteher heraus mit einem großen Kragen, wie ein Wagenrad, und einem breiten, silberbordirten Bandelier über der Brust und weiten gepufften Hosen und einem Feder-

hut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle aus einander, als er mit ernster drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt; sie meinten, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber: „Hört einmal ihr lieben Bürger von Gelnhausen, es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse Seiner Hoheit des hochgebornen Raugrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen macht, Seine hochgräflichen Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so ihr Sie also frühe in der Ruhe störet, und wünsche sich das nicht wieder zu erleben; das laßt euch gesagt sein.“ — „Mit Gunst,“ sagte da der Fleischer und zog seine Mütze höflich ab, „wenn erlaubt ist zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehemaligen hiesigen Hühnerminister bewohnt?“ „Allerdings,“ erwiederte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner Gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem von zwei

Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Laufern, zwei Kammerriesen, zwei Kammerzwergen, zwei Thürstehern, wovon ich einer zu sein mir schmeicheln kann, zwei Leibkutschern, sechs Stallknechten, zwei Köchen, sechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, sechs Gärtnerburschen, einem Haushofmeister, einer Haushofmeisterin, einem Kapaunenstopfer, einem Hühnerhofmeister, einem Fasanenmeister und noch allerlei anderem Gesinde, welche Alle zusammen hundert Pfund Kalbfleisch, fünfzig Pfund Hammelfleisch, fünfzig Pfund Schweinefleisch, sechszig Würste und dergleichen essen." — „Ach," schrie da der Metzger und kniete beinahe vor dem Schweizer nieder, „ich recommandire mich bestens als Hochgräflicher Hofmetzger." Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Aermel mit den Worten: Seine Hochgräflichen Gnaden nebst Familie werden doch das viele Fleisch nicht so ohne Brot in den nüchternen Magen hineinfressen; das könnte ihnen unmöglich gesund sein." „Ei behüte," sagte der Schweizer, „sie brauchen täglich dreißig große Weißbrote, hundert fünfzig Semmeln, hundert Eierwecken, hundert Bubenschenkel und zweihundert und sechs und neunzig Zwiebacke zum Kaffee." — „O so empfehle ich mich bestens zum Hochgräflichen Hofbäcker," rief der Bäckermeister. „Wir wollen sehen," sprach der Schweizer; „wer heute gleich das Beste lie-

fern wird, kommt an's Brett.“ Da stürzten alle die Bäcker und Fleischer nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glasirten die Eierwecken und rissen die Läden auf und stellten Alles hinaus, daß es eine Pracht war; und so ging es auf allen Seiten von Gelnhausen; alle Krämer und alle Krauthändler kamen, sahen, staunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß sie so viel Geld verdienen sollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und sahen Alles an; alle die Dienerschaft setzte sich in Bewegung; man kleidete sich an; man wurde frisirt, man putzte Stiefel und Schuh, man klopfte Kleider aus; tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühstückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schlosse. Die Bürgerschaft, um ihre Freude zu bezeigen, kam mit fliegenden Fähnen gezogen, jede Zunft mit dem Bild ihres Schutzpatronen auf der Fahne und schöner Musik; sie standen Alle vor dem Schlosse, feuerten ihre rostigen Flinten in die Luft und schrieen: „Vivat der Herr Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Comtesse Gackeleia! Vivat hoch! und abermal hoch!“ — Gockel und Hinkel und Gackeleia standen auf dem Balkon am Fenster und warfen Geld unter das Volk. Gockel warf den Männern hundert Stück neue Gockeld'ors, Hinkel

den Frauen hundert Stück neue Hinkeld'ors, worunter auch eine große Anzahl Baseler Hennenthaler, und Gackeleia den Kindern hundert Stück neue Gackeleid'ors aus. Sie riefen dabei immer: „theilt untereinander aus, laßt wechseln, Einer gebe dem Andern heraus!“ Weil aber damals der Cours in Gelnhausen sehr hoch stand, und das Gold sehr gesucht und man mit Scheidemünze und Stübern und mit Waaren, z. B. Nüssen, Feigen, Schellen und Kappen wohl assortirt war, so ward der Wechsel- und Tauschhandel sehr lebhaft auf dem Markt. Je mehr das Gold fiel, desto höher stieg es; der Platz ward mit ausgetheilten, gewechselten, ausgetauschten vollwichtigen Nasenstübern, Kopfnüssen, Ohrfeigen, Maulschellen und gestochenen Kappen überschwemmt, und Alles mußte losschlagen, weil Viele ganz unverzeihlich mit diesen Artikeln schleuderten. Man hat auch unter der Hand vertrauliche Information eingezogen, daß damals das Haus: „Gebrüder Vatermörder,“ welches später die Frankfurter Messe in Wachs poussirt bezog, den ersten Grund zu seinem Renommee gelegt habe. Als man sich nun bereits bei den Haaren um das Gold riß, so daß Keiner mit einem blauen Auge davon kam, der nicht Haare gelassen hatte, drehte Gockel den Ring Salomonis und mit ihm den Kellermeister nebst einem Stück-Faß Wein aus dem Keller, und es ward eingeschenkt Jedem, der

trinken wollte und ein Gefäß bei sich hatte. Da liefen sie aus einander nach Haus und holten Eimer und Kübel und Zuber und Schöpfkellen und Kessel und Krüge und was sie fanden, und tranken, da der Goldregen aufgehört, Gockels Gesundheit am Weinfaß.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon, in seinem Lustschlosse Castellovo, auf deutsch Eierburg. Täglich kam nun der königliche Küchenmeister mit einem Küchenwagen nach Gelnhausen gefahren, um die nöthigen Vorräthe für den Hofstaat einzukaufen. Wie erstaunte er aber heute, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfest vor einem nie gesehenen Palaste erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte. Aber sein Erstaunen ward bald in einen großen Aerger verwandelt; denn wo er zu einem Bäcker oder Fleischer oder Krämer mit seinem Küchenwagen hinfuhr, um einzukehren, hieß es überall: Alles ist schon für Seine Raugräflichen Gnaden Gockel von Hanau gekauft. Da nun endlich der königliche Küchenmeister sich mit Gewalt der nöthigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widersetzten sich die Bürger und es entstand ein Getümmel. Gockel, der die Ursache davon erfuhr, ließ sogleich dem Küchenmeister sagen, er möge ohne Sorgen sein, denn er wolle Seine Majestät den König und Seine ganze Familie und Dienerschaft allerunterthä-

nigst heute auf einen Löffel Suppe zu sich einladen lassen, und er, der Küchenmeister, möchte nur mit seinem Küchenwagen vor seine Schloß-Speisekammer heranfahren, um ein kleines Frühstück für den König mitzunehmen.

Nun fuhr der König Eifrasius und seine Gemahlin und der Kronprinz mit dem ganzen Hofstaate nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßthüre entgegentrat. Die Verwunderung über den Reichthum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel. Der Kronprinz und Gackeleia saßen an einem aparten Tischchen und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Musik war an allen Ecken. Beim Nachtische tranken Eifrasius und Gockel Bruderschaft und die Königin und Hinkel Schwesterschaft und der Kronprinz und Gackeleia Spielkameradschaft, sprechend: „du bist mein König und du bist meine Königin.“ Eifrasius zog dann den Gockel an ein Fenster und hing ihm das Großei des Ordens des goldenen Ostereies mit zwei Dottern und Petersilie um den Hals und borgte hundert Gockel-d'ors von ihm, worauf das Ganze mit einem großen Volksfeste beschlossen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen in einer ganz ungemeinen irdischen Glückseligkeit zu Gelnhausen, und

der König war so gut Freund mit ihm und seiner vortrefflichen Küche und seinem unerschöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn seiner großen Freigebigkeit wegen so lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterscheiden konnte, wer der König von Gelnhausen war, Gockel oder Eifrasius. Auch wurde es unter beiden fest beschlossen, daß einstens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an seiner Seite den Thron von Gelnhausen besteigen sollte.

Das Erdbeben in Chili.

Erzählung

von

Heinrich von Kleist.

In St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblicke der großen Erderschütterung vom Jahre 1647, bei welcher viele tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, Namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken. Don Henrico Asteron, einer der reichsten Edelleute der Stadt, hatte ihn ungefähr ein Jahr zuvor aus seinem Hause, wo er als Lehrer angestellt war, entfernt, weil er sich mit Donna Josephe, seiner einzigen Tochter, in einem zärtlichen Einverständniß befunden hatte. Eine geheime Bestellung, die dem

alten Don, nachdem er die Tochter nachdrücklich gewarnt hatte, durch die hämische Aufmerksamkeit seines stolzen Sohnes verrathen worden war, entrüstete ihn dergestalt, daß er sie in dem Karmeliter-Kloster unsrer lieben Frauen vom Berge daselbst unterbrachte. Durch einen glücklichen Zufall hatte Jeronimo hier die Verbindung von neuem anzuknüpfen gewußt, und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatze seines vollen Glückes gemacht. Es war am Frohnleichnamsfeste, und die feierliche Procession der Nonnen, welchen die Novizen folgten, nahm eben ihren Anfang, als die unglückliche Josephe, bei dem Anklange der Glocken, in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale niedersank.

Dieser Vorfall machte außerordentliches Aufsehn; man brachte die junge Sünderin, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, sogleich in ein Gefängniß, und kaum war sie genesen, als ihr schon auf Befehl des Erzbischofs, der geschärfteste Proceß gemacht ward. Man sprach in der Stadt mit einer so großen Erbitterung von diesem Skandal, und die Zungen fielen so scharf über das ganze Kloster her, in welchem er sich zugetragen hatte, daß weder die Fürbitte der Familie Asteron, noch auch sogar der Wunsch der Aebtissin selbst, welche das junge Mädchen wegen ihres sonst untadelhaften Betragens lieb gewonnen hatte, die Strenge,

mit welcher das klösterliche Gesetz sie bedrohte, zu mildern vermochte. Alles, was geschehen konnte, war, daß der Feuertod, zu dem sie verurtheilt wurde, zur großen Entrüstung der Matronen und Jungfrauen von St. Jago, durch einen Machtspruch des Vicekönigs, in eine Enthauptung verwandelt ward. Man vermiethete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab, und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiele, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen.

Jeronimo, der inzwischen auch in ein Gefängniß gesetzt worden war, wollte die Besinnung verlieren, als er diese ungeheure Wendung der Dinge erfuhr. Vergebens sann er auf Rettung; überall, wohin ihn auch der Fittig der vermessensten Gedanken trug, stieß er auf Riegel und Mauern, und ein Versuch, die Gitterfenster zu durchfeilen, zog ihm, da er entdeckt ward, eine nur noch engere Einsperrung zu. Er warf sich vor dem Bildnisse der heiligen Mutter Gottes nieder, und betete mit unendlicher Inbrunst zu ihr, als der Einzigen, von der ihm jetzt noch Rettung kommen könnte. Doch der gefürchtete Tag erschien, und mit ihm in seiner Brust die Ueberzeugung von der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Die

Glocken, welche Josephen zum Richtplatz begleiteten, ertönten; und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Das Leben schien ihm verhaßt, und er beschloß, sich durch einen Strick, den ihm der Zufall gelassen hatte, den Tod zu geben.

Eben stand er, wie schon gesagt, an einem Wandpfeiler, und befestigte den Strick, der ihn dieser jammervollen Welt entreißen sollte, an eine Eisenklammer, die an dem Gesimse derselben eingefugt war, als plötzlich der größte Theil der Stadt, mit einem Gekrache, als ob das Firmament einstürzte, versank, und alles, was Leben athmete, unter seinen Trümmern begrub. Jeronimo Rugera war starr vor Entsetzen: und gleich als ob sein ganzes Bewußtsein zerschmettert worden wäre, hielt er sich jetzt an dem Pfeiler, an welchem er hatte sterben wollen, um nicht umzufallen. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen, der ganze Bau neigte sich nach der Straße zu einzustürzen, und nur der, seinem langsamen Fall begegnende, Fall des gegenüberstehenden Gebäudes verhinderte, durch eine zufällige Wölbung, die gänzliche Zubodenstreckung desselben. Zitternd, mit sträubenden Haaren, und Knien, die unter ihm brechen wollten, glitt Jeronimo über den schiefgesenkten Fußboden hinweg, der Oeffnung zu, die der Zusammenschlag beider Häuser in die vordere

Wand des Gefängnisses eingerissen hatte. Kaum befand er sich im Freien, als die ganze, schon erschütterte Straße auf eine zweite Bewegung der Erde völlig zusammenfiel. Besinnungslos, wie er sich aus diesem allgemeinen Verderben retten würde, eilte er, über Schutt und Gebälk hinweg, indessen der Tod von allen Seiten Angriffe auf ihn machte, nach einem der nächsten Thore der Stadt. Hier stürzte noch ein Haus zusammen, und jagte ihn, die Trümmer weit umherschleudernd, in eine Nebenstraße; hier leckte die Flamme schon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln, und trieb ihn schreckenvoll in eine andere; hier wälzte sich, aus seinem Gestade gehoben, der Mapochofluß auf ihn heran, und riß ihn brüllend in eine dritte. Dort lag ein Haufen Erschlagener, hier ächzte noch eine Stimme unter dem Schutte, schrieen Leute von brennenden Dächern herab, und kämpften Menschen und Thiere mit den Wellen; hier war ein muthiger Retter bemüht, zu helfen; dort stand ein Anderer, bleich wie der Tod, und streckte sprachlos zitternde Hände zum Himmel.

Als Jeronimo das Thor erreicht, und einen Hügel jenseits desselben bestiegen hatte, sank er ohnmächtig auf demselben nieder. Er mochte wohl eine Viertelstunde in der tiefsten Bewußtlosigkeit gelegen haben, als er endlich wieder erwachte, und sich, mit nach der

Stadt gekehrtem Rücken, halb auf dem Erdboden erhob. Er befühlte sich Stirn und Brust, unwissend, was er aus seinem Zustande machen sollte, und ein unsägliches Wonnegefühl ergriff ihn, als ein Westwind, vom Meere her, sein wiederkehrendes Leben anwehte, und sein Auge sich nach allen Richtungen über die blühende Gegend von St. Jago hinwandte. Nur die verstörten Menschenhaufen, die sich überall blicken ließen, beklemmten sein Herz; er begriff nicht, was ihn und sie hiehergeführt haben konnte, und erst da er sich umkehrte und die Stadt hinter sich versunken sah, erinnerte er sich des schrecklichen Augenblicks, den er erlebt hatte. Er senkte sich so tief, daß seine Stirn den Böden berührte, Gott für seine wunderbare Errettung zu danken; und gleich, als ob der eine entsetzliche Eindruck, der sich seinem Gemüth eingeprägt hätte, alle früheren daraus verdrängt hätte, weinte er vor Lust, daß er sich des lieblichen Lebens, voll bunter Erscheinungen, noch erfreue.

Drauf, als er eines Ringes an seiner Hand gewahrte, erinnerte er sich plötzlich auch Josephens; und mit ihr seines Gefängnisses, der Glocken, die er dort gehört hatte, und des Augenblicks, der dem Einsturze desselben vorangegangen war. Tiefe Schwermuth erfüllte wieder seine Brust; sein Gebet fing ihn zu reuen an, und fürchterlich schien ihm das Wesen,

das über den Wolken waltet. Er mischte sich unter das Volk, das überall, mit Rettung des Eigenthums beschäftigt, aus den Thoren stürzte, und wagte schüchtern nach der Tochter Asterons, und ob die Hinrichtung an ihr vollzogen worden sei, zu fragen; doch niemand war, der ihm umständliche Auskunft gab. Eine Frau, die auf einem fast zur Erde gedrückten Nacken eine ungeheure Last von Geräthschaften und zwei Kinder, an der Brust hängend, trug, sagte im Vorbeigehen, als ob sie es selbst angesehen hätte: daß sie enthauptet worden sei. Jeronimo kehrte sich um; und da er, wenn er die Zeit berechnete, selbst an ihrer Vollendung nicht zweifeln konnte, so setzte er sich in einem einsamen Walde nieder, und überließ sich seinem vollen Schmerz.

Er wünschte, daß die zerstörende Gewalt der Natur von neuem über ihn einbrechen möchte. Er begriff nicht, warum er dem Tode, den seine jammervolle Seele suchte, in jenen Augenblicken, da er ihm freiwillig von allen Seiten rettend erschien, entflohen sei. Er nahm sich fest vor, nicht zu wanken, wenn auch jetzt die Eichen entwurzelt werden, und ihre Wipfel über ihn zusammenstürzen sollten. Darauf nun, da er sich ausgeweint hatte, und ihm, mitten unter den heißesten Thränen, die Hoffnung wieder erschienen war, stand er auf und durchstreifte nach allen

Richtungen das Feld. Jeden Berggipfel, auf dem sich die Menschen versammelt hatten, besuchte er; auf allen Wegen, wo sich der Strom der Flucht noch bewegte, begegnete er ihnen; wo nur irgend ein weibliches Gewand im Winde flatterte, da trug ihn sein zitternder Fuß hin: doch keines deckte die geliebte Tochter Asterons.

Die Sonne neigte sich, und mit ihr seine Hoffnung, schon wieder zum Untergange, als er den Rand eines Felsens betrat, und sich ihm die Aussicht in ein weites, nur von wenig Menschen besuchtes Thal eröffnete. Er durchlief, unschlüssig, was er thun sollte, die einzelnen Gruppen derselben, und wollte sich schon wieder wenden, als er plötzlich an einer Quelle, die die Schlucht bewässerte, ein junges Weib erblickte, beschäftigt, ein Kind in seinen Fluthen zu reinigen. Und das Herz hüpfte ihm bei diesem Anblick: er sprang voll Ahndung über die Gesteine herab und rief: O Mutter Gottes, du Heilige! und erkannte Josephen, als sie sich bei dem Geräusche schüchtern umsah. Mit welcher Seligkeit umarmten sie sich, die Unglücklichen, die ein Wunder des Himmels gerettet hatte! Josephe war auf ihrem Gang zum Tode dem Richtplatze schon ganz nahe gewesen, als durch den krachenden Einsturz der Gebäude plötzlich der ganze Hinrichtungszug aus einander gesprengt ward. Ihre ersten entsetzensvollen Schritte trugen sie hierauf dem nächsten Thore

zu; doch die Besinnung kehrte ihr bald wieder, und sie wandte sich, um nach dem Kloster zu eilen, wo ihr kleiner, hülfloser Knabe zurückgeblieben war. Sie fand das Kloster schon in Flammen, und die Aebtissin, die ihr in jenen Augenblicken, die ihre letzten sein sollten, Sorge für den Säugling angelobt hatte, schrie eben, vor den Pforten stehend, nach Hülfe, um ihn zu retten. Josephe stürzte sich unerschrocken durch den Dampf, der ihr entgegenqualmte, in das von allen Seiten schon zusammenfallende Gebäude, und gleich, als ob alle Engel des Himmels sie umschirmten, trat sie mit ihm unbeschädigt wieder aus dem Portal hervor. Sie wollte der Aebtissin, welche die Hände über ihr Haupt zusammenschlug, eben in die Arme sinken, als diese mit fast allen ihren Klosterfrauen von einem herabfallenden Giebel des Hauses auf eine schmähliche Art erschlagen ward.

Josephe bebte bei diesem entsetzlichen Anblicke zurück; sie floh, ganz von Schrecken erfüllt, den theuern Knaben, den ihr der Himmel wieder geschenkt hatte, dem Verderben zu entreißen. Sie hatte noch wenig Schritte gethan, als ihr auch schon die Leiche des Erzbischofs begegnete, die man so eben zerschmettert aus dem Schutt der Kathedrale hervorgezogen hatte. Der Palast des Vicekönigs war versunken, der Gerichtshof, in welchem ihr das Urtheil gesprochen worden

war, stand in Flammen, und an die Stelle, wo sich ihr väterliches Haus befunden hatte, war ein See getreten, und kochte röthliche Dämpfe aus. Josephe raffte alle ihre Kräfte zusammen, sich zu halten. Sie schritt, den Jammer von ihrer Brust entfernend, muthig mit ihrer Beute von Straße zu Straße, und war schon dem Thore nah, als sie auch das Gefängniß, in welchem Jeronimo geseufzt hatte, in Trümmern sah. Bei diesem Anblicke wankte sie, und wollte besinnungslos an einer Ecke niedersinken; doch in demselben Augenblick jagte sie der Sturz eines Gebäudes hinter ihr, das die Erschütterungen schon ganz aufgelöſ't hatten, durch das Entsetzen gestärkt, wieder auf; sie küßte das Kind, drückte sich die Thränen aus den Augen, und erreichte, nicht mehr auf die Gräuel, die sie umringten, achtend, das Thor.

Als sie sich im Freien sah, schloß sie bald, daß nicht jeder, der ein zertrümmertes Gebäude bewohnt hatte, unter ihm nothwendig müsse zerschmettert worden sein. An dem nächsten Scheidewege stand sie still und harrte, ob nicht Einer, der ihr nach dem kleinen Philipp der liebste auf der Welt war, noch erscheinen würde. Sie ging, weil niemand kam und das Gewühl der Menschen anwuchs, weiter, und kehrte sich wieder um, und harrte wieder; und schlich, viel Thränen vergießend, in ein dunkles, von

Pinien beschattetes Thal, um seiner Seele die sie entflohen glaubte, nachzubeten; und fand ihn hier, diesen Geliebten, im Thale, und Seligkeit, als ob es das Thal von Eden gewesen wäre.

Dies Alles erzählte sie jetzt voll Rührung dem Jeronimo, und reichte ihm, da sie vollendet hatte, den Knaben zum Küssen dar. — Jeronimo nahm ihn und hätschelte ihn in unsäglicher Vaterfreude, und verschloß ihm, da er das fremde Antlitz anweinte, mit Liebkosungen ohne Ende den Mund. Indessen war die schönste Nacht herabgestiegen, voll wundermilden Duftes, so silberglänzend und still, wie nur ein Dichter davon träumen mag. Ueberall, längs der Thalquelle, hatten sich, im Schimmer des Mondscheins, Menschen niedergelassen, und bereiteten sich sanfte Lager von Moos und Laub, um von einem so qualvollen Tage auszuruhen. Und weil die Armen immer noch jammerten, dieser, daß er sein Haus, jener, daß er Weib und Kind, und der dritte, daß er Alles verloren habe: so schlichen Jeronimo und Josephe in ein dichteres Gebüsch, um durch das heimliche Gejauchz ihrer Seelen niemand zu betrüben. Sie fanden einen prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete; und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr Lied. Hier ließ sich Jeronimo am Stamme nieder, und Josephe

in seinem, Philipp in Josephens Schooß, saßen sie, von seinem Mantel bedeckt, und ruhten.

Der Baumschatten zog mit seinen verstreuten Lichtern über sie hinweg, und der Mond erblaßte schon wieder vor der Morgenröthe, ehe sie einschliefen. Denn Unendliches hatten sie zu schwatzen vom Klostergarten und den Gefängnissen, und was sie um einander gelitten hätten; und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden! Sie beschlossen, sobald die Erderschütterungen aufgehört haben würden, nach La Conception zu gehen, wo Josephe eine vertraute Freundin hatte, sich mit einem kleinen Vorschuß, den sie von ihr zu erhalten hoffte, von dort nach Spanien einzuschiffen, wo Jeronimo's mütterliche Verwandten wohnten, und daselbst ihr glückliches Leben zu beschließen. Hierauf, unter vielen Küssen, schliefen sie ein.

Als sie erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und sie bemerkten in ihrer Nähe mehrere Familien, beschäftigt sich am Feuer ein kleines Morgenbrod zu bereiten. Jeronimo dachte eben auch wie er Nahrung für die Seinigen herbeischaffen sollte, als ein junger wohlgekleideter Mann, mit einem Kinde auf dem Arm zu Josephen trat und sie mit Bescheidenheit fragte: ob sie diesem armen Wurme, dessen

Mutter dort unter den Bäumen beschädigt liege, nicht auf kurze Zeit ihre Brust reichen wolle? Josephe war ein wenig verwirrt, als sie in ihm einen Bekannten erblickte; doch da er, indem er ihre Verwirrung falsch deutete, fortfuhr: es ist nur auf wenige Augenblicke, Donna Josephe, und dieses Kind hat seit jener Stunde die uns alle unglücklich gemacht hat, nichts genossen; so sagte sie: „ich schwieg — aus einem andern Grunde, Don Fernando; in diesen schrecklichen Zeiten weigert sich niemand, von dem was er besitzen mag mitzutheilen:“ und nahm den kleinen Fremdling, indem sie ihr eigenes Kind dem Vater gab, und legte ihn an ihre Brust. Don Fernando war sehr dankbar für diese Güte, und fragte: ob sie sich nicht mit ihm zu jener Gesellschaft verfügen wollten, wo eben jetzt beim Feuer ein kleines Frühstück bereitet werde? Josephe antwortete, daß sie dies Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde, und folgte ihm, da auch Jeronimo nichts einzuwenden hatte, zu seiner Familie, wo sie auf das innigste und zärtlichste von Don Fernandos beiden Schwägerinnen, Donna Elisabeth und Donna Constanze, die sie als sehr würdige junge Damen kannte, empfangen ward. Donna Elvire, Don Fernandos Gemahlin, welche schwer an den Füßen verwundet auf der Erde lag, zog Josephen, da sie ihren abgehärmten Knaben an der Brust derselben sah, mit

vieler Freundlichkeit zu sich nieder. Auch Don Pedro, sein Schwiegervater, der an der Schulter verwundet war, nickte ihr liebreich mit dem Haupte zu.

In Jeronimos und Josephens Brust regten sich Gedanken von seltsamer Art. Wenn sie sich mit so vieler Vertraulichkeit und Güte behandelt sahen, so wußten sie nicht, was sie von der Vergangenheit denken sollten, vom Richtplatze, von dem Gefängnisse und der Glocke; und ob sie bloß davon geträumt hätten? Es war als ob die Gemüther seit dem fürchterlichen Schlage, der sie durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären. Und in der That schien mitten in diesen gräßlichen Augenblicken, in welchen alle irdischen Güter der Menschen zu Grunde gingen, und die ganze Natur verschüttet zu werden drohte, der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn. Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinander liegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hülfe reichen, von dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mittheilen, als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte.

Inzwischen war der Nachmittag herangekommen,

und die Gemüther der herumschwärmenden Flüchtlinge hatten sich, da die Erdstöße nachließen, nur kaum wieder ein wenig beruhigt, als sich schon die Nachricht verbreitete, daß in der Dominikanerkirche, der einzigen, welche das Erdbeben verschont hatte, eine feierliche Messe von dem Prälaten des Klosters selbst gelesen werden würde, den Himmel um Verhütung ferneren Unglücks anzuflehen. Das Volk brach schon aus allen Gegenden auf und eilte in Strömen zur Stadt. In Don Fernandos Gesellschaft ward die Frage aufgeworfen, ob man nicht auch an dieser Feierlichkeit Theil nehmen und sich dem allgemeinen Zuge anschließen solle? Donna Elisabeth erinnerte, mit einiger Beklemmung, was für ein Unheil gestern in der Kirche vorgefallen sei; daß solche Dankfeste ja wiederholt werden würden, und daß man sich der Empfindung alsdann, weil die Gefahr schon mehr vorüber wäre, mit desto größerer Heiterkeit und Ruhe überlassen könnte.

Josephe äußerte, indem sie mit einiger Begeisterung sogleich aufstand, daß sie den Drang, ihr Antlitz vor dem Schöpfer in den Staub zu legen, niemals lebhafter empfunden habe, als eben jetzt, wo er seine unbegreifliche und erhabene Macht so entwickle. Donna Elvire erklärte sich mit Lebhaftigkeit für Josephens Meinung. Sie bestand darauf, daß man

die Messe hören sollte und rief Don Fernando auf, die Gesellschaft zu führen, worauf sich Alles, Donna Elisabeth auch, von den Sitzen erhob. Da man jedoch letztere, mit heftig arbeitender Brust, die kleinen Anstalten zum Aufbruche zaudernd betreiben sah, und sie auf die Frage: was ihr fehle? antwortete: sie wisse nicht, welch eine unglückliche Ahnung in ihr sei? so beruhigte sie Donna Elvire, und forderte sie auf, bei ihr und ihrem kranken Vater zurückzubleiben. Josephe sagte: so werden Sie mir wohl, Donna Elisabeth, diesen kleinen Liebling abnehmen, der sich schon wieder, wie Sie sehen, bei mir eingefunden hat. Sehr gern, antwortete Donna Elisabeth und machte Anstalten ihn zu ergreifen; doch da dieser über das Unrecht, das ihm geschah, kläglich schrie und auf keine Art darein willigte, so sagte Josephe lächelnd, daß sie ihn nur behalten wolle, und küßte ihn wieder still. Hierauf bot Don Fernando, dem die ganze Würdigkeit und Anmuth ihres Betragens sehr gefiel, ihr den Arm; Jeronimo, welcher den kleinen Philipp trug, führte Donna Constanzen; die übrigen Mitglieder, die sich bei der Gesellschaft eingefunden hatten, folgten; und in dieser Ordnung ging der Zug nach der Stadt.

Sie waren kaum funfzig Schritte gegangen, als man Donna Elisabeth, welche inzwischen heftig und heimlich mit Donna Elvire gesprochen hatte: Don Fer-

nando! rufen hörte und dem Zuge mit unruhigen Tritten nacheilen sah. Don Fernando hielt und kehrte sich um, harrte ihrer, ohne Josephen loszulassen, und fragte, da sie, gleich als ob sie auf sein Entgegenkommen wartete, in einiger Ferne stehen blieb, was sie wolle? Donna Elisabeth näherte sich ihm hierauf, obschon wie es schien mit Widerwillen, und raunte ihm, doch so daß Josephe es nicht hören konnte, einige Worte ins Ohr. Nun? fragte Don Fernando: und das Unglück, das daraus entstehen kann? Donna Elisabeth fuhr fort, ihm mit verstörtem Gesicht ins Ohr zu zischeln. Don Fernando stieg eine Röthe des Unwillens ins Gesicht; er antwortete: es wäre gut! Donna Elvire möchte sich beruhigen; und führte seine Dame weiter.

Als sie in der Kirche der Dominikaner ankamen, ließ sich die Orgel schon mit musikalischer Pracht hören, und eine unermeßliche Menschenmenge wogte darin. Das Gedränge erstreckte sich bis weit vor den Portalen auf den Vorplatz der Kirche hinaus, und an den Wänden hoch, in den Rahmen der Gemälde hingen Knaben und hielten mit erwartungsvollen Blicken ihre Mützen in der Hand. Von allen Kronleuchtern strahlte es herab, die Pfeiler warfen, bei der einbrechenden Dämmerung, geheimnißvolle Schatten, die große von gefärbtem Glas gearbeitete Rose

in der Kirche äußerstem Hintergrunde glühte, wie die Abendsonne selbst, die sie erleuchtete, und Stille herrschte, da die Orgel jetzt schwieg, in der ganzen Versammlung, als hätte keiner einen Laut in der Brust. Niemals schlug aus einem christlichen Dom eine solche Flamme der Inbrunst gen Himmel, wie heute aus dem Dominikanerdom zu St. Jago; und keine menschliche Brust gab wärmere Glut dazu her, als Jeronimos und Josephens.

Die Feierlichkeit fing mit einer Predigt an, die der ältesten Chorherren Einer, mit dem Festschmuck angethan, von der Kanzel hielt. Er begann gleich mit Lob, Preis und Dank, seine zitternden, vom Chorhemde weit umflossenen Hände hoch gen Himmel erhebend, daß noch Menschen seien, auf diesem in Trümmer zerfallenden Theile der Welt, fähig, zu Gott empor zu stammeln. Er schilderte, was auf den Wink des Allmächtigen geschehen war; das Weltgericht kann nicht entsetzlicher seyn; und als er das gestrige Erdbeben gleichwohl, auf einen Riß den der Dom erhalten hatte hinzeigend, einen bloßen Vorboten davon nannte, lief ein Schauder über die ganze Versammlung. Hierauf kam er, im Fluße priesterlicher Beredtsamkeit, auf das Sittenverderbniß der Stadt; Gräuel, wie Sodom und Gomorrha sie nicht sahen, straft' er an ihr; und nur der unendlichen Langmuth Gottes

schrieb er es zu, daß sie noch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden sei. Aber wie dem Dolche gleich fuhr es durch die von dieser Predigt schon ganz zerrissenen Herzen unserer beiden Unglücklichen, als der Chorherr bei dieser Gelegenheit umständlich des Frevels erwähnte, der in dem Klostergarten der Karmeliterinnen verübt worden war; die Schonung, die er bei der Welt gefunden hatte, gottlos nannte, und in einer von Verwünschungen erfüllten Seitenwendung die Seelen der Thäter, wörtlich genannt, allen Fürsten der Hölle übergab! Donna Constanze rief, indem sie an Jeronimos Armen zuckte: Don Fernando! Doch dieser antwortete so nachdrücklich und doch so heimlich, wie sich beides verbinden ließ: „Sie schweigen, Donna, Sie rühren auch den Augapfel nicht, und thun als ob Sie in eine Ohnmacht versänken, worauf wir die Kirche verlassen.

Doch, ehe Donna Constanze diese sinnreiche zur Rettung erfundene Maßregel noch ausgeführt hatte, rief schon eine Stimme, des Chorherrn Predigt laut unterbrechend, aus: Weichet fern hinweg, ihr Bürger von St. Jago, hier stehen diese gottlosen Menschen! Und als eine andere Stimme schreckenvoll, indessen sich ein weiter Kreis des Entsetzens um sie bildete, fragte: wo? hier! versetzte ein Dritter, und zog, heiliger Ruchlosigkeit voll, Josephen bei den Haaren

nieder, daß sie mit Don Fernandos Sohne zu Boden getaumelt wäre, wenn dieser sie nicht gehalten hätte.

„Seid ihr wahnsinnig? rief der Jüngling, und schlug den Arm um Josephen: ich bin Don Fernando Ormez, Sohn des Kommandanten der Stadt, den ihr alle kennt.“ Don Fernando Ormez? rief, dicht vor ihn hingestellt, ein Schuhflicker, der für Josephen gearbeitet hatte, und diese wenigstens so genau kannte als ihre kleinen Füße. Wer ist der Vater zu diesem Kinde? wandte er sich mit frechem Trotz zur Tochter Asterons. Don Fernando erblaßte bei dieser Frage. Er sah bald den Jeronimo schüchtern an, bald überflog er die Versammlung, ob nicht Einer sei, der ihn kenne? Josephe rief, von entsetzlichen Verhältnissen gedrängt: dies ist nicht mein Kind, Meister Pedrillo, wie Ihr glaubt; indem sie, in unendlicher Angst der Seele, auf Don Fernando blickte: dieser junge Herr ist Don Fernando Ormez, Sohn des Kommandanten der Stadt, den ihr Alle kennt!

Der Schuster fragte: wer von euch, ihr Bürger, kennt diesen jungen Mann? Und mehrere der Umstehenden wiederholten: wer kennt den Jeronimo Rugera? Der trete vor! Nun traf es sich, daß in demselben Augenblicke der kleine Juan, durch den Tumult erschreckt, von Josephens Brust weg Don Fernando in die Arme strebte. Hierauf: Er ist der Vater!

schrie eine Stimme; er ist Jeronimo Rugera! eine andere; sie sind die gotteslästerlichen Menschen! eine dritte; und steinigt sie! steinigt sie! die ganze im Tempel Jesu versammelte Christenheit! Drauf jetzt Jeronimo: Halt! Ihr Unmenschen! Wenn ihr den Jeronimo Rugera sucht: hier ist er! Befreit jenen Mann, welcher unschuldig ist! — Der wüthende Haufen, durch die Aeußerung Jeronimos verwirrt, stutzte; mehrere Hände ließen Don Fernando los; und da in demselben Augenblick ein Marine-Officier von bedeutendem Rang herbeieilte, und, indem er sich durch den Tumult drängte, fragte: Don Fernando Ormez! Was ist euch widerfahren? so antwortete dieser, nun völlig befreit, mit wahrer heldenmüthiger Besonnenheit; „Ja, sehen Sie, Don Alonzo, die Mordknechte! Ich wäre verloren gewesen, wenn dieser würdige Mann sich nicht, die rasende Menge zu beruhigen, für Jeronimo Rugera ausgegeben hätte. Verhaften Sie ihn, wenn Sie die Güte haben wollen, nebst dieser jungen Dame zu ihrer beiderseitigen Sicherheit; und diesen Nichtswürdigen, indem er Meister Pedrillo ergriff, der den ganzen Aufruhr angezettelt hat!“

Der Schuster rief: Don Alonzo Onoreja, ich frage euch auf euer Gewissen, ist dieses Mädchen nicht Josephe Asteron? Da nun Don Alonzo, welcher Josephen sehr genau kannte, mit der Antwort zauderte, und

mehrere Stimmen, dadurch von neuem zur Wuth entflammt, riefen: sie ists, sie ists! und: bringt sie zu Tode! so setzte Josephe den kleinen Philipp, den Jeronimo bisher getragen hatte, sammt dem kleinen Juan, auf Don Fernandos Arm und sprach: gehen Sie, Don Fernando, retten Sie ihre beiden Kinder und überlassen Sie uns unserm Schicksale!

Don Fernando nahm die beiden Kinder und sagte: er wolle eher umkommen, als zugeben, daß seiner Gesellschaft etwas zu Leide geschehe. Er bot Josephen, nachdem er sich den Degen des Marine-Officiers ausgebeten hatte, den Arm, und forderte das hintere Paar auf, ihm zu folgen. Sie kamen auch wirklich, indem man ihnen bei solchen Anstalten mit hinlänglicher Ehrerbietigkeit Platz machte, aus der Kirche heraus und glaubten sich gerettet. Doch kaum waren sie auf den von Menschen gleichfalls erfüllten Vorplatz derselben getreten, als ein Mann aus dem rasenden Haufen der sie verfolgt hatte rief: dies ist Jeronimo Rugera, ihr Bürger, denn ich bin sein eigner Vater! und ihn an Donna Constanzens Seite mit einem ungeheuren Keulenschlage zu Boden streckte.

Jesus Maria! rief Donna Constanze, und floh zu ihrem Schwager; doch: Klostermetze! erscholl es schon, mit einem zweiten Keulenschlage, von einer andern Seite, der sie leblos neben Jeronimo nieder-

warf. Ungeheuer! rief ein Unbekannter: dies war Donna Constanze Xares! „Warum belogen sie uns! antwortete der Schuster; sucht die rechte auf, und bringt sie um!“

Don Fernando, als er Constanzens Leichnam erblickte, glühte vor Zorn; er zog und schwang das Schwerdt, und hieb, daß er ihn gespalten hätte, den fanatischen Mordknecht nieder, der diese Gräuel veranlaßte, wenn derselbe nicht durch eine Wendung dem wüthenden Schlag entwichen wäre. Doch da er die Menge, die auf ihn eindrang, nicht überwältigen konnte, rief Josephe: leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern! — hier mordet mich, ihr blutdürstigen Tiger! und stürzte sich freiwillig unter sie, um dem Kampfe ein Ende zu machen. Meister Pedrillo schlug sie mit der Keule nieder.

Don Fernando, wie ein Held, stand jetzt, den Rücken an die Kirche gelehnt; mit der Linken hielt er die Kinder, in der Rechten das Schwert. Mit jedem Hiebe wetterstrahlte er Einen zu Boden; ein Löwe wehrt sich nicht besser. Sieben Bluthunde lagen todt vor ihm, der Fürst der satanischen Rotte selbst war verwundet. Hierauf ward es still um ihn und Alles entfernte sich. Der Marine-Officier fand sich jetzt wieder bei Don Fernando ein, suchte ihn zu trösten, und versicherte ihn, daß seine Unthätigkeit bei diesem

Unglück, obschon durch mehrere Umstände gerechtfertigt, ihn reue; doch Don Fernando sagte, daß ihm nichts vorzuwerfen sei, und bat ihn nur, die Leichname jetzt fortschaffen zu helfen. Man trug sie alle, bei der Finsterniß der einbrechenden Nacht in Don Alonzos Wohnung, wohin Don Fernando ihnen mit den Kindern folgte. Er übernachtete auch bei Don Alonzo, und säumte lange, unter falschen Vorspiegelungen, seine Gemahlin von dem ganzen Umfang des Unglücks zu unterrichten; einmal, weil sie krank war, und dann weil er auch nicht wußte, wie sie sein Verhalten bei dieser Begebenheit beurtheilen würde; doch kurze Zeit nachher, durch einen Besuch zufällig von Allem was geschehen war, benachrichtigt, weinte diese treffliche Dame im Stillen ihren schwesterlichen Schmerz aus, und fiel ihm mit dem Rest einer erglänzenden Thräne eines Morgens um den Hals und küßte ihn. Don Fernando und Donna Elvire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan spielen sah und daran gedachte wie er dieses zweite Kind erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen.

Morayzela.

Eine maurische Erzählung.

Von

A. W. von Schlegel.

Nur wenige Jahre vor dem gänzlichen Falle des maurischen Königreichs Granada hatte eine Partei mißvergnügter Großen noch bei Lebzeiten des alten Königs Muley Hassan seinen Sohn Abu Abdallah auf den Thron gesetzt. Sei es nun, daß jener durch persönliche Verunglimpfungen sich Feinde gemacht hatte, oder daß wirklich die Lage des Reichs, welches unaufhörlich von den christlichen Königen Spaniens bedroht ward, mehr jugendliche Entschlossenheit von seinem Oberhaupte forderte, als er besaß; oder daß man auch aus bloßem Wankelmuth den Glanz der Krone durch Veränderung der Personen erneuert zu sehen verlangte: in jedem Falle konnte sich Muley Hassan glücklich

schätzen, zugleich mit seiner Macht nicht auch sein Leben eingebüßt zu haben. Dergleichen Staatsveränderungen waren in Granada nichts Seltenes. Hier waren nicht unter der Allgewalt eines Einzigen alle Unterthanen einander gleich, sondern es ragten zwei und dreißig edle Geschlechter, deren jedes in zahlreichen Häusern blühte, unter dem Volke hervor. Einige darunter konnten vielleicht an Reichthümern mit ihrem Könige wetteifern; andre dünkten sich von Seiten der Abkunft nicht viel geringer wie er.

Zu diesen gehörten besonders die Abencerragen, die sich rühmten von Abenrahi, einem Feldherrn, in dessen Begleitung der tapfere Muza Spanien im achten Jahrhundert erobert hatte, abzustammen. Sie hatten nebst einigen andern Familien, den Alabasen, Zegri, Maza und Gomelen die Erhebung des jungen Prinzen bewirkt und hielten sich also ganz zu seinem Hofe. Sobald die ersten Unruhen vorüber waren, feierte Abu Abdallah den glücklichen Erfolg jener Begebenheit durch die prächtigsten Ergötzungen. Bald lockte das beliebte Schauspiel eines Stiergefechtes, bald ein Ringestechen, bald eine andre Waffenübung, die ehrbegierige Ritterschaft, nicht nur aus der Hauptstadt, sondern aus dem ganzen Reiche, zur Theilnahme, und eine zahllose Menge von Zuschauern zum unthätigen Staunen herbei. Alles drängte sich zum Albayzin,

dem Theile der Stadt, den der kleine König (so nannte man ihn) inne hatte. Der Alte mochte indessen auf dem Alhambra, dessen Thürme und Mauern weit umher auf der schönen Ebene von Granada in die Augen fielen, seine Schätze und die nunmehr öden mit unglaublichem Aufwande von ihm erbauten Paläste hüten.

Nichts scheint dem ritterlichen Geiste mehr zu widersprechen, als der Charakter der morgenländischen Völker. Hier sehen wir feurige Kriegswuth, dort gestählte Herzhaftigkeit; hier asiatische Ueppigkeit, dort nordische Zucht, hier gefühllose Unterdrückung der Frauen, dort sittsame Verehrung derselben. Nur in freien und stolzen Gemüthern konnten die Tugenden des Ritterthums, seine heiligen Gelübde, seine edlen Vorurtheile sogar gedeihen: und in Asien war unumschränkte Alleinherrschaft von jeher zu Hause. Auch die dort übliche Art der Bewaffnung und des Kampfes, der leichte Pfeil, der im Fliehen behende zurückgeschoßen ward, sticht auffallend gegen die niederwerfende, aber unbehülfliche Gewalt der Lanze ab, womit der europäische Ritter auf seinen Gegner einbrach. Wir haben Mühe, uns einen Helm unter einem weichen Turban, einen von Haupt bis zu den Füßen geharnischten Ritter auf einem schlanken arabischen Rosse vorzustellen.

Dennoch bezeugt die Sage und Geschichte, daß ein

rühmlicher Rittergeist die Araber in Spanien, ihrer entferntesten westlichen Eroberung, wirklich beseelt habe, wie es auch mit seiner Bildung zugegangen sein mag. Granada blieb, nachdem die übrigen Königreiche wieder in die Hände der Christen gefallen waren, der einzige, aber immer noch glänzende Sitz desselben. Sein Einfluß adelte die barbarische Pracht jener Waffenspiele, worin Abu Abdallah die ganze Herrlichkeit des Reichs vor seinem nahen Untergange noch einmal zur Schau stellte. Die maurischen Ritter ehrten sich durch Höflichkeit selbst in ihren Gegnern, und indem sie sich durch Muth und Geschicklichkeit hervorthaten, warben sie zugleich um den Preis der feinen Sitte. Diesen konnte nur das Wohlgefallen edel gesinnter Frauen ertheilen. Auch erschienen die Sultanin Moraysela und ihr reizendes Gefolge von Töchtern der Vornehmsten bei jedem öffentlichen Feste als Zuschauerinnen. Noch mehr belebte ihre Gegenwart die Tänze und Gastmale, welche innerhalb des Palastes angestellt wurden. In diesem Lande, vorzüglich an diesem Hofe, wußte man der Schönheit auf eine freiere Art zu huldigen als durch den hohen Werth, den man im Morgenlande auf ihren ausschließenden Besitz legt, und durch die mißtrauende Eifersucht, womit man ihn sich zu bewahren sucht. Weibliche Jugend war hier so wenig zu der Eingezogenheit eines Harems verdammt, daß

die spanischen Romanzen noch lange nachher die Schönen von Granada, Zayda, Fatima, Galiana, Lindaraja und andere zu besingen nicht aufhören konnten.

Indessen nahmen die Lustbarkeiten, denen sich der unbesonnene Fürst so gern überließ, eine verderbliche Wendung. Statt daß sie, als eine Vorübung zu nah bevorstehenden ernsteren Kämpfen, den Adel hätten anfeuern sollen, sich den klugen Entwürfen des Königs von Arragon, Don Fernando, vereinigt entgegenzuwerfen, nährten sie einen Zwist der beiden mächtigsten Häuser, und gaben Anlaß zum Ausbruche desselben in Gewaltthaten, in Parteiungen und endlich in eine furchtbare Verschwörung. Die Abencerragen verdunkelten durch den Glanz ihrer Geburt, ihrer Reichthümer und Würden Alles neben sich; und ob ihnen gleich Freigebigkeit und Güte die allgemeine Zuneigung des Volks gewonnen hatte, so redete doch aus ihrem ganzen Betragen, selbst aus ihren Wahlsprüchen und den Sinnbildern auf ihren Waffen ein so stolzes Bewußtsein, daß es kein Wunder war, wenn sie die Eifersucht derer aufregten, die bei gleichen Ansprüchen es ihnen doch nicht völlig gleich thun konnten. In diesem Falle befanden sich hauptsächlich die Zegri, Abkömmlinge der ehemaligen Könige von Cordova. Zu ihrer Partei gehörten die Gomelen und Maza, während der angesehene Stamm der Alabasen

durch einen engen Bund mit den Abencerragen befreundet war, und auch Muza, ein Sohn Hassans von einer christlichen Sklavin und oberster Befehlshaber der Kriegsmacht, sich zu ihnen hielt.

Nach manchen erbitterten Vorfällen ersannen die Zegri bei Gelegenheit eines Rohrwerfens, wobei sie die eine Schar von Rittern und die Abencerragen die andern ausmachen sollten, eine unritterliche Art sich zu rächen. Sie beschlossen, sich unter der festlichen Tracht mit starken Panzern, und neben den leichten, unschädlichen Röhren mit scharfen Lanzen zu versehen, um damit in der Hitze des Kampfspiels nach ihren Feinden zu werfen. Mahomed Zegri, das Oberhaupt der Familie Zegri, führte dieß wirklich gegen einen derselben aus, von dem er sich vorzüglich beleidigt glaubte. Dieser aber, vorher gewarnt, hatte sich ohne die Uebrigen etwas merken zu lassen, mit Waffen der Vertheidigung und des Angriffs versehen. Als er sich daher verwundet fühlte, setzte er schnell dem Thäter nach und durchbohrte ihn mit der Lanze, so daß er halbtodt zur Erde fiel. Das Gefecht wurde ernsthaft und allgemein: die Zegri waren dabei ihren Gegnern überlegen, weil sie besser vorbereitet waren. Die Dazwischenkunft der zuschauenden Ritter und des Königs selbst, der sogleich seine Gallerie verließ, ein Pferd bestieg und in die Schranken hineinritt, verhü-

tete für dießmal weiteres Blutvergießen. Ob es sich gleich bei der ersten Untersuchung zeigte, Mahomed habe seinen Tod verdient, und auch die übrigen Zegri der Theilnahme an seinem verrätherischen Angriffe verdächtig wurden, so hemmte doch die Verwendung der übrigen Ritter des Hofes alles fernere Nachforschen, und man bewirkte eine scheinbare Aussöhnung.

Aber die innere Erbitterung brach bald darauf bei einem andern Anlaß noch heftiger aus. Ein Zegri spöttelte über die Mildthätigkeit der Abencerragen gegen die gefangnen Christen, als wären sie insgeheim christlich gesinnt. Albin Hamet, ein Abencerrage, wies ihn kräftig ab: es kam von Worten zu Thätlichkeiten; der Zegri büßte seine Verwegenheit zuerst mit dem Tode. Bald griffen nicht nur die Ritter von beiden Familien, sondern auch die zu ihrem Anhange gehörigen zu den Waffen; und den Unparteiischen, in so großer Anzahl sie auch gegenwärtig waren, gelang es erst mit vieler Mühe, nachdem einige geblieben und viele verwundet waren, die erhitzten Kämpfer aus einander zu bringen. Sobald der König es erfuhr, ließ er alle Ritter von den Familien, die Antheil an dem Streite genommen hatten, in verschiedene Gefängnisse bringen; äußerst entrüstet über diese sich stets erneuernden Fehden, war er schon im Begriff, sie auf einmal durch einen despotischen Streich zu enden, und

von jeder Partei sechs Häupter hinrichten zu lassen. Endlich ließ er sich bewegen, den Schuldigen unter der Bedingung, daß sie sich versöhnten, zu verzeihen.

Die Zegri, von denen nicht weniger als sechs das Leben verloren hatten, indessen die Abencerragen viele Verwundete, aber keine Todte zählten, mußten also ihre jetzt auf das Höchste gestiegene Wuth in sich verschließen. Bei einer Familienversammlung auf einem schönen Landsitze, den sie an den Ufern des Darro besaßen, trug ihnen der Bruder jenes Mahomed Zegri, nach dessen Tode sie ihn als ihr Oberhaupt betrachteten, den Entwurf einer Verrätherei vor, wodurch er den leichtsinnigen Abu Abdallah selbst zum Werkzeuge ihrer Rache an den Abencerragen zu machen und ihren Stamm auf einmal auszurotten hoffte. Sie ergriffen einstimmig seinen Vorschlag; die Rollen wurden vertheilt und die Ausführung bis zu einer günstigen Gelegenheit aufgeschoben.

Nicht lange darauf wurde ein Einfall in die Landschaft Jaen unternommen, wobei der König mit auszog. Der König trat, ermüdet von dem Marsche, auf einem seiner Lustschlösser ab, um sich da zu erholen. Nur wenige Ritter umgaben ihn, und diese waren Zegri oder Gomelen; Niemand von der Gegenpartei war zugegen. Der, welcher den Auftrag übernommen hatte, die Abencerragen zu stürzen, glaubte

jetzt den Augenblick ergreifen zu müssen. Als Abu Abdallah ihre bei der letzten Unternehmung bewiesene Tapferkeit rühmte, bemerkte er, daß nur die übermäßige Güte des Monarchen alles, was die Abencerragen thäten, in ein so günstiges Licht stelle, und ihnen Bestrebungen des Ehrgeizes für uneigennütziges Verdienst anrechne. Sie haben mancherlei Künste angewandt, um Lieblinge des Volks zu werden, das Volk bete sie an; der Uebermuth in den Sinnbildern und Sprüchen ihres Waffenschmuckes verrathe genug, daß sie sich für zu groß halten, um Unterthanen zu sein, und ihre Reden haben dieß oft noch deutlicher ausgelegt. Wenn ihm der ruhige Besitz seiner Krone lieb sei, so möge er keinem Abencerragen trauen.

Geängstigt durch diese mit geheimnißvollen Winken begleiteten Aeußerungen, drang der König in ihn, ihm alles, was er wisse, zu offenbaren. Lange lehnte er dies heuchlerisch ab: seine Aussage könne wegen der bekannten Feindschaft seiner Familie mit jener verdächtig scheinen; endlich willigte er ein, jedoch erst nach dem heiligsten Versprechen der Geheimhaltung. Hierauf sagte er, die Abencerragen seien auf nichts Geringeres bedacht, als ihn des Lebens zugleich mit dem Throne zu berauben, auf welchen sie einen aus ihrer Mitte erheben wollten. Nur darum haben sie ihn erst gegen seinen Vater begünstigt, um eine ge=

theilte Macht desto vortheilhafter angreifen zu können. Sie rechnen hiebei vorzüglich auf ein mit der Königin unterhaltenes Verständniß, die, wie er sich wohl erinnern werde, die Unternehmungen dieser Ritter immer durch den lebhaftesten Beifall ausgezeichnet habe. Er erzählte, an einem festlichen Tage, wo die Ausforderung des Ordensmeisters von Calatrava an die maurischen Ritter zu einem Ehrenkampfe die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes beschäftiget, habe er sich mit einem Freunde unter den Myrtengebüschen des Gartens am Schlosse ergangen; sie haben die Königin in ihren geheimen Freuden mit dem Abencerragen Albin Hamet von fern belauscht, und sich unbemerkt von den Liebenden weggeschlichen. Nach einiger Zeit habe sich Morayzela durch allerlei Umwege wieder zu ihren Damen verfügt, ehe noch ihre Abwesenheit auffallend geworden war; auch Albin Hamet, mit unbefangenem Wesen nach einer andern Seite zu hervorgekommen, habe weiße und rothe Rosen zu Kränzen gepflückt, und da sie ihn über diesen Zeitvertreib angeredet, die Reize des Gartens gepriesen. Einige andre Zegri und Gomelen, die der König auf Verlangen des Anklägers als Zeugen herbeirufen ließ, bekräftigten diese Umstände ebenfalls. Nur aus Besorgniß für die Sicherheit des Königs selbst, dessen Macht damals noch neu und wenig befestigt war, haben sie bis jetzt geschwiegen.

Abu Abdallah war über diese Entdeckung außer sich; doch hätten sich vielleicht die Eindrücke des Augenblicks seiner ohnmächtigen Seele nicht unbedingt genug bemeistert, um ihn von einer Untersuchung zurückzuhalten, hätten ihn nicht die Verräther durch scheinbare Vorspiegelungen so zu ängstigen gewußt, daß er sich nur durch blinde Folgsamkeit gegen ihre Vorschläge retten zu können glaubte. Die Macht der Abencerragen, wiederholten sie ihm oft, sei viel zu groß, als daß man sie nach Recht und Gesetz zur Strafe des Hochverraths ziehen könne. Ja, der König selbst und sie, die Ankläger, würden verloren sein, wenn jene nur die geringste Spur davon bekämen, daß sowohl ihre schon begangenen, als die noch nicht zur Ausführung reifen Verbrechen entdeckt und verrathen seien. Der entscheidende Streich gegen sie müsse unvermuthet wie ein Blitz vom heitern Himmel geführt werden. Ihren mächtigen Anhang müsse man nicht eher durch die Nachricht von ihrem Falle schrecken und betäuben, als bis kein Glied des ganzen Geschlechts mehr übrig sei, um sich zum Oberhaupte der Empörung aufzuwerfen. Hiezu entwarfen sie dem Könige einen blutigen Plan, und versprachen ihm dabei den Beistand ihrer Familie und ihres Anhangs. Was die Königin betreffe, so müsse man erst nachher, und zwar der Vorschrift des Gesetzes gemäß, gegen sie

verfahren, um ihre Familie ruhig zu erhalten, und um sich auch für jene nothwendige Gewaltthat als eine gerechte Rache die allgemeine Billigung zu sichern. Man müsse ihr verstatten, einen Verfechter ihrer Ehre aufzustellen: zwei Zegri und zwei Gomelen erboten sich alsdann ihr Leben an die Behauptung ihrer Anklage zu setzen. Sie hofften vermuthlich, die verleumdete Morayzela werde keine Ritter dazu finden.

Nach solchen Verabredungen begab sich Abu Abdallah auf den Weg zur Hauptstadt. Bei seiner Ankunft kam ihm die Sultanin mit ihren Frauen am Eingange des Palastes entgegen; aber er eilte an ihr vorüber, fast ohne sie zu begrüßen, und brachte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit die Nacht allein auf seinen Zimmern zu. Eine schlaflose Nacht war es, in der ihn tausend peinliche Gemüthsbewegungen bestürmten: die Angst, welche immer vor einem großen Verbrechen hergeht, vermochte nicht ihn zu warnen; er schob sie auf die vermeintlichen Gefahren seiner Lage, und hielt die Nothwendigkeit, sich davon zu befreien, nur für desto dringender. Die Ritter von der Partei der Zegri waren schon früh versammelt, ihn zu begrüßen: unmuthig hörte er die Nachricht, die von Muza angeführten Abencerragen seien in der Nacht siegreich mit zwei eroberten Fahnen von der Ebene zurückgekommen. Ihr Waffenglück galt ihm nicht für

einen geleisteten Dienst, sondern für eine Bestätigung jener verrätherischen Anmaßungen.

Er begab sich in den Hof der Löwen auf dem Alhambra, einen offnen Platz im Innern der Paläste, von zwölf alabasternen Löwen, die in der Mitte einen Springbrunnen umgaben, so genannt. Dreißig wohlbewaffnete Zegri erwarteten ihn hier; auch ein Henker war heimlich dahin bestellt. Der König ließ jeden Abencerragen aus der Stadt heimlich zu sich rufen: sobald er eintrat, wurde er festgehalten und enthauptet. Albin Hamet war eins der ersten Opfer, und schon waren sechs und dreißig Abencerragen auf diese Weise umgebracht, als ein Page, der sich unbemerkt seinem Herrn nachgeschlichen, und die blutige Scene von fern erblickt hatte, einigen Freunden jenes Geschlechts, denen er zuerst begegnete, die Sache wehklagend voll Entsetzen offenbarte. Sie beschloßen sogleich die übrigen Abencerragen zu warnen, und als sie in die Stadt zurückeilten, trafen sie auf Muza, der mit den Rittern seines gestrigen Zuges auf dem Wege zum Könige war, um ihm Bericht davon zu erstatten. Man konnte nicht zweifeln, die Zegri seien die Urheber dieser ungeheuern Verschwörung, besonders da man keinen von ihrer Partei in der Stadt bemerkte. Muza ließ als oberster Befehlshaber unverzüglich Lärm blasen: bald war Alles versammelt und unter den Waffen. Das

ganze Volk, Weiber, Kinder und Greise, gerieth in eine unbeschreibliche Bewegung, als man erfuhr, es gelte die Rettung der geliebten Abencerragen. Durch alle Gassen erscholl unter verwirrten Wehklagen der Ruf: der König sterbe! Man stürmte auf das Alhambra, und da man die Thore verschlossen fand, versuchte man durch angelegtes Feuer sie zu öffnen. Muley Hassan glaubte diesen Augenblick für sich benutzen zu können: er schloß eine Hinterpforte auf, wodurch die Schaaren unaufhaltsam hereindrangen, die ihn auch wirklich aus Haß gegen den jungen Tyrannen aufs neue zum Könige ausriefen. Die Zegri hatten die Eingänge zum Hofe der Löwen verschlossen und hielten sie besetzt, vermochten aber nicht die Abencerragen abzuwehren, die, durch den Anblick ihrer enthaupteten Brüder zur höchsten Wuth entzündet, den Schauplatz des Verbrechens in einen Schauplatz der Rache verwandelten, und fünfhundert Ritter vom Geschlecht der Zegri und ihrem Anhange niederstießen. Dem Könige würde es nicht besser ergangen sein, hätte er sich nicht an einem sichern Zufluchtsorte zu verbergen gewußt. Vergebens suchte man ihn mit dem größten Ungestüm im ganzen Umfange des Alhambra.

Muza hatte sich indessen bemüht, weiteren Verwüstungen vorzubeugen und das Feuer zu löschen. Er fand bei seinem Eintritte in das Alhambra seinen

Vater von einer zahllosen Schar von Edlen und Bürgern umringt, die ihn von Neuem zum Könige ausriefen, und konnte also nicht umhin, ihn huldigend zu begrüßen. Das Gefecht im Hofe der Löwen war gleich im ersten Sturme durch die Niederlage der Zegri und ihrer Partei entschieden worden; aber das Getümmel des Auflaufs dauerte immer noch fort, und nahm sogar zu. Muza sah die blutige Wahlstatt und eilte davon hinweg, um der Königin von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben. Er fand sie, umringt von ihren Frauen, voll Schrecken über Begebenheiten, welche sie nur halb wußte, von deren Ursache sie nichts begriff, und in tödtlicher Unruhe über ihren Gemahl. Bei seinem furchtbaren Aufschlusse sank sie in Ohnmacht nieder. Sie hatte den König als ihren Gemahl geehrt, ohne je die Art von Neigung für ihn zu hegen, die durch keine Pflicht geboten werden kann. Ihr reines Herz hatte ihn nie einer solchen Unthat fähig geglaubt. Oft lenkte sie zwar durch ihren milden Einfluß seine unbesonnene Schwäche zum Guten; aber erst jetzt erfuhr sie, daß diese bei großer Macht hinreiche, um in die tiefsten Abgründe zu stürzen. Die edlen Frauen des Hofes, die an ihr nicht wie an ihrer Gebieterin, sondern wie an einer Freundin hingen, waren außer sich. Sie vergaßen, daß sie selbst in dem Gefechte einen Vater, Bruder, oder sonst einen nahen

Verwandten verloren haben konnten. Einige drängten sich um die schöne Morayzela her, und suchten sie durch allerlei Hülfleistungen ins Leben zurückzurufen; andre fielen zu Muzas Füßen, und flehten ihn um Schutz und Rettung für sie an. Sie glaubten, das Leben der Königin hänge vielleicht am Leben Abu Abdallahs, weit entfernt zu argwöhnen, daß sein Verbrechen einen so nahen Bezug auf seine Gattin habe, und daß er gegen sie auf das Feindseligste gesinnt sei. Auch Zelima, die jüngste und schönste unter den Begleiterinnen Morayzelas, die Muzas Herz seit ihrer ersten Erscheinung am Hofe gewonnen hatte, kniete unter den übrigen vor ihm und verweigerte die Hand, die er ihr vor Allen zum Aufstehen bot. So eindringende Bitten, ein so rührender Anblick überwältigten ihn: er versprach alles zu thun, was in seiner Macht stände. Er hielt Abu Abdallah mehr für das blinde Werkzeug, als für den Urheber jener Verrätherei, und glaubte vielleicht auch, die Ruhe des Staats erfordere es, ihn neben seinem Vater auf dem Throne zu behaupten, da sonst sein immer noch mächtiger Anhang gewiß versuchen würde, ihn mit Gewalt wieder darauf zu erheben. Seine erste Sorge war, den Auflauf zu stillen, wozu er theils den alten König sein Ansehen zu verwenden bewog, theils selbst die nöthigen Befehle ertheilte. Hierauf fragte er die Häupter

der edlen Geschlechter über ihre Gesinnungen in Ansehung seines Bruders. Sie verstanden sich alle dazu, ihn wieder für ihren König anzuerkennen, bis auf die Abencerragen und drei mit ihnen am genauesten befreundete Geschlechter, die, trotz allen seinen Vorstellungen von keinem andern Könige als Muley Hassan hören wollten.

Abu Abdallah hatte sich während des Gefechtes mit etwa funfzig Rittern durch eine Hinterthür in das Gebüsch des Alhambra, und von da in eine Moschee geflüchtet, die in einiger Entfernung von der Stadt auf einem Hügel lag. Hier erwartete er das Aergste, gequält von dem Bewußtsein seiner Schuld und voll Bangigkeit bei jedem Geräusche. Auch Muzas Ankunft hielt er für feindlich, da ihn einige von seinen Rittern den Hügel heranreiten sahen. Aber er hatte nur die Vorwürfe seines Bruders zu fürchten, der ihn über den tyrannischen Mißbrauch seiner Gewalt ohne Schonung zur Rede stellte. Abu Abdallah vertheidigte sich durch das vorgebliche Verbrechen der Abencerragen, welches Muza als etwas ganz Unglaubliches verwarf. Die vier Ankläger, die sich unter dem Gefolge des Königs befanden, waren genöthigt, als dieser sich auf sie berief, ihre Verleumdungen aufs Neue zu bekräftigen. Muza begegnete ihnen verächtlich und zieh sie einer ehrlosen Lüge. „Scheute ich mich nicht, sagte

er, den eben erst mit Mühe hergestellten Frieden von Neuem zu brechen, so würde ich die Moschee nicht verlassen, ohne jedem von euch ritterlich darzuthun, daß er ein schändlicher Verräther sei."

Man begab sich nach Granada zurück: der König befahl der Wache vor seinen Zimmern, heute Niemanden, wer es auch sei, zu ihm zu lassen. Er scheute sich vor einer besondern Unterredung mit seiner Gemahlin, deren sanfte, liebevolle Würde ihm bei seinen Anschlägen gegen sie hätte vernichtend sein müssen. Sobald Muza ihr melden ließ, Alles stehe wohl, Abu Abdallah sei wieder in vollkommener Sicherheit im Palaste, stand sie keinen Augenblick an, sich zu dem unglücklichen Verbrecher zu begeben. Wie schmerzlich betroffen war sie, als man ihr auf seinen ausdrücklichen Befehl den Zugang zu ihm verwehrte! Sein gestriges Betragen, das sie damals auf seine Ermüdung und Unpäßlichkeit geschoben hatte, fiel ihr jetzt wieder auf, und sie fing an, einen Zusammenhang zwischen diesen befremdenden Erscheinungen und den Begebenheiten des vorigen Tages zu vermuthen, wie man entfernte Gegenstände bei einem schwachen Lichte wahrzunehmen glaubt. Freilich konnte sie in ihrer Unschuld nicht errathen, was ihr die gehässige Verläumdung angedichtet hatte: aber ihre Besorgnisse waren um so quälender, je verworrener. Sie entließ

ihre Frauen, die eben so wenig wie sie selbst den Muth gehabt hatten, das traurige Stillschweigen hierüber zu brechen, und suchte Ruhe in ihrem Schlafgemach.

Die Reihe ihr beim Auskleiden zu dienen, war unter ihren christlichen Sclavinnen dießmal an einer, welche zwar noch nie das Mißfallen der Königin, aber auch niemals ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen hatte. Sie war nicht schön: nur ihre bescheidnen Sitten, die eine nicht gemeine Erziehung verriethen, und ihre Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten hatten sie zum Dienst am Hofe empfohlen, wozu sonst immer die schönsten unter den gefangenen Christinnen gewählt wurden. Sorgfältig aber still verrichtete sie alles, was sie zu thun hatte; jeden Wink ihrer Gebieterin bemerkte sie schnell und befolgte ihn eifrig, ohne ihr je durch schmeichlerische Künste gefallen zu wollen, und ohne jede gütige Anrede für eine Gelegenheit anzusehen, sich näher zu ihrer Gunst und ihrem Zutrauen heranzudrängen. Gram und Bekümmerniß waren etwas so Fremdes in der jugendlichen Brust Morayzelas, daß sie diesen Wohnsitz der Freude unaussprechlich zerrütten mußten. Ihr Leben hatte bis jetzt einem heitern Frühlingsmorgen geglichen; die ganze Welt hatte ihr gelächelt, und ihre Freundlichkeit hatte dies nicht unerwidert gelassen. Selbst

den oft leeren Vergnügungen des Hofes wußte sie Seele zu leihen, und der Schimmer ihrer äußern Lage hatte ihrem Herzen nichts von seiner Einfalt geraubt. Sie konnte daher ihre Gemüthslage an diesem Abend um so weniger verbergen: ihre Wangen waren höher gefärbt, ihre Augen irrten zerstreut umher, die Wallungen ihres Busens waren sichtbar.

Esperanza de Hita, so hieß die christliche Gefangne, fragte mit sanftem, theilnehmendem Tone, ob ihr nicht wohl sei, und erhielt darauf eine halblaute Verneinung mit einem Seufzer zur Antwort. Als ihre Gebieterin sich niedergelegt hatte, bat sie um Erlaubniß, die Nacht bei ihr wachen zu dürfen; diese dankte ihr, schlug es aber ab, und bestand darauf, allein gelassen zu werden. Esperanza widersprach nicht weiter, und ging bis an die Thür des Zimmers, wo sie nicht mehr beobachtet werden konnte. Hier lauschte sie einige Zeit, und näherte sich dann wieder mit leisen und langsamen Tritten. Als die noch immer wache Königin, die nur, weil sie ihre glühende Stirn in das Kopfkissen drückte, zu schlafen schien, sich umwandte und die Augen aufschlug, sah sie zwischen den Vorhängen hindurch beim matten Schein einer Lampe das Mädchen am Fuße ihres Bettes auf dem Boden sitzen, die Arme verschränkt und den traurigen Blick nach ihr gerichtet. Sie wandte jetzt nichts mehr wider

ihre Gegenwart ein; vielmehr war ihr die Nähe eines so theilnehmenden Wesens willkommen, und sie that ihren Seufzern keine Gewalt an. Sie ließ sich einen kühlenden Trank reichen, ob sie schon wußte, er werde ihr aufgeregtes Blut nicht besänftigen, nur um jener das Vergnügen einer Hülfleistung zu gewähren. Gegen Morgen fiel sie in einen ängstlichen, unterbrochnen Schlummer, während Esperanza immer wach blieb.

Früh am Tage ließ der junge König alle Ritter des Hofes, wie zu einer wichtigen Angelegenheit, zusammen berufen. Sie kamen aber, ausgenommen die Theilnehmer der gestrigen Verschwörung, mit geheimem Widerwillen. Er suchte dies Gefühl zu entwaffnen, indem er, in Schwarz gekleidet, mit allen äußern Zeichen der Reue und Betrübniß den Thron bestieg; allein es verrieth sich bald, daß er mehr über das Mißlingen seiner That, als über sie selbst bekümmert sei. Er beklagte in einer künstlichen Rede den Tod so vieler wackern Ritter, womit er indessen nur die von seinem Anhange meinte. Er habe, gestand er, sich durch Leidenschaft hinreißen lassen, eine dem Anscheine nach unrechtmäßige Rache zu nehmen, statt sie den Gesetzen anheim zu stellen, die nicht weniger strenge entschieden haben würden. Hierauf trug er die ganze Anklage der Zegri vor, sei es nun, daß er sie wirklich noch glaubte, oder daß er aus niedriger

Scham, um sich des begangenen Unrechts nicht schuldig bekennen zu müssen, darin beharrte, und den Muth nicht hatte, auf dem Wege zu seinem Verderben umzukehren. Es entstand im Saale ein lautes Gemurmel, welches ihm bewies, diese gehässige Beschönigung einer gehässigen That finde wenig Glauben. Ein alter Oheim Morayzelas sprach sehr heftig gegen den König; die Zegri erwiderten in eben diesem Tone; die Gemüther erhitzten sich, und es wäre sogleich zu Thätlichkeiten gekommen, hätten sich nicht einige unparteiische Ritter, vorzüglich Muza, ins Mittel gelegt. Dieser, so sehr er die feindliche Hartnäckigkeit seines Bruders verabscheute, hielt es nunmehr, da die Verleumdung gegen die Königin zu einem so öffentlichen Ansehen gelangt war, zur Rettung ihrer Ehre für nothwendig, einem gerichtlichen Zweikampfe nicht auszuweichen. Dieß erklärte er dann auch der Versammlung, doch mit ritterlicher Betheurung seines vollsten Glauben an die Unschuld der Königin.

Abu Abdallah ließ seine Gemahlin vorladen. Der helle Morgen hatte ihr Gemüth entwölkt, und sie nach den ängstlichen Träumen der Nacht wieder erquickt. Sie erschien, zwar ein wenig blaß, aber doch mit ihrer ganzen Heiterkeit, ohne blendende Pracht in einfaches Weiß gekleidet, und als sie mit ihren Frauen hereintrat, neigte sich Alles tief, bis auf die feindlichen

Ritter. Man hatte dem Throne gegenüber einen Polstersitz bereitet, worauf sie sich niederließ. Vergebens suchte sie den Blick ihres Gemahls: er saß mit verschränkten Armen und finstrer, gesenkter Stirne unbeweglich da. Schuld und Unschuld schienen hier auf das Abstechendste neben einander abgebildet: kein unbefangener Zuschauer konnte sie verwechseln. Einige Zeit hindurch herrschte ein tiefes Stillschweigen, denn Abu Abdallah hatte nicht den Muth, der Königin die Ursache ihrer Vorladung zu erklären. Endlich nahm Muza, der neben dem Throne stand, dies Geschäft über sich. Er sprach mit Schonung, ja mit Ehrerbietung, und doch fühlte er eine unwillkürliche Röthe auf seine Wangen steigen. Hierauf hieß er die Ankläger reden, die mit trotziger Frechheit ihre Lüge wiederholten. Die Königin hörte ihren Schwager erstaunt doch ohne Rührung an: ihr offner, gegen ihn gerichteter Blick vermehrte seine Verwirrung. Bei der Anklage schlug sie die Augen nieder; dennoch war ein verachtender Ausdruck in ihren sanften Zügen sichtbar. Sie schwieg noch einige Zeit, als wolle sie sich überzeugen, daß sie dieses Alles wirklich gehört habe, daß es Ernst damit sei. Dann antwortete sie ihrem Schwager kurz, aber mit Würde und unwiderstehlichem Nachdruck, Sitte und weibliche Tugend sei ihr von jeher das Heiligste gewesen, und niemals von ihr, auch nur mit einem

Gedanken, verletzt worden. Sie hoffe ritterliche Vertheidiger gegen die schändlichste Verleumdung zu finden. Wo nicht, so unterwerfe sie sich willig dem Ausspruche des Gesetzes: nach dem Verlust der Ehre werde ihr der Tod willkommen sein. „Ist aber der Himmel gerecht genug," sagte sie, „um meine Unschuld zu offenbaren, so darf ich fordern, daß man meine Verbindung mit dem Gemahl (so muß ich ihn noch nennen) auflöse, der fähig war, meine Treue zu bezweifeln; und alsdann werde ich mich auf ewig von Abu Abdallah entfernen." Sie hatte dies unerschüttert gesprochen, aber ihre bewegten Frauen brachen jetzt in lautes Weinen aus, und sie selbst konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren. Im ganzen Saal waren die Gemüther mannichfaltig bewegt und getheilt. Zwei Männer von hohen Jahren, Oheime der Königin, traten aus dem Kreise der Ritter zu ihr, die Rechte auf das Herz gelegt, mit dem Ausdrucke der Wehmuth und Zärtlichkeit, und boten sich an, für sie zu fechten, falls sie keine stärkeren und der Waffen noch mehr gewohnten Beschützer fände. Sie lehnte es auf jeden Fall ab, und es entstand hieraus ein rührender Streit. Bald kamen auch andre Ritter herbei und boten ihre Dienste an. „Edle Ritter (sagte sie), habet Dank für euren großmüthigen Eifer. Mein Unglück flößt euch Mitleid ein; aber der Ent-

schluß, den ihr mir ankündiget, ist zu wichtig, um ihn nicht durch eine Bedenkzeit zu prüfen. Beharret ihr dabei, so laßt es mich innerhalb funfzehn Tagen wissen, da mir das Gesetz dreißig zugesteht, um Verfechter meiner Ehre zu finden."

Der König war während dieses ganzen Auftrittes in sichtbarer Verlegenheit. Er wünschte ihm sobald als möglich ein Ende zu machen, rief daher Muza zu sich, und trug ihm auf, das Nöthige zur Gefangenschaft der Königin anzuordnen. Ein altes Schloß auf dem Alhambra, der Thurm Comares, wurde dazu bestimmt; nur zwei von ihren Frauen sollten ihr dort Gesellschaft leisten und eine Sklavin sie bedienen. Muza kündigte dies der Königin auf eben diese Weise an, wie er sie vorher angeredet hatte. Sie war unverzüglich bereit, ihm zu folgen, und wollte es ihren Frauen überlassen, sich darüber zu vergleichen, wer die traurige Wohnung mit ihr theilen sollte. Da aber alle sich zu ihr drängten, und wie um eine Gunst darum baten, mußte sie wählen, und gab der schönen Zelima und ihrer schon vermählten Schwester Galiana den Vorzug. Mit tausend Umarmungen nahmen die übrigen Abschied von diesen und von ihrer geliebten Sultanin. „Bewahrt das Andenken eurer Freundin! (sagte sie) einst hoffe ich euch frohere Beweise meiner Liebe geben zu können, als Thränen; allein ihr

seht, wie sich das lächelnde Glück von mir gewandt hat.“

Muza begleitete sie mit einer Wache nach dem Thurm Comares, und sobald er sich ohne andre Zeugen, als die beiden Begleiterinnen, in den für sie bestimmten Zimmern befand, sagte er: „Ihr müßt erstaunt gewesen sein, theure Sultanin, geliebte Schwester, zu sehen, daß ich schwieg, als andre Ritter sich zu Verfechtern eurer Ehre antrugen. Doch, verkennt mich nicht: ich will euch die Bedenklichkeit erklären, die mich zurückhielt. Der König war gestern Zeuge des Eifers, womit ich eure Ankläger schändliche Verläumder schalt. Er ist feindselig gesinnt, und möchte euch gern, so viel an ihm ist, aller Vertheidiger berauben, um diese Zegri, die sich seiner ganz bemächtigt haben, zu begünstigen. Er hat mich daher zum Richter über den Zweikampf ernannt, wodurch es unmöglich für mich werden würde, selbst zu fechten. Schlag ich dies Amt aus, so befürchte ich, er wählt einen Ritter vom Anhange der Zegri dazu, der Alles zu eurem Nachtheile lenken, und wenn der Ausgang des Gefechtes im Geringsten zweideutig ist, gegen euch sprechen wird. Entscheidet also selbst: was irgend mein Arm vermag, werde ich mich glücklich schätzen, für euch zu thun und zu wagen.“ Zelimas Wangen glüheten während dieser Rede vor Freude über den

Edelmuth Muzas, aber ihr Herz klopfte zugleich bei dem Gedanken, wie sehr er sein Leben aussetzen wolle. Ein Blick der Königin auf das zarte Mädchen war hinreichend, sie zu der Entscheidung zu bestimmen; sie wünschte ihn zum Richter. Sie bat hierauf, ihr Esperanza zu ihrer Bedienung zu schicken, deren stille Theilnahme sie in der vorigen Nacht erfahren hatte.

Die Ruhe des unglücklichen Granada war indessen nur scheinbar hergestellt: bald erfolgten noch mehr blutige Auftritte, als das Vorspiel der nahen Unterjochung eines vordem so blühenden Staates. Abu Abdallah ließ gegen den dringenden Rath seines Bruders, der nun zu spät seine allzugelinde Meinung von ihm bereute, einen Urtheilspruch gegen die Abencerragen ausrufen, wodurch er sie als Hochverräther, die mit gewaffneter Hand in seinen Palast gedrungen, aus Granada verbannte und alle ihre Güter einzog. Weit entfernt zu gehorchen, bekümmerten sich diese nur wenig darum: sie sprachen dem Sohne Muley Hassans das Recht zu einem solchen Befehle ab; gewiß war es, daß er die Macht nicht hatte, ihn auszuführen. Vielmehr mußte er, bei dem allgemeinen Hasse, Angriffe auf sein Leben befürchten, und ließ sich daher in den Gebäuden, die er noch im Alhambra einnahm, sorgfältig bewachen.

Doch gelang es dem alten Könige, welcher der

Waffen lange entwöhnt war, aber sich jetzt, von Erbitterung gegen seinen Sohn als Nebenbuhler getrieben, noch einmal zu einer kühnen That ermannte, an der Spitze seiner Leute in dieselben einzudringen; und nach einem heftigen Gefechte wurde Abu Abdallah nebst seinen Wachen zum Alhambra hinausgetrieben. Als auf den Lärm stärkere Haufen aus der Stadt herzueilten, um ihm beizustehen, waren die Thore schon verschlossen, und alle Anstalten zur Vertheidigung gemacht. Er mußte sich also mit dem Besitze einer andern Burg, des Alcazara, begnügen; aber seine und seiner Anhänger Wuth kannte jetzt keine Gränzen mehr. Muley Hassan hatte die Leichname seiner Freunde zum Hohn über die Mauern des Alhambra werfen lassen. Die Anhänger seines Sohnes fielen jeden von der Gegenpartei, der sich irgendwo blicken ließ, mörderisch an. Diese vergalten es ihm, wo sie die stärkeren waren, durch ähnliche Gewaltthaten. Die geringeren Bürger wagten sich nicht mehr aus ihren Häusern; die Ritter erschienen nur wohlbewaffnet, und in zahlreichen Haufen. Während dieses gräuelvollen Zustandes hatte eine dritte Partei einem Oheim Abu Abdallahs, der eben den Namen führte, die oberste Gewalt übertragen, um jenen ganz von der Erbfolge auszuschließen, so daß es also gewissermaßen drei Könige in Granada gab.

Unter dieser zunehmenden Verwirrung ermüdete Muza niemals, das undankbare Amt eines Vermittlers, dessen Vorstellungen keinem von beiden Theilen vollkommene Genüge leisten, zu verwalten, und zwischen seinem Vater und Bruder, von wenigen unparteiischen Rittern begleitet, hin und wieder zu gehen. Ein großes Hinderniß der Aussöhnung waren die Abencerragen, auf deren Verbannung Abu Abdallah durchaus bestand. Ungeachtet ihrer anfänglichen Weigerung hatten sie es doch rathsam gefunden, bei den endlosen Unruhen, worein ihr Vaterland verwickelt war, im Stillen sich eine Zuflucht zu sichern. Auf ihre schriftliche Erklärung an den König Don Fernando, sie seien bereit zu seinem Dienste und (welches nothwendig damit verknüpft war) zu seinem Glauben überzutreten, wenn sie sich einer günstigen Aufnahme schmeicheln dürften, hatten sie die einladendsten Versprechungen zur Antwort erhalten. Sie verstanden sich daher zu der Auswanderung, wozu ihr Freund Muza selbst ihnen rieth, und so wurde der Friede zu Stande gebracht: doch mußte sich der junge König gefallen lassen, daß sie ihre beweglichen Reichthümer mitnahmen, und die unbeweglichen zu Gelde machten. Sie schienen Granada nicht als Verbannte, sondern als zufriedene Sieger, von unzähligen Beweisen der Liebe und Bekümmerniß des Volkes begleitet, zu ver-

lassen: ihr Auszug war ein demüthigendes Schauspiel für den, der ihn betrieben hatte.

In den innersten Gemächern einer weitläufigen Burg eingeschlossen, sah die Königin nichts von diesen Begebenheiten, und das wüste Getümmel, welches sie oft erregten, drang nicht bis zu ihr. Sie genoß der Ruhe des Grames, den die zärtlichsten Bemühungen ihrer Freundinnen nicht zu verscheuchen, nur zu lindern vermochten. Bald theilte Esperanza diesen Namen mit den beiden liebenswürdigen Schwestern. Das Unglück macht Könige und Sklaven einander gleich; und jene hatte in der Erniedrigung stets eine stille Würde behauptet, wie Morayzela auf dem Thron nie ihre bescheidene Sanftmuth verlernte.

Esperanza war sehr darüber erfreut, daß die Königin sie zu sich rief, um ihre Gefangenschaft zu theilen. So lange der Schimmer des Glücks ihre Gebieterin umgab, hatte sie sich begnügt, sie aus der Ferne zu bewundern; in der Bedrängniß fing sie an, sie zu lieben. „Ach, wüßte ich die schöne unglückliche Sultanin zu trösten!“ sagte sie zu sich selbst, als sie ihr das erste Mal im Gefängnisse diente: aber Schüchternheit fesselte ihre Zunge, und nur stumme Ausdrücke standen ihrer Theilnahme zu Gebote. Im Schlosse herrschte schon tiefe Stille: Morayzela lag schlaflos auf ihrem Bette, als sie über sich wie vom

Himmel herab den Gesang einer melodischen Stimme vernahm, deren volle, gehaltne, schwebende Töne ihre ganze, jetzt so empfängliche Seele aufregten, ob sie schon die Worte nicht verstand. Es war Esperanzas Stimme: nach einem Gebet, worin sie die Königin mit eingeschlossen hatte, sang sie, ohne daran zu denken, daß sie jener hier weit näher wohnte und von ihr gehört werden konnte, mit der innigsten Rührung einen jener Psalme, welche um Errettung aus einer dringenden Noth flehen.

„Was sangest du gestern Abend, Esperanza?“ fragte die Königin, als sie am andern Morgen hereintrat. „Ein heiliges und trostvolles Lied, meine Gebieterin,“ erwiederte jene, und mußte es ihr nach mehreren Fragen wiederholen und die Worte auf Arabisch erklären. Sie redete diese Sprache unvollkommen, und wählte daher immer nur den einfältigsten, aber eben deswegen auch den herzlichsten Ausdruck. Die Königin fand Weise und Inhalt wunderbar zu ihrer Gemüthslage stimmend, und verlangte noch mehr von diesen Liedern zu hören. Auch jene sanfte Abendklage kam an die Reihe, und gab Gelegenheit zu Gesprächen über Esperanzas eigne Geschichte, über die mit ihr von der zartesten Kindheit an aufgewachsenen, nun vereitelten Wünsche den Schleier in einem Kloster zu nehmen, um sich dort ganz dem Dienste des Hei-

lands und seiner göttlichen Mutter zu weihen. Die Königin wurde nachdenkend: was konnte doch jener Schleier so wunderbar Anziehendes haben, daß die unschuldige Seele seinen Verlust mehr beklagte, als den Verlust eines Diadems? Noch niemals hatte man den Dienst der Gottheit ihrem Herzen nahe gelegt; sie befolgte die Vorschrift der äußern Gebräuche, ohne weiter etwas dabei zu denken. Selbst die Eine große Wahrheit, die Mohamed gelehrt, ruhte unwirksam in ihrem Gedächtnisse. Esperanza hingegen schien in einer andern Welt mehr daheim zu sein, als auf Erden: sie hatte übermenschliche und zugleich menschliche Vertraute und Freunde, die sie zwar nie gesehen, aber auf die sie dennoch nicht weniger gewiß rechnete. Morayzela hatte nie zuvor einen Begriff vom Glauben der Christen gehabt, denn die christlichen Sklaven pflegten die frommen Gebräuche, welche sie in der Gefangenschaft etwa beobachten konnten, vor den Mauren zu verbergen, um nicht von ihnen als Abgötterer gescholten zu werden. Esperanza wurde mehr und mehr durch den Eindruck beseelt, den ihre Mittheilungen sichtbar auf jene machten. Doch war es nicht sowohl der Eifer der Bekehrung, was sie zu reden trieb, als der Wunsch, ihrer Gebieterin den köstlichen, den einzigen Trost zu verschaffen: selbst arm und hülflos hatte sie der Unglücklichen nichts zu geben,

als ihr Herz und ihren Glauben. Diese Unterredungen erneuerten sich täglich, und die Königin hörte mit immer steigender Theilnahme zu, wenn ihr Esperanza von dem unschuldigen, wohlthätigen, göttlichen Manne erzählte, der grausam verfolgt und umgebracht, es allen Menschen zum Besten gern erduldet; von seiner heiligen Mutter, wie entzückt sie bei seiner Geburt gewesen, wie unnennbar sie bei seinem Tode gelitten, und wie sie jetzt in ihrer Herrlichkeit allen bedrängten Frommen beizustehen bereit sei. An jenem Abend wurden die Gesänge der Christin das Wiegenlied ihres Kummers. Ihre verlassene Lage machte es ihr zum Bedürfniß, mit jenen hülfreichen Wesen näher bekannt zu werden; bald lernte sie mit eben der Inbrunst, wie Esperanza, sich zu ihnen wenden. Schon unzählige Male hatte sie mit der innigsten Bewegung ausgerufen: sei gegrüßt, Maria! indem sie sich dabei mehr das leidende Weib, als die hohe Himmlische dachte. Sie war schon mit ganzer Seele Anbeterin des göttlichen, aufgeopferten Sohns, als endlich der Gedanke in ihr aufkeimte, der in ihrem Glücksstande unter die unmöglichen gehört hätte, auch äußerlich Christin zu werden, wenn sie aus ihrer jetzigen Noth gerettet würde. Ihrem Vaterlande mußte sie dann freilich entsagen, mußte sich entschließen, ohne eine Stütze in eine ganz fremde Welt einzutreten. Dies

schien ihr indessen jetzt nicht schwer: Granada war seit Kurzem ein Aufenthalt der Zwietracht und all ihrer Gräuel, ohne Aussicht auf einen bessern Zustand; von ihren jugendlichen Freunden war sie durch eine schreckliche Kluft getrennt; die Verleumdung hatte selbst das Andenken daran vergiftet. Esperanzas Entzücken war unaussprechlich, als die Königin ihr und den beiden Schwestern, die alles willkommen hießen, was ihrer edlen Freundin Trost gab, und daher jene bald lieb gewonnen hatten, diesen Entschluß offenbarte.

Allein während ein erhebender Glaube, eine lindernde Zärtlichkeit das Gemüth Morayzelas ganz erfüllte, wurde die Wendung ihres Schicksals immer zweideutiger. Zwar hatte der alte König nach der Vertreibung Abu Abdallahs aus dem Alhambra seine Schwiegertochter wissen lassen, sie sei nunmehr frei, und könne sich nach Wohlgefallen wegbegeben. Doch sie konnte ihr Leben nicht mit Aufopferung ihrer Ehre retten wollen. Durch die Flucht hätte sie sich nach den damaligen Begriffen für schuldig erklärt. Sie ließ daher dem Muley Hassan für sein Anerbieten danken, bat ihn aber, die Wache am Thurm Comares bis zur Entscheidung ihrer Sache auf demselben Fuß wie bisher zu lassen. Die funfzehn Tage verflossen, ohne daß sich Ritter zu ihrer Vertheidigung antrugen; keiner von denen, welche es gleich anfangs gethan

hatten, schien sich seines Versprechens zu erinnern: Parteienwuth und andere gehäßige Leidenschaften hatten sich aller Seelen bemächtigt, und den alten Edelmuth aus Granada verbannt. Die Sultanin war zu stolz, um von Rittern, die sich oft, dem Glanze ihrer Würde und ihren persönlichen Eigenschaften huldigend, herbei gedrängt hatten, solch einen Dienst zu erbitten, oder sie darum zu mahnen. Wer sie kannte und sich nicht gedrungen fühlte, seinen Arm für ihre angefochtne Unschuld darzubieten, konnte ihr auch ihre Bitte verweigern. Den Abencerragen wäre es eigentlich am ersten zugekommen, aber sie schwiegen, weil sie nicht wußten, wie lange sie sich noch in Granada behaupten würden, wie sie dann auch bei der Aussöhnung der beiden Könige wirklich genöthigt waren, es zu räumen. Hierdurch erfuhr die Sultanin und Zelima eine schmerzliche Trennung: Galiana nahm unter den zärtlichsten Umarmungen, unter Thränen und guten Wünschen Abschied von ihnen, um ihren Gemahl, einen Abencerragen, in das fremde Land zu begleiten. Abu Abdallah kam zu gleicher Zeit mit seinem Vater überein, dieser sollte dem gerichtlichen Zweikampfe kein Hinderniß in den Weg legen, und nachher die Sultanin ihrem dadurch entschiednen Loose nicht entziehen. Er befahl, daß alle Alcaydin, welche sich anfangs wegen der Feste, nachher um in den bür-

gerlichen Unruhen ihren Freunden beizustehen, in Granada aufgehalten hatten, sich unverzüglich zu ihren Burgen und Gränzorten zurückbegeben, und sie bei Todesstrafe auch nicht verlassen sollten. Die immer wiederholten, immer näher herandrängenden Anfälle der Spanier berechtigten zu einer solchen Maßregel; allein, um sie gerade in diesem Augenblicke zu nehmen, dazu hatte Abu Abdallah den geheimen Grund, daß er durch die Entfernung der tapfersten Ritter es der Königin um so schwerer machen wollte, Vertheidiger zu finden. Er erreichte seine Absicht: die dreißig Tage verstrichen, ohne daß sich Ritter angeboten, und ohne daß sie sich hätte entschließen können, Schritte zu thun, die ihr erniedrigend schienen. Muza, voll von Besorgniß, daß es so sein möchte, ging zu ihr in den Thurm Comares. Er fand sie krank auf ihrem Ruhebette, vor welchem die beiden Freundinnen saßen. „Mein Leben ist verwirkt, edelmüthiger Muza!“ sagte sie mit der Gelassenheit der Ermattung; „meine Ankläger werden siegen, weil Niemand gegen sie ficht. Ohne Schauer fühle ich den Tod in meinen Adern; doch, sagt mir: muß ich auch die Schmach der Hinrichtung noch abwarten?“ Esperanza und Zelima weinten laut bei diesen Worten; Muza selbst faßte sich nur mit Mühe, doch bestrebte er sich, seiner Schwägerin auf das Freundlichste Trost einzureden.

Die dreißig Tage seien zwar vorüber, aber die in Granada herrschende Zerrüttung habe es unmöglich gemacht, Ritter für den Zweikampf zu finden. Dieser müsse daher wenigstens noch die Hälfte eben derselben Frist verschoben bleiben; er werde bei seinem Bruder hierauf dringen. Fänden sich in dieser Zeit keine Vertheidiger ihres Vertrauens würdig, so sei er immer noch bereit, aus einem Richter ihr Anwalt zu werden. „Laßt mich!“ sagte die Königin: „wozu noch diese Verlängerung meiner Leiden? ist ihr Maß nicht voll? Nehmt euer Anerbieten zurück! Eurer Tapferkeit, eurem Edelmuth scheint nichts zu schwer: aber werden eure Kräfte einem viermal erneuerten Gefechte nicht erliegen? und soll ich alle, die mir werth sind (sie blickte hierbei ihre junge Freundin an), in mein grausames Schicksal verstricken?“ Zelima, von entgegengesetzten Regungen zu gewaltsam gedrängt, fiel jetzt neben dem Bett auf die Knie nieder, und sank halb ohne Bewußtsein mit dem Haupte an den Busen der Königin. Muza war bestürzt, und schmerzlich entzückt über die Zärtlichkeit seiner Geliebten, die sich so rührend verrieth. Er fürchtete beide durch wiederholtes Andringen noch mehr zu erschüttern, und entfernte sich von Esperanzas Segenswünschen begleitet.

Die Königin war entschieden, Muza nicht für ihren Vertheidiger anzunehmen: sollte sie Zelimas kind-

liche Anhänglichkeit dadurch belohnen, daß sie ihren Geliebten vierfacher Lebensgefahr aussetzte, um sich selbst zu retten? Auch glaubte sie nicht, daß Abu Abdallah ihn von dem eimal übernommenen Richteramt entlassen, oder ihr eine verlängerte Frist zugestehen würde. Sie sah also ihren Tod vor Augen, und wollte ihn sich selbst geben, um nicht ihren Feinden zum Schauspiel zu dienen. Eine kleine Scheere, die sie bei ihren weiblichen Arbeiten brauchte, schien ihr hinreichend, um sich die Adern zu öffnen. Sie forderte sie von Esperanza, als wollte sie den Knoten eines Bandes an ihrer Kleidung, der sie drückte und den sie nicht auflösen könnte, damit zerschneiden, und steckte sie dann hastig zu sich. Hierauf ließ sie sich ihre Schiefertafel geben, schrieb, auf den Ellbogen gestützt, mit zitternder Hand einige Worte, und reichte sie dann zurück. „Bewahre dies, meine treue Esperanza!“ sagte sie, „es enthält meinen letzten Willen. Euch beiden vermache ich meinen Juwelenschmuck zum Andenken. Dir gebe ich die Freiheit, und empfehle dich meinem Schwager, damit er für deine Rückkehr in dein Vaterland sorge. Umarme mich noch einmal, Geliebte! Gehabt euch wohl, und überlaßt mich nun der Erquickung des Schlummers!“ Zelima war sprachlos; jeder Versuch zu antworten wurde von Schluchzen erstickt. Esperanza warf sich vor der Königin

nieder, küßte tausendmal ihre Hand, flehte, sie möchte ihr den Trost nicht versagen, die Nacht bei ihr bleiben zu dürfen, beschwor sie, noch nicht Alles verloren zu geben, und sich selbst kein Leid anzuthun. Diese war von so viel Liebe innig gerührt; mit dem einzigen Gefühl, das dem Leben Werth geben kann, erwachte die Anhänglichkeit daran in ihr. Sie ließ sich in ein ruhigeres Gespräch ein, doch ohne von der Behauptung zu weichen, es sei keine Aussicht zur Rettung für sie übrig. Esperanza konnte ihr hierin leider nur schwach widersprechen, aber sie bot alles auf, was sie vom Schutze der himmlischen Macht, der nie von dem Frommen weiche, vom Vertrauen auf die waltende Vorsicht Eindringliches zu sagen wußte. Sie sang mit Begeisterung diesen Zuruf aus einem arabischen Liede:

Der Himmel kann nicht stets den Guten zürnen,
Ist schon das Leben oft ein harter Krieg.
Nur schaffe du den feindlichen Gestirnen
Verzweiflungsvoll nicht selbst den Sieg!

Ungeachtet ihr Morayzela versprochen hatte, abzuwarten, ob Muza den Aufschub ausgewirkt haben würde, wollte sie doch ihre Gebieterin keinen Augenblick allein lassen. Sie betete unaufhörlich mit nie gefühlter Inbrunst um Rath von droben herab, und wie unnennbar war ihre Freude, als sie nach langem Sinnen einen Ausweg gefunden zu haben glaubte.

Sie kannte die Rittertugenden, wodurch der spanische Adel sich damals so allgemein auszeichnete, sie wußte, wie begierig ihre Landsleute nach außerordentlichen Thaten, wie eifrig sie wären, wo es den Schutz der unterdrückten Unschuld galt. Die Königin war im Herzen schon eine Christin: warum sollte ein christlicher Ritter nicht für sie fechten wollen? Es war auch nichts ungewöhnliches, ungeachtet zwischen Granada und den Königen des übrigen Spaniens beständig Krieg war, daß einzelne Helden sich im Vertrauen auf die Rittertreue der Mauren ohne Begleitung mitten unter sie wagten, um Abenteuer aufzusuchen. Dies hatte vor nicht langer Zeit Don Rodrigo Tellez Giron gethan, bei welcher Gelegenheit er Muza im Zweikampfe besiegte. Seine dabei bewiesene Tapferkeit wurde von den fabelnden Volkssagen, unter andern in folgender damals berühmten Romanze besungen:

Himmel! welch ein tapfrer Ritter,
Calatravas Ordensmeister!
Wie verfolget er die Mauren
Auf der Ebne von Granada,
Von dem Quell des Fichtenbaumes
Bis hinauf zum Schneegebirge!
Ja, sogar Elviras Thore
Greift er an mit Lanz' und Degen:
Diese Thore waren eisern,
Doch er stößt sie durch und durch.

Es konnte für die Königin nicht demüthigend sein, sich in der Drangsal an einen völlig fremden Mann zu wenden, der nie an ihrem Hofe erschienen war, noch sich, wie die maurischen Ritter, die nun ihr Schicksal gleichgültig anzusehen schienen, um ihre Gnade beworben hatte. Ueberdies war ein Gefecht mit einem von diesen nichts mehr, als was die spanischen Edlen damals täglich für ihren König unternahmen, oder zu unternehmen wünschten. Esperanza richtete hiebei ihr Augenmerk auf Don Juan Chacon, Herrn von Carthagena, den sie zuweilen im Hause ihrer Mutter gesehen hatte, weil seine Gemahlin eine Verwandte derselben war. Nicht leicht übertraf jemand in ganz Spanien diesen ernsten gesetzten Mann an Ruhm der Tapferkeit und Großmuth. Er hatte so viel Freunde und Waffenbrüder, daß es ihm leicht werden mußte, noch drei andre Ritter zu finden, die das Abenteuer mit ihm zu theilen bereit wären.

Alles dies trug Esperanza der Königin vor, die anfangs ungläubig war, hartnäckig zweifelte, vielerlei einwendete, aber es endlich dem Eifer ihrer Freundin, alle Bedenklichkeiten zu heben, nicht abschlagen konnte, einen Versuch zu wagen, wenn anders Muza die verlängerte Frist erhalten hätte. Sie zweifelte nicht ganz mit Unrecht hieran; denn er hatte sein ganzes Ansehen, seinen drohendsten Ernst dazu nöthig gehabt.

Doch kam er früh am Morgen mit der Nachricht, und billigte Esperanzas Vorschlag von ganzer Seele. Die Königin sagte dieser mit arabischen Worten vor, was sie auf Castilianisch an Don Juan schreiben sollte: von ihrer Bedrängniß, ihrer Unschuld, ihrer Begierde Christin zu werden, wenn sie befreit würde. Dann unterschrieb sie den Brief mit eigner Hand, und versiegelte ihn mit ihrem Ringe. Muza nahm es über sich, ihn durch einen vertrauten Boten eilig zu besorgen, und zugleich einen Geleitsbrief für die spanischen Ritter mitzuschicken. In wenigen Tagen brachte der Bote von dem königlichen Hoflager zu Talavera, wo sich Don Juan befand, eine Antwort desselben voll von Ehrerbietung und Ergebenheit zurück. Er fand sich über Verdienst geehrt, daß die Königin ihn vor allen Andern zu ihrem Vertheidiger gewählt. Er versprach am bestimmten Tage in Granada einzutreffen.

Der Tag erschien. Man hatte auf dem Platze Bivarambla ein mit Schwarz behangenes Gerüst errichtet, und vor demselben ein großes Viereck zum Kampfplatz mit Schranken umschlossen. Die ganze Stadt war voll der gespanntesten Erwartung; schon bei Anbruch des Tages waren die Straßen voll Getümmel. Das Volk beklagte die Sultanin, die Ritter der verschiedenen Parteien waren auf einen neuen Ausbruch des bürgerlichen Kriegs vorbereitet, und er=

schienen alle wohlgewaffnet. Muza und seine beiden Beisitzer im Richteramt gingen auf das Alhambra und begleiteten die Sänfte, worin die Königin nebst ihren beiden Begleiterinnen abgeholt ward. Alle Fenster längs dem Wege, den sie zu machen hatten, waren mit Frauen und Mädchen besetzt; bedauernde Ausrufungen folgten ihr überall nach. Sie bestieg in Schwarz gekleidet das Gerüst, auf welchem auch die Richter saßen, und ließ sich, ihnen gegenüber, auf ebenfalls schwarzen Polstern, nieder. Mit lärmender Kriegsmusik erschienen die vier Zegri in einem prächtigen Aufzuge, und stellten sich mit ihrem Anhange an die eine Seite des Gerüstes, während die Ritter der entgegengesetzten Partei sogleich die andre einnahmen. Der König ließ sich seitwärts auf dem Balkon eines Palastes am Bivarambla sehen, und suchte unter blendendem Pomp die ihn nagende Unruhe zu verbergen. Niemand außer Muza wußte, ob die Königin überhaupt, und was für Verfechter sie gefunden; doch schien sie gutes Muthes: sie hatte ihre gerechte Sache den Mächten des Himmels in heißen Gebeten empfohlen, und Esperanzas unbegränzte Zuversicht hob und begeisterte sie. Es verflossen einige Stunden in stummer Erwartung, ohne daß Vertheidiger erschienen wären. Die granadischen Ritter von der Partei der Abencerragen waren jetzt beschämt über ihre

unritterliche Gleichgültigkeit bei der Bedrängniß der schönen und tugendhaften Sultanin, deren Anblick Rührung und Ehrerbietung einflößen mußte. Mehrere boten sich zu Kämpfern an, allein sie lehnte es ab: es sei noch früh am Tage, und sie wolle erwarten, ob die von ihr gewählten Beschützer nicht kommen würden. Endlich unterbrach ein großes Getümmel vom Thore von Bivarambla her die Stille. Alle Zuschauer drängten sich dahin, und bald sah man vier stattliche Männer in reicher türkischer Kleidung und mit schimmernden Waffen durch die dichten Haufen gegen das Gerüst heranreiten. Einer von ihnen näherte sich dem Richter und fragte auf Türkisch, ob es erlaubt sei, die Sultanin einen Augenblick zu sprechen. Da man es nicht verstand, wiederholte er seine Frage auf Arabisch, und nach Bejahung derselben sprang er vom Pferde, stieg die Stufen hinauf und trat, tief und feierlich sich neigend, vor die Königin. Er und seine Gefährten, sagte er auf Arabisch, seien türkische Befehlshaber, in Geschäften des Großherrn nach Marocco gesandt, und durch einen Sturm an die granadische Küste geworfen; da sie von dem bevorstehenden Zweikampfe gehört, haben sie sich eilig auf den Weg gemacht, um der Sultanin zum Dienst ihrer Ehre anzutragen was ihr Arm vermöchte. Zugleich ließ er unvermerkt ein kleines Blatt in ihren Schooß fallen,

worauf sie die Aufschrift ihres Briefes an Don Juan Chacon erkannte. Sie sah sich nach ihrer Dienerin um, diese winkte ihr bejahend zu; sie hatte den Ritter trotz seiner Verkleidung schon erkannt. Morayzela erwiderte daher: da ihre Ritter so lange zögerten und nicht zu kommen schienen, so nehme sie gern die ehrenvolle Hülfe so tapfrer Krieger an. Der Türke entfernte sich hierauf mit einer zweiten Verbeugung, schwang sich aufs Pferd, und ritt auf Muzas Wort mit den drei übrigen in die Schranken, während auf der andern Seite auch die vier Zegri hineingelassen wurden.

Der Grund, warum Don Juan und seine Freunde diese Verkleidung gewählt hatten, war theils die größere Sicherheit bei dem Zuge durch das granadische Gebiet, theils die gänzliche Geheimhaltung des Abenteuers. Er hatte zuerst nach seinem zurückhaltenden Ernste die Sache Niemandem anvertrauen wollen. Doch, da bei einem Gespräch mit dreien der berühmtesten Ritter, Don Manuel Ponce de Leon, Don Alonzo de Aguilar und Don Diego de Cordova, das Schicksal der Sultanin, wovon das Gerücht viel erzählte, beklagt ward, und einer und der andre äußerte, wäre sie nur Christin, so würde es einem spanischen Ritter anstehen für sie zu fechten; so eröffnete Don Juan den übrigen, die Sultanin sei zum heiligen

Glauben der Kirche bekehrt, zeigte ihren Brief und offenbarte seinen Entschluß. Man vereinigte sich mit ihm zu der Unternehmung; nur war der allgemeine Zweifel, ob der vorsichtige König auch darein willigen werde. Sie wurden also eins, da gerade jetzt ein Stillstand im Kriege war, sich unbemerkt und ohne Urlaub zu entfernen. Ohne einen Schildknappen, nur mit einigen Lebensmitteln und einer türkischen Tracht in ihren Mantelsäcken, machten sie sich auf den Weg. Im Walde Roma auf der Gränze des Königreichs, ruhten sie einen Tag aus, wechselten die Kleidung und bargen die Mantelsäcke an einem abgelegenen Orte. Ihre Unkunde des Weges verursachte am andern Tage ihre verspätete Ankunft.

Der vierfache Kampf war langwierig und blutig; von beiden Seiten geschahen unglaubliche Anstrengungen. Die Zegri fochten wie Verzweifelte, aber nicht mit der gewohnten Geschicklichkeit in Führung der Waffen, sei es nun, daß die Vorwürfe ihres Gewissens, oder die unerwartete Erscheinung der fremden, wie es schien, vom Himmel gesandten Gegner sie irrte. Keiner von den Spaniern blieb unverletzt, aber endlich wurden die Zegri einer nach dem andern durch tödtliche Wunden wehrlos gemacht, und hatten noch Zeit, ehe sie verschieden, ihre schändliche Lüge zu bekennen.

Schmetternde Trompeten und Zinken und das Ju=

beln der Menge verkündigten die Freisprechung der Königin, erst auf dem Platze Vivarambla, dann durch die ganze Stadt. Muza ließ die Ritter in sein Haus bringen, und es mit einer starken Wache besetzen, weil er befürchtete, die übrigen Zegri möchten etwa einen mörderischen Anfall auf die fremden Kämpfer wagen. Wer vermöchte die freudige Dankbarkeit der Königin zu beschreiben, womit sie zu den Rittern hineintrat, sobald ihre Wunden besorgt waren? Allein wie betroffen war sie, als sie erfuhr, daß sie, statt sich von ihr bis zur völligen Genesung verpflegen zu lassen, schon am nächsten Morgen wieder fortreiten wollten, um sich wieder am Hoflager einzufinden, ehe ihre Abwesenheit bemerkt würde! Da alle ihre Bitten nichts gegen diesen Entschluß ausrichteten, so bewog sie wenigstens jeden der Ritter, einige Kostbarkeiten von ihr mitzunehmen, und hoffte ihnen nicht für immer Lebewohl sagen zu müssen.

Sobald es geschehen konnte, richtete sie ihren Vorsatz, zu den Christen überzugehen, ins Werk. Die Königin Isabella empfing sie auf das Liebreichste, und gab ihr bei der Taufe den Namen Donna Isabel de Granada. Sie vermählte sich mit einem spanischen Edeln. Esperanza fand ihre Mutter zwar am Leben, aber in großer Bekümmerniß. Sie hatte sich, um das Gelübde an ihrer Tochter Statt zu erfüllen, selbst in

das Kloster begeben, wo diese eingekleidet werden sollte. Hier vereinigte sich Esperanza wieder mit ihr, und sie lebten stille, glückliche Tage. Donna Isabel besuchte sie öfters daselbst: nie erlosch die innigste Freundschaft zwischen ihnen. Nach der Eroberung von Granada, welche nicht lange darauf erfolgte, sahen sie auch Zelima wieder, die sich mit Muza vermählt und ihn bewogen hatte, zum christlichen Glauben überzugehen.

Den schuldigen Abu Abdallah schien seitdem sein übriges Leben hindurch ein Unstern zu verfolgen. Man kennt aus der Geschichte die Begebenheit des Krieges, wodurch der Herrschaft der Mauren in Spanien ein gänzliches Ende gemacht wurde. Man weiß, welche unheilbringende, oft zweideutige, ja sogar erniedrigende Rolle Abu Abdallah während desselben spielte; wie er sein Verderben selbst beschleunigte; wie seine Mutter, als er wehklagend auf die verlorne Herrlichkeit zurücksah, ihm vorwarf, er weine wie ein Weib um das Reich, das er nicht wie ein Mann zu vertheidigen gewußt; und wie er unter den Mauren in Afrika einen frühen gewaltsamen Tod fand.

Das Schwert des Fürsten.

Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Unweit der weltberühmten freien Reichsstadt Nürnberg trafen sich an einem vergnüglichen Sommermorgen zwei junge Gesellen an, Beide aus den edlen Ringmauern gebürtig, welche sie nicht allzuweit von sich im hellen Frührothe leuchten sahen. Einer hieß Leutwalt, und saß unter einem frischduftigen Zweige, seiner Gewohnheit nach auf Lieder sinnend; der Andre, Adelhard genannt, kam eben auf einem schönen, schnaubenden Pferde an selbiger Stelle vorbei getrabt. Da sich nun die jungen Leute in's Auge faßten und wieder erkannten, wurden sie von Herzen froh; der Reiter sprang ab, der Sänger in die Höhe, und sie küßten und drückten einander recht inniglich. Sie hatten sich viel zu

erzählen, weil sie eine lange Zeit hindurch von einander gewesen waren: Leutwalt in der schönen Stadt daheim und bei den bewährtesten Sängern in der Lehre, Adelhard bei dem rühmlichen Markgrafen Albrecht von Bayreuth, den sie seiner Schönheit und seiner großen Rittertugenden wegen Albrecht Achilles nannten. Da hatte nun der junge, kriegslustige Gesell so recht nach seinem Sinne gelebt; war auch dem deutschen Achilles sehr lieb geworden, durch seine frühe Ringfertigkeit und mehr noch wegen manches Probestückes von todhöhnender Ehrliebe, in ernsteren Kämpfen bewiesen. — „Es ist dir wohl auf die Weise recht sauer geworden, von ihm zu gehen?" fragte Leutwalt seinen Freund. — „Ja freilich," entgegnete Adelhard. „Aber was war zu machen? Sobald der Herr seine Schaaren gegen unsere liebe Mutter, die heilige freie Reichsstadt Nürnberg, sammelte, rüstete ich mein Gepäck, band meinen Hengst gesattelt an den Pfortenring, und dann schritt ich in Gottes Namen mit umgürteten Schwerte die Steigen zu dem lieben Herrn hinauf, sprechend: Ihr seid mir ein holder Fürst gewesen, aber so wie es heuer aussieht, werd' ich wohl gegen Euch selbst brauchen müssen, was Ihr mich gelehrt habt. — Ich dachte, der starke Achilles würde etwas zornig werden, wie denn das seine Art wohl bisweilen ist. Aber er lächelte still vor sich nieder und sagte: Du bist ein

braver Gesell. Dann schwieg er wieder ein wenig still, klirrte an dem großen goldeingelegten Ritterschwerte, das er nie von der Seite läßt, und sprach: dies hier hätte Dich wohl noch zum Ritter schlagen können. Nun, wie es Dich auch trifft, mache nur, daß Du mit Ehren unter seinen Schlag kommst, so faßt es Dich zu Deinem Heil; sei es flach, sei es scharf, sei es zum Leben, sei es zum Tode. — Da grüßte er entlassend nach seiner holdseligen Art, und mir war sehr feierlich zu Sinne, wie ich hinausritt. In unsern Grenzen aber, und vollends, seit ich Dich angetroffen habe, ist mir wieder so leicht, wie immer, zu Muthe. Ihr seid doch hier fertig? Es ist hoch an der Zeit." — „Das wissen wir wohl," sagte Leutwalt. „Komm Du nur heute zum alten Rathsherrn Scharf. Da giebt es ein fröhliches Mittagbrot, Du wirst das Nähere erfahren und sehr lustig sein." — Damit umfaßten sich die beiden Jünglinge in großer Freudigkeit, führten das Roß sich nach und gingen nach der Stadt hinein, aus vollem Herzen und aus voller Kehle Kriegslieder durch die bunte Gegend hinsingend.

Bei dem ehrsamen Rathsherrn Adam Scharf gab es eine Versammlung von braven reichsstädtischen Männern aller Art: solche, die mit weißen, vorgebeugten Häuptern nach ihrer letzten Ehrenthat auszublicken schienen, und gleich hinterdrein nach einer schönen Grab-

stätte; andere wieder, die im Mittagsschein des Lebens hoch und besonnen einhergingen; sehr viel andere auch mit anfliegendem Bart und anfliegenden Hoffnungen, mit Rosen auf den Wangen und Rosen im Herzen. Da waren denn die beiden Jünglinge, Adelhart und Leutwalt, sehr willkommen, und wenn man diesen wegen seiner hübschen Lieder allgemein gern sah, fanden doch auch die Gäste allzumal nicht mindre Lust an dem ritterlich geübten Zögling ihres tapfern Feindes, des deutschen Achilles. Man setzte sich mit einander zum Mahle, die Becher gingen fleißig umher, und es ward kein anderes Wort gesprochen, als von den freudigen Gefahren des nahen Krieges. Adelhard kam viel zum Mitsprechen, und sie hörten alle gern auf ihn, weil er so Vieles von dem glorwürdigen Gegner zu sagen wußte, weil nun der große Achilles dem Adelhard fast immer selbst wie ein prächtiges, geweihtes Fürstenschwert erschien, kam seine Rede auch immer auf des Achilles goldeingelegtes Schwert zurück, so daß er nicht nur in seinem, sondern auch in aller Anwesenden Herzen eine rechte Sehnsucht nach dieser hochberühmten, ritterlichen Waffe entzündete. Sie zu gewinnen, oder drunter zu fallen, — das gelobten sich still im Herzen viel der jungen Reichsstädter, und nur das mäßigende Ansehen der alten Herren verhinderte, daß es damit zu keinem lauten, Freiwillige und Un-

freiwillige verknüpfenden Gelübde kam. — Endlich fragte der alte Adam Scharf Leutwalten nach dem Bannerliede, und als dieser entgegnete, es sei fertig, baten Ihn alle sehr, es zu singen, worauf er folgendermaßen anhub:

Von Jungfrau'nhand gewoben,
Von Jünglingshand geschwenkt,
Für's heilige Recht erhoben,
Durch Greisen-Rath gelenkt,
Das ist der Stadt Nürnberg Panier,
Blank, stark und gut an jeder Zier,
Und drunter fechten und sterben wir.

Die drei letzten Reime wurden von den Tischgesellen nachgesungen, und nun entstand eine solche Ungeduld nach dem Banner, daß sie es Alle durchaus erst sehen wollten, und dann in des heiligen Zeichens Gegenwart die andern Verse des Liedes singen. — „Ich denke, die Jungfrauen werden mit der Weberei und Stickerei fertig sein," sagte Adam Scharf, und lud seine Gäste ein, ihm zu folgen, wobei er Adelharden erläuternd sagte, seine Tochter und andere ehrbare Mägdlein hätten ein neues Stadtbanner zu diesem Zuge gefertigt, und wären eben im Frauengemache daran, es zu enden.

Es ließ sich anmuthig ansehen, wenn man in das räumliche, saubere Zimmer hineintrat, wo um das große, weiße Gewebe die zarten Mägdlein emsig beschäftigt herum saßen, theils noch an den goldenen

Fransen, theils an der Stickerei der Borde arbeitend, denn in dem Banner selbst war schon Alles fertig, und der ernste Reichsadler sah mit seinen zwei goldigen Heiligenscheinen um die zwei Häupter, mit Schwert und Reichsapfel in den Klauen, glänzend schwarz und riesengroß von der seidenen Fläche herauf. Die ganze Arbeit regierend und zugleich mit den eignen zarten Händen fleißig fördernd, saß obenan Elisabeth Scharf, des Rathsherrn einziges Kind, eine von den Gestalten, welche der Pinsel unserer lieben alten Maler so gern malte, und um die uns die Welschen aller Zungen so sehr beneiden würden, wenn sie deren Herrlichkeit zu fühlen verständen.

So wie die Männer, den alten Adam Scharf an der Spitze, herein kamen, standen die Jungfrauen von ihrer Arbeit auf, zogen sich ein paar Schritte zurück, und ließen denen, die das Banner mit ihrem Blute vertheidigen und wohl selbst noch purpurfarb malen sollten, Raum zu dessen Betrachtung.

Ernsthaft standen die Männer umher, schweigend in dem Gefühl der künftigen Dinge und bei sich selbst erwägend, ob wohl der Achilles, welcher sie jetzt bedrohe, mit ihrer holden Vaterstadt ein Spiel treiben könne, wie der alte mit Troja. Dergleichen wenigstens nicht mehr zu erleben, war Jeder in sich gewiß, und dabei schlossen sich nach und nach die Hände der alten

und jungen Männer, wie eine Kette, vom elektrischen Funken durchblitzt, in einander, rings um das heilige Gewebe her. Die Jungfrauen standen hinter ihnen, die feinen, weißen Händlein all' in einer und derselben Geberde sittig gefaltet, so daß fast immer zwischen zwei erglühenden, mit Augen blitzenden Männergesichtern ein stilles, leisbetendes Mädchenantlitz mit langen gesenkten Wimpern zum Vorschein kam. Hinter Adelhard und Leutwalt, die hier am wenigsten von einander zu lassen gedachten, stand Elisabeth Scharf, und die beiden jungen Degen schauten bisweilen rückwärts vom begeisternden Gewebe nach der begeisternden Schönheit.

Da winkte der alte Rathsherr nach dem Sänger herüber, sprechend: „das Lied nun fürder, lieber Freund!" „Bei Gott, es ist die rechte Zeit dazu." Und Leutwalt erhub seine Stimme und sang:

Ein Adler ward erzogen
Im keuschen Blumenrund,
Nun wird statt Blüthenwogen
Die Sturmeswell' ihm kund.
Das ist der Stadt Nürnberg Panier,
Blank, stark und gut an jeder Zier,
Und drunter fechten und sterben wir.

Und Alle sangen wieder die letzten drei Reime mit funkelnden Augen nach. Dann sang Leutwalt also weiter:

Der Adler, Ihr Genossen,
Schaut nun bald Mancherlei:
Manch' Bürgers Blut vergossen,
Doch All' uns brav und frei.
Das ist der Stadt Nürnberg Panier,
Blank, stark und gut an jeder Zier,
Und drunter fechten und sterben wir.

Und die Männer sangen wieder die letzten Liedesreime nach, dann fielen sie einander in die Arme, küßten und drückten sich mit glühenden, überfließenden Augen und gingen schweigend nach ihren Häusern.

Die Frühe des andern Tages sah Männer und Frauen aller Stände im Dome zur Bannerweihe vereinigt. Die Herzen erhoben sich zu Gott dem Herrn, und das edle Gewebe ging aus den segnenden Händen des Priesters als ein Heiligthum hervor. Da wurden neun Jünglinge aus den würdigsten Geschlechtern der Stadt und alle selbst von anerkanntem Werth beschieden, vor den Altar zu treten, auf daß der Priester das Loos ziehe, welchem von ihnen man das Ehrenzeichen des Heeres anvertrauen solle. Adelhard und Leutwalt waren in der Zahl. Hoch schlugen die jungen ehr- und tugendlustigen Herzen von dem Wunsche nach der Führung des heiligen, von rühmlicher Gefahr umdrohten Adlers. Am stillsten dabei sah der Sänger Leutwalt aus, und war es wohl auch, denn die liebe Sangeskunst pflegt, wo sie Eins recht treibt, Demuth

und gottergebne Milde in den Gemüthern ihrer Zöglinge als beste Blumen hervorzulocken. Am ungeduldigsten und begehrendsten dagegen schwoll Adelhard's Sinn, und freilich hatte er in des deutschen Achilles Schule andere Dinge erlernt, als sein Freund zu den Füßen der Dichter. Zudem glühte er noch vom gewaltigsten Feuer der Liebe gegen die schöne Meisterin, welche das Banner gewebt hatte, Elisabeth Scharf, und meinte, nur an der ersten Stelle könne man die erste Schönheit der Stadt recht gewinnen und verdienen. Aber die Loose rollten, und das Banner senkte sich aus der Priesterhand in die Rechte des erröthenden Sängers. Da wäre Adelhard fast unwillig geworden, und mußte sich doch der eignen bittern Regung schämen, als er sah, wie still und lieb und fromm sein Freund unter den Flügen des wehenden Adlers einherging, so daß man wohl bisweilen versucht ward, an das Lamm mit der Gottesfahne zu denken, wie es auf heilig mystischen Gemälden und alten deutschen Münzen zu sehen ist.

Der Ernst des Festes löſ'te sich gegen Abend in einen feierlich heitern Geschlechtertanz im Rathhaussaale auf. Da kamen die Jungfrauen der Stadt alle in ihrem zierlichsten und reichsten Schmucke, die Junggesellen desgleichen, und hielten mit einander, bei herrlicher Musik von vielfachen Instrumenten, anmuthige

Umgänge durch den Saal, zu Anfang die ehrbaren Alten und die Matronen voran; nachdem sich aber diese als Zuschauer im Saale ringsum niedergelassen hatten, ward auch der Jugend wohl ein Reihentanz oder dergleichen lebhaftere Fröhlichkeit erlaubt. So lange man nun paarweise in der großen Halle umherzog, war Leutwalt der Tänzer der schönen Elisabeth Scharf gewesen; eine Ehre, die ihm heute als dem an heiliger Stätte erkorenen Bannerträger auf alle Weise zukam. Adelhard lehnte traurig und verlassen in einem Winkel. Kaum aber, daß die lebhafteren Tänze begannen, da neigte sich Leutwalt bescheiden gegen seine schöne Gefährtin und sagte: „es wäre unrecht, Euern zierlichen Flug durch meine Schwerfälligkeit zu lähmen. Darf ich Euch wohl einem edlen Freunde zuführen, der den Tanz besser versteht? Ich will mich hinbegeben, wo ich hingehöre, zu den Spielleuten. Da darf ich hoffen, zu verschönen, was ich hier nur verderben würde.“ — Und weil sie eben vor Adelhard standen, legte er mit eben so gutmüthigem als zierlichen Wesen die Hand der Schönen in die Hand des Freundes, und machte sich zu den Spielleuten empor, wo er auf's lieblichste bald mit dem, bald mit jenem Instrumente in den Tanz hinein modulirte und anmuthig von dem Gerüste herunter lächelte, vorzüglich wenn Adelhard und Elisabeth an ihm vorüberschwebten.

Der Freund und die Schöne indessen geriethen in ein leises, lebhaftes Gespräch, oder vielmehr Adelhard sprach, und Elisabeth hörte nur zu, aber mit so lieblich niedergeschlagenen Augen und zart erglühenden Wangen, ja bisweilen mit einem so holden Lächeln des feinen Mundes, daß Adelhard gern des Banners über weit süßere Hoffnungen vergaß. So war der Abend hingegangen, und ein Blick Elisabeth's bei'm Abschiede schlang einen ganzen Kranz von blühenden Minnerosen um des Jünglings Herz.

Die Schöne aber hatte eine gar verständige und liebevolle Mutter, und daher mußte sich in einem so treuen Auge wohl klar abspiegeln, was in dem reinen Gemüthe der Jungfrau vorging. Als nun Alles im Hause des Rathsherrn zu Bette lag, stand die Matrone wieder auf, warf Mantel und Kappe um sich und schritt leise nach dem Kämmerlein, wo ihr blühendes Töchterchen schlief; daß es aber noch nicht schlafen würde, wußte sie wohl. Sie nickte dem zarten Kinde freundlich zu, setzte die Lampe aus der Hand und sich auf das Fußende des Bettchens. Da hob denn ein leises, fromm vertrauliches Gespräch an, und wie die holde Elisabeth, fast mehr mit Erröthen als mit Worten, aber dennoch ehrlich und unumwunden bekannte, der junge Adelhard gelte ihr nicht gleich, so sagte ihr die Mutter auch unumwunden, sie sei schon eine verlobte

Braut, nach des Vaters Willen und Wort, und zwar an ihren ersten Tänzer von gestern Abend, an den edlen Sänger Leutwalt, den allgeliebten und allgeehrten Freund ihres Hauses. — „Des Vaters Wort ist heilig, wie meine Ehre;" sagte Elisabeth, und ob sie zwar eben so bleich ward, als sie vorhin roth gewesen war, lächelte doch eine recht himmlische Heiterkeit aus ihren großen blauen Augen hervor. Sie küßte der Mutter dankbar die streichelnde Hand, und als die gute Frau wieder aus der Kammer getreten war, flossen ein Paar heiße Thränen über des Mägdleins Wangen, aber ein still inbrünstiges Gebet half auch hier. Die reine Brust schlug wieder ruhig, flugs und beinahe fröhlich schlief das fromme Kindlein ein, und Engel trieben in Träumen ihr seliges Spiel.

Da war dem kühnen Adelhard diese Nacht ganz anders vergangen. Er schlief gar nicht, oder wenn es ihn bisweilen umhauchte, wie Schlaf und Traum, so erhob sich doch immer aus den räthselhaften Wellen Elisabeth's himmlische Gestalt, und in die Höhe fuhr er, sie zu umfassen, und träumte in solchem Erwachen und Entschlummern den hohen Morgen herauf.

Die Trompeten schmetterten durch die Gassen, die Hoboen bliesen abschiednehmende, gehaltene Töne dazu, das Heer sammelte sich zur Musterung auf dem Plan vor den Mauern, und weil es Tages drauf ausziehen

sollte, gab die Stadt noch heute einen großen Abschiedsschmaus, wobei die edelsten Jungfrauen der Geschlechter für die jungen Krieger die letzten Labetränke einschenken und kredenzen sollten. So froh als diesmal hatte Adelhard noch nie die Schaaren ordnen helfen, noch nie so froh die Waffen geschwenkt, wie denn überhaupt Waffenlust und Kriegsmusik nur der von Herzen verstehen und lieben kann, der eine liebende Geliebte oder doch die Erinnerung eines solchen Heils im Sinne trägt.

Wie schlug nun dem stolzen Jünglinge das Herz, als man bei den Tafeln saß und Elisabeth Scharf mit sichtlicher Absicht gegen ihn zuerst herangeschritten kam, ihm seinen Becher zu füllen. Ihm war der deutsche Achilles in diesem Augenblicke nicht gewaltig genug und dessen goldenes Ritterschwert nur allzu klein, um solch' ein Heil an Beiden zu verdienen. Aber da neigte sich Elisabeth mit sehr ernster Miene zu ihm herab, sprechend: „Ihr empfangt diesen Trunk von einer verlobten Braut, lieber Herr." — Und in ihren Zügen erkannte er alsbald die unermeßliche Veränderung seit gestern Abend her, und die Art, mit der sie sich von ihm wandte und fürder an ihm vorüber schritt, lähmte ihm den Muth, ihr auch nur noch mit einem Worte nahe zu kommen, und löschte die Freude, in der er seither gelebt hatte, in bittern, verhaltenen Schmerzen aus.

Als nun alle Lust und Herrlichkeit des Festes trübe und gehaltlos an Adelhard verklungen war, und sich Jedermann nach seiner Heerdesstelle verfügte, wollte der arme Jüngling dennoch ein besseres Glück versuchen. Er ging zu dem ehrsamen Adam Scharf und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Mein würdiger Herr, Ihr habt, so viel ich weiß, Eure schöne Tochter an einen jungen Mann verlobt.“

„Ja, das hab' ich,“ entgegnete Adam Scharf. „Aber wer hat darnach zu fragen?“

„Wer sie gern für sich haben möchte,“ sagte Adelhard. „Ich denke, es muß doch Bedingungen geben, sein Lieb dem Zauberdrachen abzukämpfen.“

„Dem Zauberdrachen, ja,“ sagte Adam Scharf. „Aber dem Vater, der sein Kind einmal einem braven Manne verheißen hat, mag es auch der deutsche Achilles nicht abfechten. Da bleibt es beim Alten.“

„Und wenn man nun des deutschen Achilles Ritterschwert selbst heimbrächte?“

„Das müßte die Stadt belohnen und würde es auch gewiß. Aber des Vaters Kind bliebe des Verlobten Eigenthum. Und somit, junger Herr, gute Nacht. Wollet mir keinen schlechten Begriff muthwillig von Euch beibringen durch langes Geschwätz um Dinge, die nicht zu ändern sind. Für jetzo sag'

ich Euch mit großer Achtung und Freundschaft auf den morgenden Ausmarsch: Fahrt wohl!"

Und damit öffnete der alte Mann sehr freundlich die Thür vor seinem Gast, und Adelhard ging halb unwillig, halb gehorsam und sehr verzweiflungsvoll hinaus.

Gar anders ritt er am andern Morgen mit der reisigen Schaar in's Feld, als er gestern früh gemeint hatte, zu thun. Freilich wußte er sich auch jetzt noch nichts Besseres, als Kampf und Schlacht, theils weil es einmal sein Leben war, und der wunde Fisch so gut in's Wasser will, als der gesunde, theils aber auch, weil ihn der Tod zum erstenmale in seinem jungen Leben als etwas Wünschenswerthes und Anmuthiges anlächelte.

Sobald man nun weit genug von der Stadt war, um den Jubel der Glückwünschenden und Geleitgebenden weit hinter sich verhallen zu hören, ritt Adelhard an seinen Freund Leutwalt heran, und wollte unter dem Wehen des Banners, welches Elisabeth gewoben, ihm sein Leid um Elisabeth klagen und seine Todeslust. Aber er konnte vor des jungen Sängers still glänzenden, seligen Augen gar nicht zu den rechten trüben Worten kommen für sein Weh, und endlich sagte Leutwalt gar in kindlicher Einfalt zu ihm: „Es reitet wohl nicht leicht ein fröhlicheres Menschenkind

in dieser Schaar, als ich, lieber Adelhard; denn die dies Banner gewoben hat, ist meine Braut. Der Vater hat sie mir verheißen und ich traue mir Kriegsmuth und Sangesgabe genug zu, um die Huld meiner begeisternden Elisabeth zu gewinnen. Fecht' ich nicht und sing' ich nicht für ein herrliches Ziel? Wenn wir aus dem Kriege kommen, soll sie's erfahren, und da hab' ich, so Gott will, etwas gethan, das mir Muth giebt, ihr zu sagen, wie unendlich lieb ich sie im Herzen trage." — Nun erst empfand Adelhard sein ganzes Elend, denn er durfte nicht einmal mehr wünschen. Er sagte auch bloß: „so ist denn Elisabeth Deine Braut, und meine Braut soll Markgraf Albrecht's Ritterklinge sein." — Und fürder ritt er dem Feind in starrem Schweigen entgegen.

Der Krieg aber nahm keine so schnelle, furchtbar entscheidende Gestalt an, wie sie Adelhard gewünscht hatte. Des großen Achilles Ritterschwert leuchtete nicht grade gegenüber zu Sieg oder Tod, sondern fern aufblitzend beschrieb es fast magische Kreise, mehr drohend als treffend, so daß man durch lange Zeit nicht darüber einig werden konnte, was der furchtbare Kriegsfürst eigentlich in seinem ehrnen Sinne trage. Gefochten ward in dieser Zeit nur wenig und allzu unbedeutend für das Gemüth eines Ehre suchenden Bräutigams, oder eines unbeglückten, Kriegstod hoffenden Liebhabers.

Da geschah es nach langem Hin- und Herziehen plötzlich, daß Botschaft kam aus der Stadt Nürnberg, wie es wohl der Achilles unmittelbar auf ihre Thore selbst münze, indem er mit starken und schnellen Tagfahrten heranziehe, und wie die Schaaren heim eilen müßten, den väterlichen Heerd in Schutz und Schirm zu nehmen. Ohne Rast, ohne Ruhe zog man Augenblicks zur Rettung der theuern Mutterstadt fort, und ob man es auch unbegreiflich fand, daß der Markgraf so viel Vorsprung gewonnen haben sollte, war das Ziel dennoch Jeglichem allzu werth, um nicht mit Anstrengung aller Kraft die Bahn zu durchmessen, willens, weit lieber ein Großes zu viel, als ein Kleines zu wenig zu thun.

Eines Abends, im tiefen Dunkel schon, rückte man in die Mauern der freien Reichsstadt ein. Ermüdung von Roß und Mann rief Alles in augenblickliche und tiefe Ruhe, und weil die braven Kriegsleute Kraft und Muth zur Vertheidigung der Heimath fühlten, wiegte sie auch im Schooße der durch sie beschirmten Mutterstadt das volle Gefühl der Sicherheit anmuthig in den Schlaf.

Aber noch kaum dämmerte der Morgen im Osten, da kamen schon Reiter von den Vorposten gesprengt, ganze Trupps flüchtig ihnen nach. — „Der Feind!" schrie Alles! „der Feind!" Und Hörner bliesen von

den Thürmen und Trompeten in den Gassen, und die Blutfahnen streckten von den Warten und Zinnen ihre rothen Häupter in das unsichere Frühroth hinein. Der Achilles war unfern der Stadt, und wer bis jetzt auch minder an Troja und Zerstörung gedacht hatte, fühlte doch nun in der schauerlichen Morgenstunde, aufgeschreckt vom Schlaf durch bedräuende Schreckensworte, dergleichen Gedanken durch seine verstörten Sinne wirren. Auch wirrte und wogte in der Stadt Alles auf und ab, Weiber weinten, Kinder schrieen, Anführer riefen, Fußknechte und Reisige fluchten, und keine Schaar konnte sich ordnen, und Niemand kam zu den Thoren hinaus. Leutwalt hielt indeß mit der Stadt Banner, heiter und klar wie immer, auf dem Markte, unweit vom Hause Adam Scharf's, und ließ den Reichsadler freudig durch die Morgenkühle über seinem Haupte hinflattern. Da sprengte Adam Scharf aus seinem Thorwege auf ihn an. — „Hinaus mit der Fahne, Schwiegersohn!“ rief er. „Der Feind ist noch nicht so nahe, als die Leute meinen, und draußen die Ebene muß gehalten werden, sonst drücken sie uns allzu nah' an die Mauern heran. Ist erst das Banner hinaus, so schaff' ich Dir die Andern leichtlich nach. Hinaus mit Leutwalt, wer jung ist und Herz hat! Hier muß man einmal über die gewohnte Weise fort!“ — Und Leutwalt ließ seinen flinken Gaul donnernd

über das Pflaster hinsprengen. Freudig rief er: „Hier Banner! Hier Nürnberg!“ — Die jungen Männer, die zunächst hielten, jagten ihm nach, unter ihnen Adelhard, und so ging es im freigegebenen Fluge hinaus zu den Thoren, über die Brücken fort, durch Saaten und Wiesen bis auf die bezeichnete Ebene hin, wo man hielt, und den fern herantrabenden Feind mit lustiger Kampfgier in's Auge faßte.

Die jungen Degen mochten doch wohl etwas zu rasch geritten sein, denn es waren ihrer nur sechszehn, Adelhard mit eingerechnet, die dem Fluge des Bannerträgers hatten folgen können. Und ihnen gegenüber, freilich noch weit und erst im Ordnen begriffen, aber doch zahlreich und in jedem Augenblicke mehr zum Kampfe fertig, regten sich die Geschwader der Ritter und Reisigen, mit den langen Speeren nach Waldesart aus den vielfachen Staubwolken hervordrohend; die aber aus der Stadt zur Hülfe kommen sollten, trabten noch fast am Thore, kaum erkennbar durch die Felder heran. Leutwalt sagte zu den Gefährten, die mit unsichern Blicken den Raum vor sich und hinter sich maßen: „Bis unsere Freunde herankommen, halten wir hier wohl aus. Sind wir zu rasch geritten, so können auch welche von uns dafür bluten; wendet sich aber der Stadt Banner zur Flucht, so stiehlt es Allen, die uns nachkommen, den Muth, und schlägt

ihnen die Kampfeslust mit einem einzigen Schlage zu Tode.“ — Das sahen auch Alle ein und blieben gefaßt halten, während Adelhard eine Höhe rechts hinansprengte, um zu sehen, ob man sie nicht von dort aus abschneide.

Er hielt oben und ward nichts von bedrohenden Schaaren gewahr, wohl aber einen einzelnen Reiter, der langsam von dieser Seite auf einem hohen, prächtigen Pferde vorritt, er selbst hoch und prächtig in der vollständigen, goldleuchtenden Ritterrüstung, die gewaltig wehenden Helmbüsche auf seinem Haupt. Und wie er nach Adlerweise den schlanken Nacken mit stolzen Geberden bald da, bald dorthin wandte, um die Lage des Schlachtfeldes in sein Adlerauge zu fassen, und langsam wieder vorritt, ganz allein, ganz unbesorgt um sich, nur bedacht auf die Stellung der Schaaren, da gab er so vieles von einem Hohenzollernschen Fürsten kund, daß Adelhard nicht länger zweifeln konnte, er habe den deutschen Achilles vor sich, seinen großen furchtbaren Meister. — „Nun du Morgen schön willkommen, zum rühmlichsten Tode, oder zum unerhörtesten Siege!“ sprach der glühende Jüngling in sich hinein, band sein Barett fester, griff die Klinge mit krampfhafter Stärke, und obgleich die Jugend in ihm klagte um den nahen Fall und scheute vor dem vollgeharnischten, heldengroßen Ritter, jubelte doch Ehre

und Liebeszorn mächtig empor. Er drückte den linken Schenkel an sein Roß und sprengte besonnen in guter Reiterstellung auf den Hohenzollern los.

Aber der spornte plötzlich, wie in gewaltiger Begeisterung, seinen schneeweißen Hengst mit beiden gepanzerten Schenkeln an, und blitzschnell schoß er vorwärts, nicht auf den wagenden Jüngling zu, wie dieser erst im freudigen Schrecken meinte, sondern, ohne ihn zu beachten, grade auf das wehende Banner los, in die Fünfzehn, die noch drumher hielten, hinein. Adelhard starrte einen Augenblick, wie man stutzt, wenn man Einen mit unerhörter Kühnheit einen plötzlichen Sprung über Gräben hin oder von Klippen hinab thun sieht. Da saß der Hohenzoller schon mitten im Haufen, viele Klingen schwirrten und rasselten ihm über Harnisch und Helm, aber sein hohes Ritterschwert flog wie ein Blitz durchhin. Dort fiel ein Reisiger, dort hing ein Anderer betäubt auf dem Sattel, dort taumelte ein umgerittenes Roß zur Seite, dort sprengte ein blutendes scheu und durchgehend mit seinem Reiter nach der Stadt zurück. Die Markgräflichen schrieen von weitem nach ihrem Herrn und begannen, dem einsamen Helden nachzueilen, Adelhard flog dem Banner zu. Eben kam er zur Schaar, da ritt der Achilles mit seinem gewaltigen Hengste Leutwalt's Gaul zu Boden; wer nicht blutete oder lag von den Fünfzehn,

starrte, wie verzaubert. Aber Leutwalt hielt die Stange des Paniers mit gewaltiger Verzweiflung fest, Adelhard sprengte von der linken Seite hinzu, hieb auf des Markgrafen linken Arm, der die Stange gefaßt hatte, und schrie in wilder Begeisterung: „nun Tod, oder Dein Schwert, Du Achilles!“ Indem schmetterte des Fürsten Klinge schon über Adelhard's Kopf, aber die reichen Federn des Barettes hemmten den Schlag, nur zurück flog es am Bande, und Adelhard blieb unverletzt. Da schrie eben der niedergerittene Leutwalt: „Herr Jesus, er reißt mir das Banner weg! Helfe, wer helfen kann!“ — „Elisabeth's Banner!“ schrie Adelhard, und faßte, achtlos jeder andern Gefahr, die Stange fest. — „Donner, Ihr Jungens,“ donnerte des Markgrafen Schlachtruf, „laßt los! Da habt Ihr Eu'r Trankgeld!“ — Und zweimal blitzte die zornige Klinge nach, und beide Jünglinge röchelten blutig am Boden, und die Siegerfaust schwang den zweiköpfigen Adler hoch wehend über den Helm. Die Markgräflichen waren heran und jagten ihrem Achilles jubelnd auf die anrückenden Nürnberger nach.

Lange schon war das Getümmel vorübergetos't, da erhoben die beiden Jünglinge ihre wunden Häupter — „Hast Du das Banner?“ fragte Einer den Andern zu gleicher Zeit, und dann sanken sie wieder ohnmächtig in die bethauten Wiesenblumen zurück. —

Nach einer Weile richtete sich Leutwalt abermals auf, sprechend: „Bist Du schon eingeschlafen, Adelhard? Ich meine zum längsten Schlaf?" — „Nein," sagte Adelhard, „aber es wird wohl nicht weit mehr davon sein. Die Kopfwunde schmerzt mich sehr." — „Mich nicht, entgegnete Leutwalt. Aber matt bin ich, wie nach einer Nacht voll Tanz, anmuthig matt. — Was meinst Du? Wir sterben doch einen schönen Tod. Mich will bedünken, das sei hier fast eben die Stelle, wo wir zusammentrafen, als Du heimkamest vom Achilles. Nun schickt uns der Achilles Beide heim." — „Wenn wir nur das Banner nicht verloren hätten!" seufzte Adelhard; „Elisabeth's Banner!" — „Wir hielten's ja, so lange wir konnten", sprach Leutwalt. Der liebe Gott wird Jedem von uns im Paradiese ein besseres geben, gewebt aus Morgenroth und Mitternachtsblau und Sonnengluth und Mondesflimmer, gestickt mit vielen, vielen Sternenblumen, — ei, schöne Blumen." —

Da ward der Jüngling still. Adelhard richtete sich in die Höh' und sah an dem zuckenden Lächeln des Mundes, daß eben jetzt die freundliche Kinderseele aus dem reinen Leibe zog. Im Schmerz über den erblichenen Freund, über das verlorene Banner und vom Fieber der Wunde durchtobt, sank Adelhard bewußtlos und starr auf sein blutiges Lager hin.

Das Treffen war indessen zu Ende gegangen. Markgraf Albrecht, sehend, daß die Stadt für eine plötzliche Erstürmung allzu starke und muthige Besatzung habe, begnügte sich, seine Widersacher bis gegen die Thore zurückzuwerfen, und zog dann mit dem eroberten Banner und der Glorie eines siegreichen Tages wieder zu andern Thaten fort. Da kamen Bürger und Bauern hervor, nach den Todten und Verwundeten zu sehen, und trugen auch die beiden Freunde, den einen erblichen, den andern fast erbleichend, in die Stadt zurück.

So oft nun Adelhard aus dem betäubenden Fieberwahnsinn seiner Kopfwunde einigermaßen erwachte, war es ihm immer zu Muthe, als liege er in dem geräumigen Zimmer, wo er Elisabeth und das Banner zuerst gesehen, ja oftmals, als sitze Elisabeth zu Häupten seines Lagers, lockere ihm mit den schönen Händen die Kissen auf, oder reiche ihm Arzenei, oder verbinde ihm das schmerzende Haupt. Er lächelte dann immer sehr freundlich, Gott dankend, daß er ihm so anmuthige Gesichte in seiner Krankheitsbethörung zusende. — „Was bin ich besser als andre Wunde," sagte er dann auch wohl laut vor sich hin, „daß Jene Teufel an ihrem Bette sehen, und mir Engel erscheinen?"

Aber mehr und mehr trat die Betäubung abwärts, heller und heller trat die große Stube des Rathsherrn

vor Adelhard's Augen hin, und endlich ganz wahrhaft und zweifelfrei die himmlisch erröthende Gestalt der ersehnten Jungfrau.

Wie selig der geheilte Jüngling sich fühlte, doch trat die Kriegsehre zuerst in ihre Rechte. Er fragte die Geliebte nach dem Banner. Höher erröthete die ehrsame Bürgerin, und ein leises: „verloren!“ drängte sich unwillig zwischen den zarten, schmerzhaft zuckenden Lippen hervor.

„Nach Leutwalt darf ich nicht fragen!“ seufzte Adelhard, und der Kranke und seine Pflegerin weinten Thränen der über das Grab hinausreichenden Freundschaft. In seinem weichen Schmerze faßte der Jüngling die Hand der Jungfrau, verbarg sein glühendes Antlitz darin, und erst, als seine Thränen milder flossen, fühlte er mit Befremden, daß Elisabeth ihm die Hand ohne alles Widerstreben ließ. Erstaunt blickte er in die Höhe, in das unendlich geliebte Engelsantlitz hinein; ihm war, als dürfe er Alles hoffen, und doch wagte er keine Worte. Aber die Frage schwebte so bittend in seinen Augen und auf seinen Lippen, daß Elisabeth endlich mit gesenkten Wimpern, halb abgewendet, sprach: „könnte denn eine Jungfrau einen Jüngling so pflegen, Adelhard, wenn es nicht seine Braut wäre? Mein Vater hat dies Gelübde um Eure Heilung gethan.“

Da war es aufgegangen in des Genesenden Herzen, wie ein erfüllter Traum aus der Kinderzeit. Nun hielt er erst die wunderschöne linke Hand recht inbrünstig mit Küssen umschlossen, und mit der zarten Rechten streichelte ihm Elisabeth halb scheu, halb zärtlich die Wangen, die ein röthelnder Anhauch der Gesundheit überflog. Da klang es wie Sporenklirren und Mannestritt auf der Treppe draußen. Die Thüre ging auf und Albrecht Achilles trat herein, an der Hand des alten Adam Scharf. — „O Gott, so hab' ich doch wieder geträumt!" seufzte Adelhard, und wollte sein Haupt in die Kissen verbergen. — „Warum denn geträumt?" fragte der Markgraf; ich habe Frieden gemacht mit Deiner Vaterstadt, junger Bursch', und bin zu Deiner Verlobungsfeier hier. Zu Deiner Hochzeitsfeier komm' ich wieder, wenn Du erst vollkommen heil bist von der Wunde meines Schwertes." — Indem auch klirrte das goldeingelegte Ritterschwert an des Helden Hüfte, und Elisabeth bebte scheu davor zurück, Adelhard aber richtete sich vor dem einst wohlbekannten Tone freudig in die Höh'. Da sagte Albrecht Achilles: „Gebt mir Eure Hände, junges, schönes Paar. Ich will Euch die Verlobungsringe anstecken." — Elisabeth aber trat noch einen Schritt weiter zurück und sagte ganz leise in das Ohr ihrer ehrwürdigen Mutter, die unterdeß auch herbei gekommen war:

„Soll ich von der Hand verlobt werden, die unserer freien Reichsstadt das Banner nahm?“ — Achilles hatte ihre Worte dennoch vernommen und entgegnete: „Daß ich es nahm, schönes Mägdlein, war braven Kriegsmannes Werk; daß ich es wiedergebe, ist freiherziges Fürsten Werk. Weil Euer Bräutigam es so wacker verfocht, send' ich es Morgen in Euern Dom zurück.“ — Adam Scharf küßte seinen Schwiegersohn inbrünstig, und ließ einige heiße Männerthränen auf dessen Wunde fallen, Elisabeth aber gab, demüthig und dankbar verneigend, dem Markgrafen ihre schöne Hand, und während dieser die Ringe der Verlobung wechselte, sagte er:

„Junger Degen, ich weiß wohl, daß Du es auf mein Schwert abgesehen hattest, und ein Andrer mit. Diesmal hat das Schwert Beiden freundlich vergolten, die es zu fassen dachten. Dem Einen half es in den Himmel, dem Andern zur Braut. Aber nimm Dich künftighin mit dergleichen in Acht. Die Gaben der Fürstenschwerter sind feierlich und lasten schwer.“

Peter Schlemihl.

(Aus Schlemihl's wundersamer Geschichte.)

Von

Adalbert von Chamisso.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote an's Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächste geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unter's Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben und genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe: — „Vor dem Norderthor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen."

Gut. — Es war noch früh an der Zeit, ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir, und setzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte.

Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen und das Thor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern — „also hier," dacht' ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür sprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehen, der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Gesellschaft sich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. „So, so! von meinem Bruder, ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort," fuhr er gegen die Gesellschaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem

Briefe auf einen Hügel, „dort laß ich das neue Gebäude aufführen.“ Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichthum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million,“ warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!“ „O wie wahr!“ rief ich aus mit vollem überströmenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen, er lächelte mich an und sagte: Bleiben Sie hier, lieber Freund; nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke,“ er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten sich um andere Schönen, es fand sich, was sich paßte, und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne Jemand beschwerlich zu fallen, denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Räthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne

Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen; sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniß brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hagerer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mitging, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen grautaffetnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank; die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ozean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Fluth und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!“ rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen, und es dem Herrn John ein-

gehändigt. Dieser, es sogleich an das Auge bringend, benachrichtigte die Gesellschaft: es sei das Schiff, das gestern ausgelaufen und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurückhielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand, und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber sah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber Niemand aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich selbst.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: „Essen Sie nur; das haben sie auf der See nicht gehabt.“ Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand Anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen am Abhange des Hügels, der ausgespannten Landschaft gegenüber, gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. Es wäre göttlich, meinte Wer aus der Gesellschaft, wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte, und mit bescheidener, ja demüthiger Geberde einen reichen, golddurchwirkten, türkischen Tep-

pich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nehmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalten ihn am begehrten Ort. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritt in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er sei, nur wußt' ich nicht, an Wen ich mich richten sollte, denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien, als die Andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. — „Dieser? der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?“ „Ja, der allein steht.“ „Den kenn' ich nicht,“ gab er mir zur Antwort; um, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandte er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an, und ward den Damen beschwerlich; die schöne Fanny rich-

tete nachlässig an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch Niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz Alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, herauskommen sah. Die jungen Herren halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und Keiner fand noch etwas Außerordentliches darin.

Mir war schon lange unheimlich, ja graulich zu Muthe; wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch' ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug, herausziehen sah; man denke sich, um Gotteswillen! drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe und alle dazu gehörige Stangen und Eisen herausgekommen waren — ja wenn ich nicht betheuerte, es selbst mit eignen Augen angesehen zu haben, würde es gewiß Niemand glauben. —

So verlegen und demüthig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die

Andern schenkten, so ward mir doch seine bloße Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darin spielte, mir ein Leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück bei'm Herrn John wieder versuchen, und wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen, und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durch's Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. — Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab, und verneigte sich so tief, als noch Niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an, und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat.

Er selbst schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —“ „Aber um Gotteswillen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun, der“ — — — wir stutzten Beide und wurden, wie mir däucht, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage, — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumuthung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen.“

Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen

Antrage machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des seinigen besser paßte, erwiederte ich also:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Euerm eignen Schatten genug? das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte.“ Er fiel sogleich wieder ein: „Ich hab' in meiner Tasche Manches, was dem Herrn nicht ganz unwerth scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering.“

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt' ich nur meinen Schatten — — —“ Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniß, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen, und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die ächte Springwurzel,

die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl Nichts für Sie sein: besser, Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restaurirt; auch ein Glücksseckel, wie der seine gewesen.“ „Fortunati Glücksseckel,“ fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigst der Herr diesen Seckel zu besichtigen und zu erproben.“ Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn

leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, rund um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich Nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke Mütterchen,“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über

die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu recensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wann sie in die Sonne gingen." Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Geld hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshaus hielt, ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, em=

pfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten, ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die wie eine flackernde Feuersbrunst sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde und darauf übermannte mich der Schlaf.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch, ich hatte seit dem vorigen Morgen Nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich

verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte. — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit sauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet stand, zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Mann die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den nähern Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physionomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete, und mir mein düsteres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu; ich richtete mich ein, und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur Etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu sein; es schien aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Orte aufhalten durfte, wo man mich schon ohne Schatten gesehen, und wo ich leicht verrathen werden konnte; auch dacht' ich vielleicht nur allein noch daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt, und es war mir eine drückende Erinnerung; demnach wollt' ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuversichtlicher auftreten zu können — doch fand sich, was mich eine Zeitlang an meiner Eitelkeit festhielt: das ist im Menschen, wo der Anker am zuverlässigsten Grund faßt.

Eben die schöne Fanny, der ich am dritten Ort wieder begegnete, schenkte mir, ohne sich zu erinnern, mich jemals gesehen zu haben, einige Aufmerksamkeit, denn jetzt hatt' ich Witz und Verstand. — Wenn ich redete, hörte man zu, und ich wußte selbst nicht, wie ich zu der Kunst gekommen war, das Gespräch so leicht zu führen und zu beherrschen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einsah, machte aus mir, was sie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr seither mit tausend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, sie über mich eitel zu machen, und konnte mir, selbst mit dem besten Willen nicht, den Rausch aus dem Kopf in's Herz zwingen.

Aber wozu die ganz gemeine Geschichte lang und breit wiederholen? — Hat man sie mir doch oft

genug von andern Ehrenleuten erzählt. — Zu dem alten wohlbekannten Spiele, worin ich gutmüthig eine abgedroschene Rolle übernommen, kam freilich eine ganz eigens gedichtete Katastrophe hinzu, mir und ihr und Allen unerwartet.

Da ich an einem schönen Abend nach meiner Gewohnheit eine Gesellschaft in einem erleuchteten Garten versammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gästen, und bemühte mich, ihr Redensarten vorzudrechseln. Sie sah sittig vor sich nieder, und erwiederte leise den Druck meiner Hand; da trat unversehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor — und sie sah nur ihren Schatten vor sich hinfallen. Sie fuhr zusammen und blickte bestürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend; und was in ihr vorging, malte sich so sonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht selbst eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ sie aus meinem Arm in eine Ohnmacht sinken, schoß wie ein Pfeil durch die entsetzten Gäste, erreichte die Thüre, warf mich in den ersten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorsichtigen Bendel gelassen hatte. Er erschrak, als er mich sah,

ein Wort entdeckte ihm Alles. Es wurden auf der Stelle Postpferde geholt. Ich nahm nur einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, Namens Rascal, der sich mir durch seine Gewandtheit nothwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derselben Nacht noch dreißig Meilen zurück. Bendel blieb hinter mir, mein Haus aufzulösen, Gold zu spenden und mir das Nöthigste nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in seine Arme und schwur ihm, nicht etwa keine Thorheit mehr zu begehen, sondern nur künftig vorsichtiger zu sein. Wir setzten unsere Reise ununterbrochen fort, über die Grenze und das Gebirge, und erst am andern Abhang durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nahe gelegenen Badeorte von den überstandenen Mühseligkeiten auszurasten.

Ich hatte Bendel mit einigen Goldsäcken vorausgeschickt um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfnissen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgestreut, und sich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbestimmt ausgedrückt, denn ich wollte nicht genannt sein; das brachte die guten Leute auf sonderbare Gedanken. Sobald mein

Haus zu meinem Empfange bereit war, kam Bendel wieder zu mir und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reise.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem sonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine festlich geschmückte Menge versperrt. Der Wagen hielt. Musik, Glockengeläute, Kanonenschüsse wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erschien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der Einen wie die Sterne der Nacht vor der Sonne verschwanden. Sie trat aus der Mitte der Schwestern hervor; die hohe zarte Bildung kniete verschämt erröthend vor mir nieder und hielt mir auf seidenem Kissen einen aus Lorbeer, Oelzweigen und Rosen geflochtenen Kranz entgegen, indem sie von Majestät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte sprach, die ich nicht verstand, aber deren zauberischer Silberklang mein Ohr und Herz berauschten, — es war mir, als wäre schon einmal die himmlische Erscheinung an mir vorüber gewallt. Der Chor fiel ein und sang das Lob eines guten Königs und das Glück seines Volkes.

Und dieser Auftritt, man denke, mitten in der Sonne, — sie kniete noch immer zwei Schritte vor mir, und ich, ohne Schatten, konnte die Kluft nicht überspringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Knie

fallen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben. Ich mußte meine Scham, meine Angst, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel besann sich endlich für mich, er sprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus; ich rief ihn noch zurück und reichte ihm aus meinem Kästchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die schöne Fanny hatte zieren sollen. Er trat vor und sprach im Namen seines Herrn, welcher solche Ehrenbezeugungen nicht annehmen könne und wolle; es müsse hier ein Irrthum vorwalten, jedoch seien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indeß den dargehaltenen Kranz von seinem Ort, und legte den brillantenen Reif an dessen Stelle; dann reichte er ehrerbietig der schönen Jungfrau die Hand zum Aufstehen, entfernte mit einem Wink Geistlichkeit, Magistratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelassen. Er hieß den Haufen sich theilen und den Pferden Raum geben, schwang sich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in gestrecktem Galopp unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg, dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden immer frischweg abgefeuert. — Der Wagen hielt vor meinem Hause; ich sprang behend' in die Thüre, die Menge theilend, die die Begierde, mich zu sehen,

herbeigerufen hatte. Der Pöbel schrie Vivat unter meinem Fenster, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen; am Abend ward die Stadt freiwillig erleuchtet.

Und ich wußte immer noch nicht, was das Alles bedeuten sollte, und für wen ich angesehen wurde. Ich schickte Rascal auf Kundschaft aus. Er ließ sich dann erzählen, weßmaßen man bereits sichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reise unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden wäre, und wie er sich und mich verrathen habe; wie groß endlich die Freude gewesen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte selbst zu besitzen. Nun sah man freilich ein, da ich offenbar das strengste Incognito beobachten wollen, wie sehr man Unrecht gehabt, den Schleier so zudringlich zu lüften. Ich hätte aber so huldreich, so gnadenvoll gezürnt, — ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müssen.

Meinem Schlingel kam die Sache so spaßhaft vor, daß er mit strafenden Reden sein Möglichstes that, die guten Leute einstweilen in ihrem Glauben zu bestärken. Er stattete mir einen sehr komischen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert sah, gab er mir selbst seine verübte Bosheit zum Besten. — Muß ich's bekennen? es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein.

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hause beschatteten, ein Fest bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnißreichen Kraft meines Seckels, Bendel's Bemühungen und der behenden Erfindsamkeit Rascal's gelang es selbst die Zeit zu besiegen. Es ist wirklich erstaunlich, wie reich und schön sich Alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Ueberfluß, die da sich erzeugten; auch die sinnreiche Erleuchtung war so weise vertheilt, daß ich mich ganz sicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern; ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäste erschienen und wurden mir vorgestellt. Es ward die Majestät nicht mehr berührt; aber ich hieß in tiefer Ehrfurcht und Demuth: Herr Graf. Was sollt' ich thun? Ich ließ mir den Grafen gefallen, und blieb von Stund' an der Graf Peter. Mitten im festlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der Einen. Spät erschien sie; sie, die die Krone war und trug. Sie folgte sittsam ihren Eltern, und schien nicht zu wissen, daß sie die Schönste sei. Es wurden mir der Herr Forstmeister, seine Frau und seine Tochter vorgestellt. Ich wußte den Alten viel Angenehmes und Verbindliches zu sagen; vor der Tochter stand ich wie ein ausgescholtener Knabe da, und vermochte kein Wort hervor zu lallen.

Ich bat sie endlich stammelnd, dies Fest zu würdigen, das Amt, deren Zeichen sie schmückte, darin zu verwalten. Sie bat verschämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verschämter vor ihr, als sie selbst, bracht' ich ihr als erster Unterthan meine Huldigung in steifer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gästen ein Gebot, dem nachzuleben sich Jeder freudig beeiferte. Majestät, Unschuld und Grazie beherrschten, mit der Schönheit im Bund, ein frohes Fest. Die glücklichen Eltern Mina's glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht, ich selbst war in einem unbeschreiblichen Rausch. Ich ließ Alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals, um beschwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgestein in zwei verdeckte Schüsseln legen, und bei Tische, unter dem Namen der Königin, ihren Gespielinnen und allen Damen herumreichen; Gold ward indessen ununterbrochen über die gezogenen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel eröffnete mir am andern Morgen im Vertrauen, der Verdacht, den er längst gegen Rascal's Redlichkeit gehegt, sei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe gestern ganze Säcke Goldes unterschlagen. „Lasset uns," erwiederte ich, „dem armen Schelmen die kleine Beute gönnen, ich spende gern Allen, warum nicht auch ihm? Gestern hat er mir, haben mir alle

neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, sie haben mir froh ein frohes Fest begehen helfen.“ —

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erste meiner Dienerschaft, Bendel war aber mein Freund und Vertrauter. Dieser war gewohnt worden, meinen Reichthum als unerschöpflich zu denken, und er spähte nicht nach dessen Quellen. Er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten ersinnen, ihn darzuthun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blassen Schleicher, wußte er nur so viel: Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöst werden, der auf mir lastete, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhte. Uebrigens sei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den versprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachsuchung eingestellt.

Die Pracht meines Festes und mein Benehmen dabei erhielten Anfangs die starkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab sich freilich sehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reise des Königs von Preußen ein bloßes ungegründetes Gerücht gewesen. Ein König war ich nun einmal, und mußte schlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichsten und königlichsten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht,

welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigsten in unsern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen gesehen, riethen mit gleichem Glück bald auf diesen, bald auf jenen — Graf Peter blieb immer, der er war.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die sich in meinem Vorzimmer in heftigem Wortwechsel erhoben. Ich horchte auf. — Bendel verbot meine Thüre; Rascal schwur hoch und theuer, keine Befehle von seines Gleichen anzunehmen, und bestand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß solche Worte, falls sie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vortheilhaften Dienst bringen würden. Rascal drohte, Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte. —

Ich hatte mich halb angezogen, ich riß zornig die Thür' auf und fuhr auf Rascal zu — „Was willst Du Schurke — — — —," er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: „Sie unterthänigst bitten, Herr Graf, mir doch einmal Ihren Schatten sehen zu lassen, — die Sonne scheint eben so schön auf dem Hofe. —"

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte

lange, bis ich die Sprache wieder fand. — „Wie kann ein Knecht gegen seinen Herrn — — ?“ Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen; ich fordere meine Entlassung.“ Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber Rascal, lieber Rascal, wer hat Dich auf die unglückliche Idee gebracht, wie kannst Du denken — — — — ?“ Er fuhr im selben Tone fort: „Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten, oder geben mir meine Entlassung.“

Bendel, bleich und zitternd, aber besonnener als ich, machte mir ein Zeichen; ich nahm zu dem Alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht, — auch das hatte seine Macht verloren, — er warf's mir vor die Füße; „von einem Schattenlosen nehme ich nichts an.“ Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopfe, ein Liedchen pfeifend, langsam aus dem Zimmer. Ich stand mit Bendel da wie versteint, gedanken- und regungslos nachsehend.

Schwer aufseufzend und den Tod im Herzen, schickt' ich mich endlich an, mein Wort zu lösen und, wie ein Verbrecher vor seinen Richtern, in dem Förstergarten zu erscheinen. Ich stieg in der dunkeln Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo sie mich auch

diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir sorgenfrei und freudig entgegen. Mina saß da, bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt, und gleich in bitteres Wasser zerfließen wird. Der Forstmeister, ein geschriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab, und schien Vieles in sich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röthe und Blässe wechselnd, sich auf seinem sonst unbeweglichen Gesichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu sprechen. Der Gang, auf den er mich, ihm zu folgen, einlud, führte nach einem freien, besonnten Theile des Gartens — ich ließ mich stumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das selbst die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forstmeister stürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab, er stand mit einem Mal vor mir still, blickte in's Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?" Ich schwieg — „ein Mann von vorzüglichem Charakter und besonderen Gaben." Er erwartete eine Antwort. — „Und wenn ich selbst der Mann wäre?" „dem," fügte er heftig hinzu, „sein Schatten abhanden gekommen ist!" „O meine Ahnung,

meine Ahnung!“ rief Mina aus, „ja, ich weiß es längst, er hat keinen Schatten!“ und sie warf sich in die Arme der Mutter, welche erschreckt, sie krampfhaft an sich schließend, ihr Vorwürfe machte, daß sie zum Unheil solch ein Geheimniß in sich verschlossen. Sie aber war, wie Arethusa, in einen Thränenquell gewandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß, und bei meinem Nahen stürmisch aufbrauste.

„Und Sie haben,“ hub der Forstmeister grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit diese und mich zu betrügen keinen Anstand genommen; und Sie gaben vor, sie zu lieben, die Sie so weit heruntergebracht haben, sehen Sie, wie sie da weint und ringt. O schrecklich! schrecklich!“ —

Ich hatte dergestalt alle Besinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten, nichts als ein Schatten; man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe werth, solchen Lärm davon zu erheben. Aber ich fühlte so sehr den Ungrund von dem, was ich sprach, daß ich von selbst aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. — „Gestehen Sie mir's, mein Herr, gestehen Sie mir's, wie sind Sie um ihren Schatten gekommen?“ Ich mußte wieder lügen: „Es

trat mir dereinst ein ungeschlachter Mann so flämisch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, denn Gold vermag viel; ich habe ihn schon gestern wieder bekommen sollen.“ —

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!“ erwiederte der Forstmeister, „Sie werben um meine Tochter, das thun auch Andere; ich habe als ein Vater für sie zu sorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Frist, binnen welcher Sie sich nach einem Schatten umthun mögen; erscheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, so sollen Sie mir willkommen sein; am vierten Tage aber — das sag' ich Ihnen, — ist meine Tochter die Frau eines Andern.“ — Ich wollte noch versuchen, ein Wort an Mina zu richten, aber sie schloß sich, heftiger schluchzend, fester an ihre Mutter, und diese winkte mir stillschweigend, mich zu entfernen. Ich schwankte hinweg, und mir war's, als schlöße sich hinter mir die Welt zu.

Der liebevollen Aufsicht Bendel's entsprungen, durchschweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angstschweiß trof von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang sich meiner Brust, in mir tobte Wahnsinn. —

Ich weiß nicht, wie lange es so gedauert haben mochte, als ich mich auf einer sonnigen Haide beim

Aermel anhalten fühlte. — Ich stand still und sah mich um — — es war der Mann im grauen Rock, der sich nach mir außer Athem gelaufen zu haben schien. Er nahm sogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es steht aber Alles noch gut, Sie nehmen Rath an, tauschen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote steht, und kehren sogleich wieder um. Sie sollen in dem Förstergarten willkommen sein, und Alles ist nur ein Scherz gewesen; den Rascal, der Sie verrathen hat und um Ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich, der Kerl ist reif.“

Ich stand noch wie im Schlafe da. — „Auf den heutigen Tag angemeldet —?“ ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte Recht, ich hatte mich stets um einen Tag verrechnet. Ich suchte mit der rechten Hand nach dem Seckel auf meiner Brust, — er errieth meine Meinung, und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der ist in zu guten Händen, den behalten Sie.“ — Ich sah ihn mit stieren Augen verwundernd fragend an, er fuhr fort: „Ich erbitte mir blos eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie sind nur so gut und unterschreiben mir den Zettel da.“ — Auf dem Pergament standen die Worte:

„Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich dem Inhaber dieses meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe.“

Ich sah mit stummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechselnd an. — Er hatte unterdessen mit einer neu geschnittenen Feder einen Tropfen Bluts aufgefangen, der mir aus einem frischen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt sie mir hin. —

„Wer sind Sie denn?“ frug ich ihn endlich: „was thut's,“ gab er mir zur Antwort, „und sieht man es mir nicht an? ein armer Teufel, gleichsam so eine Art von Gelehrten und Physikus, der von seinen Freunden für vortreffliche Künste schlechten Dank erntet, und für sich selbst auf Erden keinen andern Spaß hat, als sein Bischen experimentiren; aber unterschreiben Sie doch. Rechts, da unten. Peter Schlemihl.“ —

Ich schüttelte mit dem Kopf, und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterschreibe ich nicht.“ „Nicht!“ wiederholte er verwundert, „und warum nicht?“ —

„Es scheint mir doch gewissermassen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu setzen. — —“ „So, so!“ wiederholte er, „bedenklich,“ und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus. „Und, wenn ich fragen darf, was ist denn das für ein Ding, Ihre Seele? haben Sie es je gesehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einst todt sind. Seien

Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieses X, dieser galvanischen Kraft oder polarisirenden Wirksamkeit, und was alles das närrische Ding sein soll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit Ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünsche gelangen können. Wollen Sie lieber selbst das arme junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal zustoßen und ausliefern? — — Nein, das müssen Sie doch mit eigenen Augen ansehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier," (er zog Etwas aus der Tasche,) „und wir wallfahrten ungesehen nach dem Förstergarten." —

Ich muß gestehen, daß ich mich überaus schämte, von diesem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieser persönliche Widerwille mehr als Grundsätze oder Vorurtheile abhielt, meinen Schatten, so nothwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterschrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in seiner Gesellschaft zu unternehmen. Diesen häßlichen Schleicher, diesen hohnlächelnden Kobold zwischen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerrissene Herzen, spöttisch hintreten zu sehen, empörte mein innigstes Gefühl. Ich nahm,

was geschehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und mich zu dem Manne kehrend, sagte ich ihm: „Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Seckel verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!“ — Er schüttelte mit dem Kopfe und zog ein sehr finsteres Gesicht. Ich fuhr fort: — „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, sei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterschreibe also nichts. Daraus läßt sich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich belustigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich also für entschuldigt, und da es einmal nicht anders ist, laßt uns scheiden!“ —

„Es ist mir leid, Monsieur Schlemihl, daß Sie eigensinnig das Geschäft von der Hand weisen, das ich Ihnen freundschaftlich anbot. Indessen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiedersehen! A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte, und daß sie bei mir gut aufgehoben sind.“ —

Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Haide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu sei-

nen Füßen aus, so daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daher ging, denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen.

Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah und ihn zu solchem schnöden Dienst herabgewürdigt fand, eben als ich um seinetwillen in so namenloser Noth war, da brach mir das Herz und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte stolzirte mit dem mir abgejagten Raub und erneuerte unverschämt seinen Antrag:

„Noch ist er für Sie zu haben, ein Federzug und sie retten damit die arme unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme — wie gesagt, nur ein Federzug.“ Meine Thränen brachen mit erneuter Kraft hervor, aber ich wandte mich weg und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in diesem Augenblick ein. Als mich die treue fromme Seele weinend fand, und meinen Schatten, denn er war nicht zu verkennen, in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten sah, beschloß er gleich, sei es auch mit Gewalt, mich in den Besitz meines Eigenthums wieder herzustellen, und da er selbst mit dem zarten Dinge nicht umzugehen ver-

stand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen gebot er ihm stracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu lassen. Dieser, statt aller Antwort, kehrte dem unschuldigen Burschen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und, ihm auf den Fersen folgend, ließ er ihn schonungslos unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft seines nervigten Armes fühlen. Jener, als sei er solcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog stillschweigend ruhigen Schrittes seinen Weg über die Haide weiter, mir meinen Schatten zugleich mit meinem treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er sich endlich in der Entfernung verlor. Einsam war ich wie vorher mit meinem Unglück.

Als ich in später Nacht nach Hause zurückkehrte, fand ich Bendel in Thränen, weil ihm der graue Mann entwischt war. „Ich reite diese Nacht noch fort," sprach ich; „sattle mir mein Pferd. Ich reite allein; du bleibst, ich will's." Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche diesem letzten Befehle seines Herrn, worüber er in der Seele erschrak, gehorchen; ich war seinen Bitten, seinen Vorstellungen taub, blind seinen Thränen; er führte mir das Pferd vor. Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Brust, schwang

mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde, denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.

Es gesellte sich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geschritten war, da wir doch denselben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen, ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte mir mit leichtem Anstand für den leichten Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen, und ließ sich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbstgespräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte. Er entfaltete seine Ansichten von dem Leben und der Welt, und kam sehr bald auf die Metaphysik, an die die Forderung erging das Wort aufzufinden, das aller Räthsel Lösung sei. Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich empor trug, und wie durch eine innere Nothwendigkeit bestand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte suchen wollen, und so ward es mir zu

einem bloßen Kunstwerk, dessen zierliche Geschlossenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerksamkeit von meinen Leiden auf sich selbst abgelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verstand in Anspruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte schon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erschrak, als ich mit einmal aufblickte und im Osten die Pracht der Farben sich entfalten sah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen sie war in dieser Stunde, wo die Schlagschatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu ersehen! und ich war nicht allein; ich warf einen Blick auf meinen Begleiter und erschrak wieder. — Es war kein Anderer als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Bestürzung und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu lassen: „Laßt uns doch, wie es einmal in der Welt Sitte ist, unsern wechselseitigen Vortheil uns auf eine Weile verbinden; zu scheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, ist doch die einzige, die Sie vernünftiger Weise einschlagen können; hinab in das

Thal dürfen Sie nicht, und über das Gebirge werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen sind — diese ist auch gerade meine Straße. — Ich sehe Sie schon vor der aufgehenden Sonne erblassen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unserer Gesellschaft leihen, und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben so Ihren Bendel nicht mehr bei sich; ich will Ihnen gute Dienste leisten. Sie lieben mich nicht, das ist mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn malt. Gestern haben Sie mich geärgert, das ist wahr, heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen schon den Weg bis hieher verkürzt, das müssen Sie selbst gestehen — nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an."

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menschen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald seine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und lustig neben mir hertrabte. Mir war sehr seltsam zu Muthe. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens seitwärts vom Pferde herab auf diesen sonst meinen

Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde, erborgt hatte.

Dieser ging unbekümmert neben her und pfiff eben ein Liedchen. Er zu Fuß, ich zu Pferde, ein Schwindel ergriff mich, die Versuchung war zu groß; ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und so in voller Karriere einen Seitenweg eingeschlagen, aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und seinen gesetzmäßigen Eigenthümer auf der Landstraße erwartete. Ich mußte beschämt umlenken; der Mann im grauen Rocke, als er ungestört sein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, setzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erst an mir festhangen und bei mir bleiben wollen, wann ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigenthum besitzen würde. „Ich halte Sie," fuhr er fort, „am Schatten fest, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das ist nicht anders; Sie sind nur darin zu tadeln, daß Sie es nicht früher eingesehen haben." —

Ich setzte meine Reise auf derselben Straße fort; es fanden sich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und selbst ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten, Schatten besaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichthum gebietet; aber ich

hatte den Tod im Herzen. Mein wundersamer Begleiter, der sich selbst für den unwürdigen Diener des reichsten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienstfertigkeit, über die Maßen gewandt und geschickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann; aber er wich nicht von meiner Seite, und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, stets die größte Zuversicht an den Tag legend, daß ich endlich, sei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abschließen würde. — Er war mir eben so lästig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten; allein ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurück geführt hatte. Ich mußte seine Beredsamkeit über mich ergehen lassen und fühlte schier, er habe Recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und sobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur ein Ausgang zu ersehen. Dieses aber stand bei mir fest, nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollt' ich meine Seele nicht, sei es um alle Schatten der Welt, dieser Creatur verschreiben. Ich wußte nicht, wie es enden sollte.

Wir saßen einst vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirge bereisen, zu besuchen pflegen.

Man hört dort das Gebrause unterirdischer Ströme aus ungemessener Tiefe heraufschallen, und kein Grund scheint den Stein, den man hineinwirft, in seinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters that, mit verschwenderischer Einbildungskraft und im schimmernden Reize der glänzendsten Farben, sorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, Kraft meines Seckels, ausführen würde, wenn ich erst meinen Schatten wieder in meiner Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, hielt ich mein Gesicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falschen zu, das Herz zwiefach getheilt zwischen der Verführung und dem strengen Willen in mir. Ich konnte bei solchem innerlichen Zwiespalt länger nicht ausdauern und begann den entscheidenden Kampf:

„Sie scheinen, mein Herr zu vergessen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewissen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine Freiheit vorbehalten habe.“ — „Wenn Sie befehlen, so pack' ich ein.“ Die Drohung war ihm geläufig. Ich schwieg; er setzte sich gleich daran, meinen Schatten wieder zusammenzurollen. Ich erblaßte, aber ich ließ es stumm geschehen. Es erfolgte ein langes Stillschweigen. Er nahm zuerst das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie

hassen mich, ich weiß es; doch warum hassen Sie mich? Ist es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen und mir mein Eigenthum mit Gewalt zu rauben gemeint, oder ist es darum, daß Sie mein Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebischer Weise zu entwenden gesucht haben? Ich meinerseits hasse Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vortheile, List und Gewalt geltend zu machen suchen; daß Sie übrigens die allerstrengsten Grundsätze haben und wie die Ehrlichkeit selbst denken, ist eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. Ich denke in der That nicht so streng als Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder hab' ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt, um Ihre wertheste Seele, zu der ich einmal Lust habe, an mich zu bringen! Hab' ich von wegen meines ausgetauschten Seckels einen Diener auf Sie los gelassen, hab' ich Ihnen damit durchzugehen versucht?" Ich hatte dagegen nichts zu erwiedern; er fuhr fort: „Schon recht, mein Herr, schon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müssen scheiden, das ist klar, und auch Sie fangen an, mir sehr langweilig vorzukommen. Um sich also meiner ferneren beschämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rathe ich es Ihnen noch einmal: Kaufen

Sie mir das Ding ab.“ — Ich hielt ihm den Seckel hin. „Um den Preis?“ — „Nein!“ — Ich seufzte schwer auf und nahm wieder das Wort: „Auch also. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns scheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug ist für uns Beide.“ Er lächelte und erwiederte: „Ich gehe, mein Herr, zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem unterthänigsten Knecht tragen sollten: Sie brauchen nur Ihren Seckel zu schütteln, daß die ewigen Goldstücke darinnen rasseln, der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein Jeder denkt auf seinen Vortheil in dieser Welt; Sie sehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin, denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. — O dieser Seckel! — Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten schon aufgefressen, der würde noch ein starkes Band zwischen uns sein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht, Sie wissen, daß ich mich meinen Freunden dienstfertig genug erweisen kann, und daß die Reichen besonders gut mit mir stehen; Sie haben es selbst gesehen, — nur Ihren Schatten, mein Herr — das lassen Sie Sich gesagt sein — nie wieder, als unter einer einzigen Bedingung.“

Gestalten der alten Zeit traten vor meine Seele.

Ich frug ihn schnell: „Hatten Sie eine Unterschrift vom Herrn John?“ — Er lächelte. — „Mit einem so guten Freunde hab' ich es keineswegs nöthig gehabt.“ — „Wo ist er? bei Gott, ich will es wissen!“ Er steckte zögernd die Hand in die Tasche, und daraus bei den Haaren hervorgezogen erschien Thomas John's bleiche entstellte Gestalt, und die blauen Leichenlippen bewegten sich zu schweren Worten: „Justo judicio Dei judicatus sum; justo judicio Dei condemnatus sum.“ Ich entsetzte mich, und schnell den klingenden Seckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beschwör' ich Dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! hebe Dich von dannen und lasse Dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Er erhob sich finster und verschwand sogleich hinter den Felsenmassen, die den wild bewachsenen Ort begränzten.

Die wilde Spanierin.

(Aus: Dichter und ihre Gesellen.)

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Fern von dem Weltgetümmel, mitten zwischen den Waldbergen, lag in stiller Abgeschiedenheit ein altes Schloß mit wunderlichen, kleinen Fenstern, halbverfallenen Söllern und Thürmchen, Alles ganz verwildert und grün überwachsen. Zwischen den Tannenwipfeln qualmten die weißen Schornsteine des freundlichen Dorfes lustig herauf; sie schienen das Schloß schon lange einzuräuchern, denn es sah ganz braun aus, und zahllose Sperlinge lärmten und nisteten in dem Helm des steinernen Wappenschildes über dem Thore. Aus den alten Wallgräben war früher ein Garten, und aus dem Garten mit der Zeit eine grüne

Wildniß von Stachelbeeren und Haselnußsträuchern geworden, in der jetzt einige Ziegen ruhig weideten.

Dort saßen an einem schwülen Nachmittage mehrere Jagdhunde unter einer Weinlaube und unter ihnen der Gutsherr, Baron Eberstein, mit dem jungen Prediger des Orts schwatzend, der zum Besuch heraufgekommen war, um dem Baron seine neuen Meerschaumköpfe anrauchen zu helfen. Sie freuten sich Beide des allmählig aufsteigenden Gewitters, denn die schillernden Thäler unten lechzten nach Regen, es rührte sich kein Lüftchen in der ganzen Gegend; nur die Bienen summten um die hohen Sonnenblumen vor dem Schlosse. Seitwärts aber sah man bald einen rothen Schuh, bald ein zierliches Füßchen aus dem Laube eines Kirschbaums schimmern, zwischen dem manchmal ein Paar schöne, dunkle Augen herausfunkelten. Es war Fräulein Gertrud, des Barons Tochter, die im Wipfel Kirschen naschte; eigentlich aber hatte sie's auf des Predigers neue, geschniegelte Weste abgesehen.

Der Prediger aber merkte Nichts davon, so vertieft war er in den Discurs. Ja, sagte er, diese Gewitterschwüle ist ein bedeutungsvolles Bild der Gegenwart, Alles liegt in banger Erwartung, daß man fast den leisen Schritt der Zeit hört, Gedankenblitze spielen auf dem dunkeln Grunde. — Ah bah! erwie-

derte der Baron, sich eine neue Pfeife stopfend. Gewitter ist Gewitter und dummes Zeug ist dummes Zeug! — Der Prediger, ein wenig piquirt, rückte sich vornehm zurecht und sprach von der unaufhaltsamen Intelligenz, von der Müdigkeit der Zeit und der unsichtbaren Gewalt unverjährbarer Wahrheit. Da wurde der Baron ganz hitzig. Was ist wahr? was ist wahr? rief er dicht heranrückend aus. Dem Prediger, erschrocken und verblüfft wie er war, wollte gerade in diesem kritischen Moment keine passende Antwort einfallen. — Na seht, fuhr der Baron fort, Ihr wißt's nicht und ich weiß es auch nicht, das weiß der liebe Gott allein. — Aber mein Jagdrevier hier das kenn' ich ganz genau, und wer mir in meine Wildbahn bricht, mündig oder unmündig, den schieß ich vor den Kopf wie einen tollen Hund, und damit Basta! Und wenn Jeder so thäte in seinem Revier, so hätten wir bald Ruhe vor der verjährten Intelligenz und der unsichtbaren Wahrheit und alle dem Plunder. Glaubt einem altgedienten Officier, Prediger, die Zeit will nur Prügel haben, weiter ist's Nichts!

Gäste kommen! Gäste kommen! rief hier auf einmal das Fräulein im Kirschbaume. Und in der That, kein Schiffer vom Mastkorbe blickt so scharf in die Ferne, als ein Landfräulein in der Meeresstille ihrer einförmigen Einsamkeit, denn kaum noch schimmert'

es flüchtig von dem Gipfel des gegenüber liegenden Berges herüber. Das Gewitter lag schwer über dem Berge und verdunkelte schon die ganze Gegend, nur der grüne Abhang nach dem Schlosse zu war von der Abendsonne noch hell beschienen. Da sah man auf einmal Federbüsche aus dem Grün nicken, einzelne Reiter flogen über den Plan, immer mehrere folgten, Jäger und Frauengestalten auf zierlichen Zeltern, wie wenn der Herbstwind farbige Blätter verstreut; der Eine der Reiter schien eine Guitarre im Arme zu haben; man hörte seine Stimme durch die stille Luft bis herüber schallen, Andere bliesen auf dem Waldhorne dazu und schossen ihre Flinten ab; so bewegte sich der bunte Zug in der wunderbaren Beleuchtung heiter und eilig den Abhang hinunter — das Fräulein konnte sich nicht satt sehn daran.

Wahrhaftig, Seine Durchlaucht mit Ihrer ganzen Literatur! rief der erstaunte Baron aus, indem er die Pfeife schnell weglegte. Jetzt biegen sie in den Hohlweg; es kommt Alles hierher. He, Johann! meinen Hut, meine Uniform! Was das lateinische Reiter sind! Wo bleibt der Schlingel! Das wollen Jäger sein, die Juanna, das Blitzmädel, ist noch der beste Schütz unter ihnen. — Sie soll immer mitten ins Herz treffen, versetzte der ästhetische Prediger. — Prediger! sagte der Baron, ihn bei der Hand festhaltend, ich bitt'

Euch um Gotteswillen, lauft mir jetzt nicht davon, ihr müßt gelehrt sprechen mit den Leuten, mir ist's immer wie Chaldäisch im Halse, unter ihnen. — Nun, nun, wir wollen schon machen, erwiederte der Prediger, zufrieden schmunzelnd.

Fräulein Trudchen aber war schon wie ein Reh über Wallgraben und Sträucher nach dem Schlosse gesprungen. Da gab's ein wahres Volksfest, die Thüren flogen krachend auf und zu, die Hunde bellten, die alten Sophas und Stühle wurden ausgeklopft, daß es rauchte, zuweilen hörte man das lustige Lachen des Fräuleins dazwischen. Zuletzt band sie nur noch schnell ihre neue Schürze um; sie wußt' es wohl, sie war hübsch genug, so wie sie war.

Nun aber begann auch schon draußen der Lärm. In hastiger Flucht brachen Gewitter und Gäste zusammen herein; der kleine Hof füllte sich plötzlich mit Glanz und Getümmel von eleganten Uniformen, Reitern und Rossen, der Regen fiel schon in einzelnen großen Tropfen; Tücher, Mäntel und Schleier flatterten im Sturme durcheinander, und bunte Jokey's flogen von den Pferden, um in der Verwirrung den Herrschaften herabzuhelfen, während die Mägde und Knechte des Barons, ihre Mützen in der Hand, ganz verwirrt in den Thüren standen. Der Fürst war der Erste, der sich aus dem Knäuel herauswickelte. Er befahl

seinen Leuten, mit Pferden und Hunden im Dorfe ein Unterkommen zu suchen, so gut es gehe; dann entschuldigte er verbindlich beim Baron den plötzlichen Ueberfall, das Unwetter habe sie überrascht; er bat um Schutz für die Nacht; wo könne er diesen besser finden, setzte er hinzu, als bei den alten Häusern des Landes. — Alt und wackelig in der That, sagte die Fürstin leise zu ihrem Nachbar, das Schloß bedenklich betrachtend. — Es sieht aus, erwiederte dieser, wie ein altes Rolandsbild, dem der Zahn der Zeit den Kopf abgebissen. — Nein, wie ein stehengebliebener Backenzahn der Zeit selbst, meinte ein langer Lord. — Der Baron aber, in dem beim Anblick von Damen jederzeit die Ritterlichkeit seines ehemaligen Officierlebens wieder erwachte, hatte mit scharfem Jägerblicke sogleich die Fürstin auf's Korn genommen. Er half ihr kunstgerecht aus dem Sattel, bot ihr mit altmodischer Galanterie den Arm und führte sie über den Hof, immerfort französisch mit ihr sprechend, obgleich sie ihm deutsch antwortete. Aber schon am Eingange gab es unverhofften Aufenthalt. Die fürstlichen Jagdhunde schnupperten überall vornehm umher, da gebrauchten die Hunde des Barons ihr Hausrecht und eh' man sich's versah, gerade in der Thür, entstand plötzlich ein Balgen und Würgen, daß die Haare davon flogen. Mit gewaltiger Stimme, mit

Stock und Stiefeln stiftete der Baron endlich wieder Frieden, und wandte sich dann entschuldigend zur Fürstin. Die Fürstin aber kam darüber in ein unaufhaltsames Lachen, das steckte die Andern mit an, und so zog Alles fröhlich ein. Dieser confuse Anfang hatte die ganze Feierlichkeit verstört, welche der Baron im Schilde führte. Er brachte die Gesellschaft in ein großes Zimmer, das nicht zum gewöhnlichen Gebrauche bestimmt schien, wie man an der verstaubten Pracht der damastenen Gardinen abnehmen konnte. Anstatt aber Platz zu nehmen, eilte die Fürstin nach einer leichten Verbeugung sogleich mit Kennermienen zu einer alten, sehr kunstreich mit Elfenbein ausgelegten Commode. In demselben Augenblicke fing eine vergoldete Stutzuhr auf dem Schranke mit heisern Absätzen zu spielen an. Mein Gott, noch aus cosa rara! rief die Fürstin überrascht aus. — Ich weiß wirklich nicht — erwiederte der Baron, der es für Spott hielt, und zog die Augenbraunen finster zusammen. Aber er irrte sich. Cosa rara war die erste Oper, welche die Fürstin noch als Kind gehört; jetzt überwältigte sie die Erinnerung, sie hütete sich aber, es zu sagen, damit Niemand die Jahre nachzählte. Unterdeß hatte der Fürst auch ein Clavier entdeckt, und mit der Unbarmherzigkeit der großen Welt wurde Fräulein Trudchen ohne Weiteres, wie

zur Schlachtbank, zum Spiel gedrängt. Der Prediger, der sich gern bemerklich machen wollte, brachte ein Pack Noten herbei, und stellte sich geschäftig hinter den Stuhl, um die Blätter umzuschlagen. Dem Fräulein ging es aber wie der Spieluhr; roth bis an die Ohrläppchen konnte sie keinen vernünftigen Ton hervorbringen. Da warf sie plötzlich das Stutznäschen stolz in die Höhe, schob die Noten zur Seite und sang herzhaft eines von den Volksliedern, wie sie damals noch auf den Bergen im Schwange waren. Da ging zur Verwunderung des erschrockenen Barons auf einmal eine freudige Bewegung durch die ganze Gesellschaft; man verglich sie einem Waldvöglein, sie mußte mehr und immer noch mehr solche Lieder singen. Dazu kam die Neuheit der ganzen Umgebung, das heimliche Gefühl der Sicherheit in der stillen Burg, während draußen schon der Sturm den Regen an die Fenster peitschte. Die Fürstin fand das alterthümliche Kamin, die tiefen Fensterbogen und Erker entzückend, während der Fürst in dem einen Fenster sich nicht satt sehen konnte an dem tiefen Waldgrunde unter dem Schlosse, den die Blitze von Zeit zu Zeit seltsam erleuchteten, so daß der Baron, der lange dort nicht hinausgesehen, endlich selbst neugierig mit hinunterblickte. So war Alles in der heitersten Stimmung, als nun noch in dem Kamin ein lustiges Feuer ange-

zündet wurde; der Prediger konnte mit seiner Gelehrsamkeit gar nicht aufkommen, und der Baron fand mit Erstaunen, daß es doch eigentlich gar nicht so übel leben sei unter diesen Leuten.

Es war noch zu früh zum Schlafengehen; die Fürstin schlug vor, Geschichten zu erzählen, Jeder, was ihm eben einfiele. Der Prediger räusperte sich; eine Novelle, die er neulich für ein Taschenbuch geschrieben, steckte ihm schon im Halse. Aber zu aller Verwunderung bat der lange Lord vorweg um das Wort; der Baron brachte alten Ungarwein, wovon er ein Glas der Fürstin zierlich auf einem silbernen Teller präsentirte; Alles setzte sich um das Kaminfeuer zurecht, und der Lord begann ohne Weiteres:

In dem Kriege Napoleons gegen Spanien diente ich in der englischen Armee, welche damals den Spaniern zu Hülfe zog. Ich war Husaren-Officier, da hatt' ich vielen Aerger mit der unvernünftig hohen Bärenmütze, die alle Augenblicke das Gleichgewicht verlor, während ich mich täglich ein Paar Mal in dem sarmatischen Gehänge und Gebommel von Säbeltasche, Dolman und Fangschnüren mit meinen langen Beinen verwickelte. Einmal waren wir versprengt und rasteten im Freien. Es regnete in einem fort, ich stand melancholisch mitten im Felde unter meinem Regenschirme, in jeder Hand, wie ich aus Vorsicht

immer zu thun pflegte, eine Pistole mit gespanntem Hahn. Auf einmal heißt's: die Franzosen! Wir waren unserer nur Wenige, der Feind in hellen Haufen. Meine Kameraden zerstoben im Nu nach allen Seiten. Ich aber fasse mein Pferd, fahre in der Eile mit dem Beine in den Pelzärmel des Dolmanns, mit einem Arme in die Säbeltasche, mit dem andern in die verfluchte Takelage von Schnüren und Trodbeln, so daß ich mich nicht rühren, vielweniger die Zügel erlangen konnte; mein Pferd erschrickt vor meiner Positur und rennt gerade auf den Feind los und so, mit ausgespreitzten Armen, den Säbel zwischen den Zähnen, während meine Pistolen losgehen, fliege ich wie eine wahnsinnige Fledermaus, mitten unter die Franzosen hinein, daß ein lustiges Hussah! durch ihr ganzes Geschwader erscholl. Ich war nun in ihre Gefangenschaft gerathen, sie hatten Mühe, mich aus meiner verwickelten Lage zu bringen und nannten mich den tollsten Kerl, den sie jemals gesehen. Da ich aber französisch sprach und Geld in der Börse hatte, so wurden wir bald gute Kameraden. Sie wollten mich nach Burgos führen in ihr Depot, das war aber nicht so leicht gemacht, denn bewaffnete Banden spanischer Bauern verrannten uns überall den Weg, und so zogen wir geraume Zeit mit einander im Lande umher.

Auf diesem Zuge lagerten wir einmal in einer

schönen Sommernacht an einem großen Schlosse, das schon seit langer Zeit nicht mehr bewohnt schien. Die alten, zackigen Thürme warfen im Mondenscheine lange Schatten über den wüsten Schloßgarten, wo wir lagen und unsere Pferde an die verwilderten Hecken angebunden hatten. Es war Alles still in der ganzen Gegend; von Zeit zu Zeit hörte man die Pferde schnauben und die Wachen anrufen aus der Ferne, im Walde schlugen die Nachtigallen, als gäb' es keinen Krieg in der Welt. — Der Rittmeister, der den Zug führte, ein heiterer Gascogner, lag rücklings auf seinen Mantel ausgestreckt, ich glaubte, er schliefe, er hatte aber, wie er mir nachher sagte, an seine ferne, schöne Heimath gedacht. Auch richtete er sich gleich darauf schnell und rüstig wieder auf. Hier ist nicht Zeit zum Träumen, meinte er, wir müssen auf unserer Hut sein heut' Nacht, denn das ist das Schloß der wilden Spanierin. Und als ich fragte, wer die sei, benutzte er gern die Gelegenheit, sich munter zu erhalten, und erzählte mir Alles ausführlich.

„In diesem Schlosse, sagte er, wohnte ehedem ein Graf aus uraltem Stamme, der nach und nach wohl sich zu beugen verlernt haben mochte. Wenigstens soll der Graf früher den Anforderungen des alten Hofes jederzeit trotzigen Stolz entgegen gesetzt haben bis zu wechselseitiger, bitterer Verstimmung; um so

mehr durfte man voraussetzen, daß er der neuen Ordnung der Dinge geneigt sei. Auch fanden ihn die Unsrigen, als sie das Land überzogen, einsam auf seinem Schlosse, höflich, aber finster, und wie es schien, ohne alle Theilnahme an dem, was hinter seinen Bergen vorging. Seine größte Freude war ein Töchterchen, sein einziges Kind, bei dessen Geburt die Mutter gestorben. Mit ihr pflegte er, wenn Alles schon schlief, die Zinne des Schlosses zu besteigen und zeigte ihr das Land, das ehemals ihre Ahnen beherrscht, so weit der Mond die Wälder beleuchtete, und erzählte ihr halbe Nächte hindurch von der alten, großen Zeit und der fürstlichen Freiheit, die sich dem Zwange der Städte nicht unterwerfe. Unter solchen Träumen wuchs das Fräulein auf, und da der Krieg Alles vereinzelte, so sah sie fast kein anderes Frauenzimmer, als ihre alte Amme, ein herenhaftes Weib, das von ihrem Vater, einem Zigeuner, und ihrer Mutter, einer gefangenen Araberin, manch' Zauberstückchen ererbt hatte, woran die Tradition dieser Stämme so reich ist."

„Aber unsern Leuten blieb die junge Gräfin nicht lange verborgen, und die sie sahen, konnten nicht genug erzählen, wie wunderbar schön sie war: schwarze Locken, bleich mit brennend rothem Munde, die Augen wie ein dunkler Abgrund. Täglich nun flimmerte

es von französischen Officieren auf dem Schlosse. Das gefiel ihr wohl, sie ritt und focht mit ihnen, und war der beste Schütz auf der Jagd, so oft aber Einer näher trat mit verliebten Blicken oder Worten, sah sie ihn verwundert an und wußte nicht, was er wollte; Allen gleich fern und fremd, wie ein Stern in kalter Winternacht. Das verlockte aber die lustigen Gesellen nur noch immer mehr auf's Glatteis, und ein hübscher, junger Unterlieutenant — St. Val war sein Name — der so eben erst aus der Militairschule von Paris angekommen war und davon hörte, verschwor sich mörderlich, sie müßte sein werden, oder er wollte des Teufels sein!"

„Unterdeß wurden die Plänkeleien in der Gegend immer ernster, die Officiere hatten vollauf zu thun und blieben aus, da konnte sich die Gräfin gar nicht wiederfinden in die alte Einsamkeit und das einförmige Rauschen der Wälder. — So stand sie auch eines Abends allein mit der Amme vor dem Schlosse. Der Krieg ging unten wie eine lustige Jagd durch die Berge, zuweilen sahen sie fern in der Abendsonne ein Geschwader von Reitern aufblitzen, einzelne Trompeten klangen herüber, dann verhallte und verdunkelte nach und nach Alles wieder, nur die Flammen brennender Dörfer blieben am Horizonte stehen. Die Gräfin sah lange stumm und unverwandt in das ferne

Feuer, dann brach sie still in Weinen aus und sagte für sich: wie ist das herrlich! ach, daß ich kein Mann geworden bin! ihnen gebürt Alles, sie regieren die Welt. Die kluge Amme erwiederte: desto besser, Kind, desto besser, denn die Frauen regieren wieder die Männer. — Wie so? — sagte die Gräfin und sah sie groß an, daß ihr die Thränen funkelnd in den schönen Augen stockten. — Nun, nun, antwortete die Alte, kein schlanker Tiger verwundet so tief, als wenn Ihr lacht und ihnen die weißen Zähnchen weis't oder Einen beim Küssen heimlich damit beißt; keine buntgefleckte Schlange ist so schön und stark, als Eure Arme, wenn Ihr Einen umschlingt. Die Gräfin hörte nur halb darauf und sagte wie in Gedanken: darum habe ich immer in den alten Büchern meines Vaters gelesen, wie Fürsten und Könige vor Mädchen knieten, und ihnen treu und gehorsam waren bis in den Tod. — Ach, liebe Amme, du weißt so viele Künste von deinem Vater, kannst du denn nicht machen, daß alle Männer, die mich sehen, in Liebe entbrennen und mir folgen müssen? — Hm, entgegnete die Amme zögernd, wenn nur — ich wüßte wohl —"

„Die Gräfin aber, deren Seele ganz erfüllt war von dem Gedanken, hatte sie schon am Arm gefaßt und drängte sie ungeduldig fort; die Nacht sei dunkel und schwül; Alles schlafe schon im Schlosse, es sei

eben die rechte Zeit. — So gingen sie weiter den stillen Garten entlang bis an's einsamste Ende. Unterwegs sagte die Amme: es ist nichts Geringes, dem Freier, den ich Euch zuerst zeigen werde, müßt Ihr den Ring vom Finger ziehen — aber laßt's Euch nicht anfechten, wenn er etwas bleich und irre sieht — den Ring drückt Ihr an's Herz bis es blutet, dann ist Euer Herz liebefest, und Eure Augen werden schön funkeln wie der Stein im Ringe, der arme Junge aber muß sterben. — Hier waren sie an ein altes, zerfallenes Gemäuer gekommen; die Amme holte ein weißes Stäbchen aus einem hohlen Baumstamme, da schwirrten plötzlich Fledermäuse hervor und schlugen mit den Flügeln in den Zweigen, eine Schlange fuhr zwischen das Gestein, unter dem sie eine dicke Kröte mit großen, röthlichen Augen ansah. Hoho, bist du auch da, Großmutter, lachte die Alte und schien lustig auf zigeunerisch mit den Thieren zu sprechen. Darauf tauchte sie Hände und Stab in einen Topf, daß sie hell leuchteten, und beschrieb unverständlich murmelnd einen feurigen Kreis, bei dessen grüngoldenem Glanze die Eidechsen neugierig im Grase hervorschlüpften. Die Gräfin stand mitten drin, es war ihr wie im Traume, als fingen die Blumen, Büsche und Wälder in der stillen Runde leise zu singen an; Johanniswürmchen zogen leuchtend um ihr Haupt, so sah sie mit tiefer,

tiefer Lust vom Berge über die mondbeschienene Gegend und in den weiten, gestirnten Himmel hinein. — Die Amme aber schien in großer Unruhe, die Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. Siehst du noch immer Nichts? fragte sie manchmal leise dazwischen. Aber nur ein Hund bellte aus dem fernen Dorfe, dann war Alles wieder still, die Gräfin hielt den Athem an vor Erwartung. Auf einmal fuhren Beide zusammen — ein fremder Mann, dicht im Mantel verhüllt, trat plötzlich in der Ferne zwischen den Bäumen hervor. Um Gotteswillen! rief die Amme und flüsterte noch etwas in der höchsten Angst. Aber die Gräfin, wie ein Falke in den Lüften hängend, stürzte mit unmenschlicher Lust schon auf ihre Beute. Der Fremde erschrack heftig, erholte sich aber, da er ein Weib vor sich erblickte. Sie sah ihn groß an, sie kannte ihn nicht. Auf ihre Frage: wo er hin wolle, erwiederte er zögernd und sichtbar verwirrt, er wolle der schönen, jungen Gräfin ein Ständchen bringen. Der Wind schlug ein wenig seinen Mantel auf, da fiel es ihr seltsam auf's Herz, daß es ein französischer Officier, war; sie sagte Nichts, aber ihre Blicke gingen scharf seitwärts in die Dunkelheit, denn es war ihr, als hörte sie etwas heimlich durch den Garten huschen und Pferde schnauben in der Ferne. — Kannst du mir die Fenster zeigen, wo sie schläft? sagte der Fremde

wieder, und da sie ihm gefiel, umschlang er sie mit einem Arme. Die Gräfin besann sich einen Augenblick. Warum nicht! sagte sie dann schnell, wenn Ihr mir Euren schönen Ring gebt zum Lohne; aber Euren Mantel müßt Ihr mir borgen, damit man mich nicht erkennt. Der verliebte Officier hing ihr selbst den Mantel um und meinte dabei, ihre aufgeringelten Locken sähen wie Schlangen aus bei Nacht. Sie aber hatte schon ganz andere Gedanken, und als er eben den Ring vom Finger zog, ergriff sie rasch ein Pistol, das er unter dem Rocke auf der Brust trug, und stieß ihn damit rücklings von der Rampe, auf der sie standen. — Sie ist im Garten, greift die kleine Hexe! rief jetzt eine Stimme tiefer unten. Da drückte sie schnell ihr Pistol ab, und: Herr Jesus! hörte man unten dieselbe Stimme verhallen. Dann, sich in den Mantel wickelnd, rief sie hinab: „mir nach, sonst seid ihr Alle verloren!“

„Aber es war Alles schon zu spät. Die Unsrigen, die unerwartet erfahren, daß der Graf es heimlich mit dem Feinde halte, hatten die dunkle Nacht benutzt, das Schloß ohne Geräusch beschlichen und den Grafen bereits gefangen in ihrer Mitte. Dieser nun, als er die Tochter an der Stimme erkannte, glaubte sich von seinem eigenen Kinde verrathen; in dieser Verblendung entriß er wüthend einem der Soldaten den Degen,

um sie selbst zu richten. Sein Leben war ihm Nichts gegen die Ehre und Freiheit; so ward ihm schnell die letzte zu Theil, indem die anderen Soldaten, da sie ihn nicht mehr aufhalten konnten, ihn von hinten mit vielen Stichen durchbohrten. — Unterdeß aber war, wie die Gräfin vorausgesehen, durch den Schuß Alles munter geworden. Gleichwie die Krähen, wenn man Nachts in die Wipfel schießt, sich mit wildem Geschrei in die Lüfte stürzen, so brachen bewaffnete Jäger, Bedienten und Bauern, die damals einen leisen Schlaf hatten, plötzlich aus allen Thüren, Hecken und Mauerritzen hervor. Die Unsrigen, als sie sich so umgeben sahen, folgten blindlings der Gräfin, die sie in dem Officiermantel für ihren Capitain hielten. Sie wollte ihrem Vater, den sie noch im Schlosse glaubte, Zeit lassen, sich zu retten, und führte, immerfort winkend, die verstörten Soldaten bis in den äußern Hof, wo sie dem wilden Haufen gerade in die Hände rannten. Da rangen sie still und grimmig in der Dunkelheit Mann gegen Mann, die Einen ums Leben, die Andern um den Leichnam ihres Herrn; die Gräfin hatte unterdeß eine Meute grausamer Hunde losgelassen, welche in der Verwirrung die Fliehenden zerrissen; es war eine schreckliche Nacht. — Der Officier aber, den die Gräfin durch den Pistolenschuß so still gemacht, war derselbe junge St. Val, der damals sie zu fangen

geschworen, und sich nun vermessen zu dem gefährlichen Commando gedrängt hatte. Er war aber nur verwundet und betäubt, und als er auf dem stillen Platze einmal die Augen aufschlug, sah er, wie im Traume, zum ersten Male das Gesicht der Gräfin zwischen den schwarzen, herabwallenden Locken beim Wiederschein einer Fackel über sich geneigt — er mußte die Augen wieder schließen, so furchtbar schön war der Anblick." —

Hier wurde der Lord plötzlich von der Fürstin unterbrochen, die schon während der ganzen Erzählung eine seltsame Unruhe gezeigt und öfters ängstlich nach der Thür gesehen hatte. Nein, das ist gar zu traurig vor dem Schlafengehen, rief sie mit einem bedeutenden Blick auf den Fürsten, und schien aufbrechen zu wollen. Dieser aber, ganz vertieft in die Geschichte, merkte nicht darauf; so blutigroth also war ihr Aufgang — sagte er in Gedanken und wollte durchaus noch das Ende wissen. Der Lord stutzte, da aber der Fürst von Neuem in ihn drang und die Andern mit Blicken und Kopfnicken beistimmten, erzählte er ruhig wieder weiter:

„Seit dieser Stunde — so fuhr mein Rittmeister fort — steht das Schloß wüst und verlassen, aber die wilde Gräfin geht wie ein wunderbarer Spuk durchs Gebirge. Oft nach nächtlichen Bivouaks, wenn die Sonne über der prächtigen Gegend aufgeht, erscheint

sie am Saume des Waldes zu Pferd im vollen Glanze der Schönheit; da schwingt sich manch fröhlicher Reiter auf, sie zu fangen, aber Keiner von Allen kehrte noch jemals wieder zurück. — Seltsam, es ist ja doch nur ein Weib. Seht, ich habe mein Liebchen in Frankreich, mir soll sie nur kommen, ich spüre eine rechte Lust, ihr einmal zu begegnen!" —

„Dem armen St. Val aber ging es am schlimmsten. Das Bild der Gräfin stand seit jener Nacht unaufhörlich vor seiner Seele, der lustige Bursch' wurde ganz schwermüthig, und eines Abends war er plötzlich verschwunden, wir wußten lange nicht, wohin er gekommen. Er aber war an diesem Abend, wie er damals oft zu thun pflegte, einsam in der Gegend herumgeschweift. Da hörte er wunderschönen Klang in der Abendluft, wie eine Kriegsmusik aus der Ferne — man sagt, daß es in der Morgendämmerung vor großen Schlachten so in den Lüften musicirt — es waren die Guerilla's, die im Gebirge sangen. Die Klänge verlockten ihn, er ging wie im Traume immer fort, so kam er in den Wald, wo damals die Gräfin haus'te. Die Abendsonne leuchtete durch's Gebirge, als stände Alles in Feuer; die Vöglein sangen den funkelnden Wald entlang, dazwischen hörte er immerfort Stimmen bald da, bald dort, darunter eine wie ein Glöckchen bei Nacht, es klang ihm, als müßt' es

die Gräfin selber sein. Ihm graute, und doch mußt' er der Stimme folgen. So war er schon lange gegangen, als er, plötzlich um einen Felsen tretend, auf einem stillen Rasenplatz über den Wipfeln eine weibliche Gestalt wie eingeschlummert sitzen sah, die Stirn über beiden Armen auf die Knie gesenkt, daß die herabgefallenen reichen Locken sie wie ein dunkler Schleier umgaben. Sie hielt ein Roß am Zügel, das weidete ruhig neben ihr; von allen Seiten rauschten die Wälder herauf, sonst war's so still daneben, daß man die Quellen gehen hörte. Und wie er noch so staunend stand in dieser Einsamkeit, erblickte er seitwärts in der Ferne einen Officier von der deutschen Legion, der unten zwischen dem Gebüsch seine Büchse angelegt hatte, er wußte nicht, ob er auf ihn oder die Schlummernde ziele, und machte erschrocken eine heftige Bewegung. Da schüttelte die Schlafende die Locken aus den Augen und richtete sich, in der Abendgluth mit den Steinen ihres Gürtels leuchtend, plötzlich auf. Der Deutsche, wie geblendet, ließ seine Büchse sinken und verschwand zwischen den Bäumen; St. Val aber erkannte mit Schauern die Gräfin, denn ihm fiel die Soldaten-Sage ein, daß es Jedem den Tod bedeute, der sie unversehens im Walde erblickt. — Die Gräfin aber sah scharf nach allen Seiten, dann ihn durchdringend an. Ihr seid sehr vorwitzig, sagte sie dar-

auf, doch es wird schon spät, ich bin so müde und verirrt, zeigt mir den Weg aus dem Walde. Da fiel es St. Val plötzlich auf's Herz; er wußte, daß die Franzosen den Wald umzingelt hatten und in welcher Gefahr sie war; er wollte sie retten, es koste was es wolle, und dann noch diese Nacht zu seinem Regiment zurück und sich zu andern Truppen versetzen lassen, weit von diesen Wäldern. — Während diese Gedanken verworren durch seine Seele gingen, hatte sie schon ihr Pferd gezäumt; sie befahl ihm, unterdeß zu satteln und lachte ihn aus, als er damit nicht zurecht kommen konnte, dann schwang sie sich hinauf, er mußte das Pferd am Zügel führen. Sie saß seitwärts auf einem Frauensattel, auf ihrem Arm über den Hals des Pferdes gelehnt, und plauderte im Waldesgrün unbekümmert, wie ein Kind, in ihrer schönen, melodischen Sprache, daß es St. Val war, als hörte er die ferne Musik wieder in der stillen Abendluft, die ihn vorhin verlockt hatte. Auf einmal richtete sie sich lauschend auf: man hörte französisch sprechen dicht unter ihnen. Sie lenkte vorsichtig hin nach den Stimmen, und durch das Gebüsch sahen sie einen Trupp Reiter in ihren weißen Mänteln, die in der Dunkelheit leuchteten, langsam vorüberziehen — nur ein Laut von St. Val, und die Gräfin war verloren. — Sie aber schaute mit kühner Lust hinab, wie man

Nachts in ein Gewitter sieht, dann plötzlich sich selbst unterbrechend, streckte sie den Fuß gegen St. Val: er sollt' ihr das Schuhband binden, und lächelte spöttisch, da er's that." —

„Von diesem Augenblick an war er ganz in ihrer Macht. Sie sagte: sie hätte ihn nur versuchen wollen, ob er's ehrlich meine, sie wisse den Weg besser, als er, sie wolle ihn heimführen. Mit diesen Worten lenkte sie rasch herum, und in den Klüften bald wieder aufwärts, an schwindelnden Abgründen vorüber, ging es immer tiefer in die Nacht und die Wälder hinein — er konnte kaum folgen durch das Gestrüpp, wie ein getreuer Hund, und als sie endlich unerwartet ins Freie kamen, sah der Entsetzte eine Guerillabande vor sich im Waldgrund gelagert. Unzählige Röhre, da sie die französische Uniform erkannten, waren plötzlich auf ihn gerichtet, aber ein zorniger Blick der Gräfin bändigte Alle; die grimmigen Bestien, ihre schwarzen Mähnen schüttelnd, zogen sich knurrend zurück und wärmten wieder ihre Tatzen an den Wachtfeuern. Nun bemerkte St. Val mit Erstaunen, wie diese wilden Männer die Gräfin, gleich einer Königin, verehrten und bedienten. Ein junger Bursch hob sie aus dem Sattel, Einige breiteten einen bunten Teppich über den Rasen, während Andere rasch ein lustiges Zelt darüber aufschlugen, dann war auf einmal Alles

wieder still und feierlich. Unterdeß war auch der Mond aufgegangen und beleuchtete die Wälder. Die Gräfin saß unter ihrem Zelt und spielte auf einer Zither. St. Val lag gedankenvoll zu ihren Füßen, ihm war noch nie so himmlisch wohl gewesen. — Es war eine von den prächtigen Sommernächten jenes Landes, die Alles wunderbar in Traum verwandeln. Die Gräfin hatte sich bald mit einem Theil der Bande wieder entfernt, nur wenige bewaffnete Bauern bewachten den Gefangenen; die Luft kam von der Ebene und wehte Wohlgerüche aus den blühenden Gärten herauf, die unter den Bergen lagen. Da hörte St. Val die Trompeten seines Regiments durch die weite Stille herüberklingen, sie bliesen ein fröhliches Reiterlied aus der alten, guten Zeit. Das wandte ihm das Herz, er war wieder ganz Franzose, der die Ehre über Alles stellt. Er merkte gar wohl an der geheimnißvollen Geschäftigkeit der Abenteurer, daß sie einen Hauptstreich vorhatten, da war kein Augenblick zu verlieren. So, in höchster Angst vor dem Zelte sitzend und umspähend, sann er eben, heimlich zu entfliehen und die Seinigen zu warnen, als auf einmal die ganze Bande mit Windlichtern wieder aus dem Walde zurückkehrte. Die Gräfin, mitten unter ihnen, tritt rasch hervor und, zwischen den schweifenden Lichtern mit den losgegangenen Locken wieder über ihn geneigt, wie in

jener Nacht am Schloß, blickt sie ihn streng an in ihrer ganzen, furchtbaren Schönheit. Da springt er auf, entreißt einem Bauern die Fackel und ganz verblendet und verwirrt führt er selber den Haufen zum Ueberfall gegen seine Landsleute! — So, rasch und schweigend, gehen sie durch den stillen Wald —"

Kaum hatte der Rittmeister diese Worte ausgesprochen, als plötzlich ein Schuß hinter uns her fiel, und bald ein zweiter und noch einer. Teufel! da ist St. Val! schrie der Rittmeister aufspringend, und ich erblickte in einem Erker des Schlosses einen schönen jungen Mann, todtenbleich beim Fackelschein, ohne Hut, in einer halb zerrissenen französischen Uniform, hinter ihm im rothen Wiederschein der Windlichter, der seltsam über die vergüldeten Wände der Säle schweifte, wurden wilde, trotzige Gestalten mit Dolchen und langen Vogelflinten sichtbar, wie sie der Rittmeister vorhin beschrieben. Sie schossen aus allen Fenstern auf uns, und mancher Franzose sank ins Gras, eh' sich unser Häuflein nur besinnen konnte. Unterdeß hatte sich das Gerücht verbreitet, die wilde Gräfin sei im Schlosse! der Rittmeister verlor keinen Augenblick den Kopf, er traute mir nicht mehr in solcher Gefahr und ließ mich tiefer in den Wald zurückbringen, dann erbrachen sie mit gewaltiger Anstrengung Thor und Riegel und drangen in die Burg hinein.

Der Erste, der ihnen dort begegnete, war St. Val, er focht wie ein Rasender und stürzte sich zuletzt in wildem Wahnsinn selbst in die französischen Klingen.

Ueber seinen Leichnam nun ging der Kampf von Treppe zu Treppe entsetzlich durch alle Gänge. Die Franzosen waren kriegsgewandter und zahlreicher, als ihre Gegner; die Gräfin und die Ihrigen wurden immer höher hinaufgetrieben — es war keine Rettung mehr für sie. Da schlug plötzlich aus dem einen Fenster ein heller Schein hervor, dann wieder aus einem andern; immer mehr röthliche Flammen züngelten schnell an allen Ecken auf, der Sturm faßte die wachsenden Lohen und wildkühn kletterte das Feuer an den Gebälken empor, wie ein prächtiges Laubgewinde in der Nacht; mitten in der Gluth sah man die dunklen Gestalten noch ringen. In dieser Noth erblickte der Rittmeister auf einmal die Gräfin hoch über sich, wie den Todesengel, zwischen den Flammen. Ihm vergingen die Sinne bei dem Anblick, er vergaß Heimath, Liebchen und Ruhm, er wollte nur sie retten oder sterben. Vergebens riefen ihm die Seinigen nach, er hörte nicht mehr und drang verblendet die brennende Treppe hinan, unter sich in der wilden Beleuchtung sah er den Garten, die Schluchten und den Strom, der wie eine glühende Schlange an dem Schlosse vorüberschoß — schon langte er nach ihr, sie

zu umschlingen und hinabzutragen, da stieß sie ihn mächtig von der Zinne hinab, daß die Flammen wie fliegende Fahnen den braven Soldaten bedeckten.

Bald darauf stürzte der ganze Bau donnernd über Freund und Feind zusammen — man hat seitdem die Gräfin nicht wieder gesehen.

Alles schwieg, als der Lord endigte.

Nun wahrhaftig, ihr werdet uns am Ende gar noch überreden wollen, daß die Novelle wahr ist, sagte hier die Fürstin, indem sie sich erhob und das Signal zum allgemeinen Aufbruch gab. Man vermißte jetzt erst die Gräfin Juanna. Der Baron sagte, sie promenire schon seit länger als einer Stunde mit seiner Tochter durch alle Winkel des Schlosses und sei dadurch um die ganze spanische Reitergeschichte gekommen. Er ergriff nun eine seidene Klingelschnur und zog erst gelassen, dann immer heftiger, aber der Draht war durch den langen Nichtgebrauch verrostet; es wollte durchaus nicht klingen, bis er endlich ganz zornig zur Thür hinausschrie. Mehrere Bedienten in alten, verschossenen Livreien stürzten herein, und setzten sich mit massiven Armleuchtern an die Spitze des Zuges, den der Baron, die Fürstin an den Fingerspitzen haltend, feierlich eröffnete; in der Perspective erblickte man durch die offnen Flügelthüren ein mächtiges Himmelbett mit schwerseidenen Gardinen und einem Federbusch darüber.

Nun verliefen sich auch die Andern mit ihren Lichtern auf den verwirrten Gängen; es sah von draußen aus wie ein verbranntes Blatt Papier, wo die Funken geschäftig durch einander irren, bis endlich der letzte plötzlich verlischt.

Und als nun Alles ruhig geworden im ganzen Hause, stand der Fürst noch immer allein mit dem Lord am offnen Fenster eines dunklen Saals und konnte nicht aufhören, ihn über die erzählte Begebenheit immer genauer auszufragen. Das Gewitter draußen war vorüber, es blitzte nur noch von fern, einzelne zerrissene Wolken flogen eilig über den stillen Hof. Da fuhr plötzlich der Lord auf: Seht da, wahrhaftig, die wilde Gräfin! — der Mond war auf einmal zwischen den Wolken hervorgetreten und beleuchtete flüchtig Juanna, die jenseits noch auf dem Balkon stand. — Der Fürst aber schloß schnell das Fenster. Still, still, sagte er zu dem erstaunten Lord, der diesen Ausruf nur so gedankenlos hingeworfen, verrathet es Niemand, daß Ihr sie kennt. —

Am Abend des folgenden Tages ruheten zwei junge Männer aus dem Gefolge des Fürsten auf dem grünen Abhange einer Höhe und schauten fröhlich über die Wälder in die weite, fruchtbare Gegend hinaus,

in die sie nun bald selbst mit dem blauen Strome hineinziehen sollten. Lothario, immer rastlos umherschweifend, hatte in der kurzen Zeit alle verworrenen Verhältnisse ihres neuen Aufenthalts schnell überblickt, und entwarf nun in seiner Art eine Musterkarte davon. Der Fürst, sagte er, ist ein erstaunlicher Virtuos, er spielt die schwierigste Romantik vom Blatt weg, ohne eben selbst zu componiren. Die Fürstin ist ganz und gar sinniger Roman, durch viele Hände gegangen, schon sehr zerlesen; ich glaube, der lange Lord studirt sie jetzt. Diese wilde, schöne Gräfin dann, die ihnen wie ein Hirsch durch alle ihre künstlichen Gehege bricht und die Meute Liebhaber hinter sich für Hunde hält — wahrlich, so scheues Wild weckt recht das Jagdgelüste! — Nimm dich in Acht, entgegnete Fortunat; was mich betrifft, so kümmert's mich wenig, wie sie sind, das Ganze zusammen macht sich doch schön, und mehr verlang' ich nicht von ihnen. — Lothario sah ihn ein Weilchen fast ärgerlich an. Ich begreif's nicht, sagte er dann, wie ihr Dichter es vor Langerweile aushaltet, so ein dreißig bis funfzig Jahre auf der ästhetischen Bärenhaut rücklings über zu liegen, und Kriegstrouble, Philosophie, wilde Jäger und singende Engel wie ein Wolkenspiel über euch dahinziehen zu lassen, um daraus ganz gemächlich ein Paar dicke Romane zusammenzuschreiben, die am Ende Niemand

liest. Zum Teufel, ich bin keine Aeolsharfe, die nur Klang giebt, wenn ein Poet ihr Wind vormacht! Ist das Leben schön, so will ich auch schön leben, und selber so verliebt sein wie Romeo, und so tapfer wie Götz, und so tiefsinnig wie Don Quixote. Um die Schönheit will ich freien, wo ich sie treffe, und mich mit den Philistern drum schlagen, daß die Haare davon fliegen. Warum sollte man so ein lumpiges Menschenleben nicht ganz in Poesie übersetzen können? Du bist ein wunderlicher Mensch, unterbrach ihn Fortunat, ich glaube, du könntest ein großer Dichter sein, wenn du nicht so stolz wärest. — Ich? — erwiederte Lothario fast betroffen, und sah einen Augenblick nachdenkend vor sich hin.

Hast du die Braut nicht gesehen? fragte Lothario dann plötzlich, unruhig umherspähend. — Du meinst die Gräfin Juanna; so hörtest du auch davon? erwiederte Fortunat, sie halten's so geheim vor mir, und alle Jäger wissen's. Erst diesen Morgen hört' ich, daß der Bräutigam, ein Baron Manfred, noch heut zur Jagd erwartet wird. — Das ist ein prächtiges Wetter zum Heirathen, sagte Lothario, der Altweiber-Sommer fliegt, als hätten sich alle alte Jungfern das Haupthaar ausgerauft und in die Lüfte umhergestreut; da bleibt mancher Ritter noch mit den Sporen drin hängen. Gebt Acht, es giebt eine köstliche Verwicke-

lung! — Hiermit schüttelte er Fortunat heftig die Hand und ging schnell in's Thal hinunter.

Fortunat sah ihm verwundert nach, dann folgte er der Jagd, die jetzt immer lustiger durch die Berge ging. So verlor er sich bald in das Labyrinth der Wälder und kam zuletzt in eine grüne Schlucht, über deren Felsenwände von allen Seiten Epheu verwildert hinabstieg. Auf einmal brach ein Hirsch durch das Dickicht, eine Meute Hunde an seinen Fersen und hinter ihnen Juanna. Das edle Thier bei seinem Anblick stutzte schnaubend und stürzte sich seitwärts in den Abgrund, Hunde und Reiterin konnten ihm dorthin nicht folgen. Da hielt Juanna plötzlich über Fortunat in der wilden Einsamkeit, die Hunde streckten sich lechzend zu ihren Füßen. Seht, der ist frei — sagte sie, die schwarzen Locken aus dem erhitzten Gesichte schüttelnd — und eher fangt Ihr mit verliebten Blicken einen Hirsch im Walde, als mich! Was wollt Ihr von mir? Laßt das Werben um mich, mir ist wohl in meiner Freiheit. Was auch die Fürstin für Anschläge hat, ich werde nie die Eurige und keines Mannes Weib — hütet Euch, es wäre unser Beider Tod! — Hierauf wandte sie ihr Roß, die alten Bäume schüttelten sich und streuten ihre gelben Blätter wie einen Goldregen über die schöne Gestalt. Fortunat stand ganz verwirrt, ihm war, als sprächen

ringsum die Quellen irre den Wald entlang; Unerhörteres konnte ihm nicht begegnen, als daß er nun am Ende selbst der Bräutigam sein sollte! — Unterdeß hatte sich Juanna wieder höher in das Gebirge gewendet, ein plötzlicher Anschlag schien ihre ganze Seele zu bewegen. Sie kannte den Waldweg nach einem Nonnenkloster, das jenseits des Gebirges lag und dessen Aebtissin ihr verwandt war. Dort wollte sie noch heute hin und abwarten, bis der Winter Gebirge, Freier und Verliebte verschüttet. Aber mitten in diesen Gedanken erblickte sie auf einmal eine Gemse über sich, die sich hoch über den Wipfeln von Klippe zu Klippe schwang. Das war ihr ganz neu, sie konnte der gefährlichen Lust nicht widerstehen. Ein alter Jäger, der sich bis in diese Oede verstiegen hatte, arbeitete sich eben durch das Gesträuch, sie übergab ihm ihr Pferd, er sollte es hüten, bis sie wiederkäme, und eh' er sie noch warnen konnte, war sie schon zwischen den Felsen verschwunden.

Nun kletterte sie wie ein schlanker Panther über die Klippen, das scheue Wild verlockte sie immer höher hinauf; die Lust wuchs mit der Gefahr, sie hatte sich lange nicht so wohl gefühlt und erstaunte, da sie plötzlich eine Felsenwand über sich wie in Feuer erblickte, es war der Wiederschein der Abendsonne, die so eben jenseits hinter den schwarzen Wäldern versank.

Mit der einen Hand sich an einen Strauch haltend, sah sie über den Felsenrand hinab: die Thäler unten dunkelten schon, aus weiter Ferne hörte sie noch eine Abendglocke heraufschallen; sie meinte, es komme von dem Kloster herüber. Eilig schlug sie nun die Richtung ein, aber sie konnte sich in dem wilden Gewirre nicht zurechtfinden, wohin sie sich wandte, thaten sich neue Abgründe auf; so stand sie in der entsetzlichen Einsamkeit wie Einer, der Nachts zwischen den Zacken und Steinbildern eines unbekannten Münsters vergessen worden. In dieser Noth verfiel sie darauf, ihr Gewehr zum Signal abzuschießen. Zu ihrer Freude gab sogleich ein Schuß ganz nahe Antwort. Bald darauf hörte sie Fußtritte auf dem lockeren Gerölle: eine hohe, schlanke Gestalt trat plötzlich zwischen den Steinen hervor — es war Lothario. Das ist ein gefährliches Revier, sagte er, und die Nacht bricht schon herein, doch ich bin hier der Pfade kundig und meiner Richtung gewiß. — Die Gräfin aber hatte bei seinem Anblicke ein seltsamer Eigensinn ergriffen: gerade ihm dachte sie hier am wenigsten zu begegnen, und eh' er's verhindern konnte, schwang sie, ihn abwehrend, sich auf einen einzelnen, senkrecht über die Tiefe hinausragenden Fels, daß ihm in innerster Seele graus'te — nur ein Fehltritt und sie glitt in den Abgrund hinunter. — Da hatte Lothario mit sicherem Blicke

seinen Vortheil abgesehen. In raschem Entschlusse umfaßte er sie plötzlich und schwang die Sträubende auf seinen Arm. Erschrocken, überrascht, wußte sie nicht, wie ihr geschehe, und sah ihm verwundert und zornig in die Augen. Er aber trug sie grauenhaft an jähen Schlünden vorüber durch die Dämmerung von Klippe zu Klippe hinab, daß sie, vor Entsetzen mit dem einen Arm seinen Nacken umklammernd, ihn rings mit ihren aufgeringelten Locken umgab. So schwiegen sie Beide lange Zeit.

Jetzt ging der Mond prächtig über den Wäldern auf. Lothario schaute in die wunderbare Einsamkeit und sagte halb für sich: So hab' ich's manchmal im Traume gesehen. — Juanna aber blickte spähend umher: die Gegend war ihr ganz fremd, einzelne Wolkenschatten flogen darüber, tiefer schimmerten die Gründe fast heimathlich herauf, wie die Thäler in Spanien, sie gedachte der schönen Sommernächte unter den Guerilla's. — Auf einmal stutzte sie; zwei gesattelte Pferde standen dicht vor ihnen im Walde, und ehe sie sich besinnen und fragen konnte, hob sie Lothario schon auf das eine Roß, schwang sich selbst auf das andere, und über den mondhellen Waldgrund nun ging es rasch fort durch die stille, sternenklare Nacht.

Hier blitzte plötzlich eine furchtbare Ahnung durch Juanna's Seele; sie konnte kein Wort hervorbringen,

dem Unglaublichen finster nachsinnend, während Büsche, Thäler und ferne Dörfer geheimnißvoll an ihnen vorüberflogen. Lothario war wie verwandelt. Juanna! rief er ihr aus Herzensgrunde zu, blick' um dich, die Erde ist so still und schön wie eine Brautnacht! Frei sollst du wohnen auf hohem Schloß, wo die Rehe an den Abhängen einsam grasen; dort will ich unter deinem offenen Fenster ruhen in den Sommernächten und dich in Traum singen, bis die Sterne verlöschen und die erste Lerche mich ablöst hoch in der stillen Luft. Und fallen die Blätter und die Vögel ziehen fort, und dich befällt Heimweh, wenn du vom Schlosse über die einsamen Wälder siehst: ich führe dich weit über die Berge fort, du arme Fremde! Auf dem Meere wollen wir fahren an glänzenden Küsten vorüber, bis die Laute deiner Muttersprache gleich bunten Wundervögeln herschweifen und deine ernste, schöne Heimath emportaucht, duftige Gärten, Gebirge und maurische Schlösser in den trunkenen Fluthen spiegelnd — o Juanna, mir ist's, wie von einem hohen Berge in's Morgenroth zu sehen! —

So sprach er voll Freude, während sie ritten: Juanna war immerfort still, in der Tiefe neben ihnen rauschte ein Strom, sie horchte manchmal hinunter. Auf einmal blinkte das Wasser zwischen dunklen Bäumen hinauf; da warf sie ihr Roß gewaltsam zur

Seite, setzte die Sporen ein und schwang es mit sich in den Fluß hinab. Erschrocken stürzte Lothario nach; er sah sie mit dem weitaufgelösten Haare gleich einer Nixe in klarem Mondlichte über die Fluth dahin schweben, sinken und wieder emportauchen. Endlich hatte er sie gefaßt, sie ruhete an seiner Schulter, ihre feuchten Locken verdunkelten ihm Stirn und Augen. So sank er mit seiner Beute erschöpft am jenseitigen Ufer auf den Rasen hin und lauschte in der entsetzlichen Stille knieend über ihr — aber sie athmete nicht mehr, stumm und bleich in strenger Todesschönheit.

Das hatte sich Alles anders gestaltet, als die lustigen Jäger sich's dachten. Fortunat war damals noch vor Abend von der Jagd abgekommen und mehrere Tage allein im Walde umhergeschweift, um recht nach Herzenslust das schöne Gebirge zu durchforschen. Als er zurückkehrte, fand er zu seinem Erstaunen Alles leer; das Abendroth schien über Schloß und Garten, aus dem einen Flügel klang eine Spieluhr noch in einzelnen, langgezogenen Tönen herüber. Bei seinen Tritten, die in dem trockenen Laube raschelten, fuhr der alte Schloßwart erschrocken empor, der auf den Marmorstufen vor dem Schlosse eingeschlummert war. Von diesem hörte er nun, die Gräfin Juanna habe sich auf der Jagd in den Klippen verstiegen, so sei sie im Fluß verunglückt; zwei Hirten hätten sie im Mond-

schein auf dem Strome schwimmen gesehen und mit dem Wassermann ringen. Da wäre der Fürst sogleich am andern Morgen mit seinem ganzen Gefolge nach der Residenz aufgebrochen; von Lothario wußte er Nichts. — Fortunat aber befiel ein tiefes Grauen in der plötzlichen Einsamkeit, er beschloß, noch heut bis in das nächste Städtchen zu reisen und sich dann ohne weitern Aufenthalt nach Italien zu wenden. — Als er fortritt, dunkelte es schon, fern an den Bergen sah er einen stillen Fackelzug, es war Juanna's Leiche, die sie nach der Residenz brachten. So geht oft ein Schauer mahnend durch die Lust der Menschen, damit sie sich erinnern, daß ihnen die schöne Erde nur geliehen sei.

Antonie.

(Aus den Serapionsbrüdern.)

Von

E. T. A. Hoffmann.

Rath Krespel war einer der allerwunderlichsten Menschen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, sprach die ganze Stadt von ihm, weil so eben einer seiner allernärrischsten Streiche in voller Blüthe stand. Krespel war berühmt als gelehrter gewandter Jurist und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regierender Fürst in Deutschland hatte sich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung seiner rechtsbegründeten Ansprüche auf ein gewisses Territorium zum Gegenstand hatte, und das er dem Kaiserhofe einzureichen gedachte. Das geschah mit dem glücklichsten Erfolg, und da Krespel

einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung seiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürst, um ihn für jenes Memorial zu lohnen, die Kosten eines Hauses, das Krespel ganz nach seinem Gefallen aufbauen lassen sollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürst nach Krespel's Wahl ankaufen lassen; das nahm Krespel indessen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in seinem vor dem Thor in der schönsten Gegend belegenen Garten erbaut werden solle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zusammen und ließ sie herausfahren; dann sah man ihn, wie er Tagelang in seinem sonderbaren Kleide (das er übrigens selbst angefertigt nach bestimmten eigenen Principien) den Kalk löschte, den Sand siebte, die Mauersteine in regelmäßige Haufen aufsetzte u. s. w. Mit irgend einem Baumeister hatte er nicht gesprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indessen zu einem tüchtigen Mauermeister in H— und bat ihn, sich morgen bei Anbruch des Tages mit sämmtlichen Gesellen und Burschen, vielen Handlangern u. s. w. in dem Garten einzufinden und sein Haus zu bauen.

Der Baumeister fragte natürlicher Weise nach dem Bauriß, und erstaunte nicht wenig, als Krespel erwiederte, es bedürfe dessen gar nicht, und es werde sich schon Alles, wie es sein solle, fügen. Als der Meister

andern Morgens mit seinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel sprach: „Hier soll das Fundament meines Hauses gelegt werden, und dann bitte ich, die vier Mauern so lange heraufzuführen, bis ich sage, nun ist's hoch genug.“ „Ohne Fenster und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meister, wie über Krespel's Wahnsinn erschrocken, ein. „So wie ich Ihnen es sage, bester Mann,“ erwiederte Krespel sehr ruhig, „das Uebrige wird sich alles finden.“ Nur das Versprechen reicher Belohnung konnte den Meister bewegen, den unsinnigen Bau zu unternehmen; aber nie ist einer lustiger geführt worden, denn unter beständigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsstätte nie verließen, da es Speise und Trank vollauf gab, stiegen die vier Mauern unglaublich schnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ Da schwieg Kelle und Hammer, die Arbeiter stiegen von den Gerüsten herab, und indem sie den Krespel im Kreise umgaben, sprach es aus jedem lachenden Gesicht: Aber wie nun weiter? — „Platz!“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens und schritt dann langsam auf sein Viereck los, dicht an der Mauer schüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, schritt wieder auf das Viereck los und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das

Spiel, bis er endlich, mit der spitzen Nase hart an die Mauern anlaufend, laut schrie: „Heran, heran ihr Leute, schlagt mir eine Thür' ein!“ — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geschah, wie er geboten.

Nun schritt er hinein in das Haus und lächelte wohlgefällig, als der Meister bemerkte, die Mauern hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweistöckigen Hauses. Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und so wie er rief: „Hier ein Fenster, sechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fensterchen, drei Fuß hoch, zwei Fuß breit!“ so wurde es flugs eingeschlagen. Gerade während dieser Operation kam ich nach H—, und es war höchst ergötzlich anzusehen, wie hunderte von Menschen um den Garten herumstanden und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen, und wieder ein neues Fenster entstand, da wo man es gar nicht vermuthet hatte.

Mit dem übrigen Ausbau des Hauses und mit allen Arbeiten, die dazu nöthig waren, machte es Krespel auf eben dieselbe Weise, indem sie Alles an Ort und Stelle nach seiner augenblicklichen Angabe verfertigen mußten. Die Possierlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Ueberzeugung, daß Alles am Ende sich besser zusammengeschickt, als zu erwarten stand, vor=

züglich aber Krespel's Freigebigkeit, die ihm freilich nichts kostete, erhielt aber Alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeiten, die die abentheuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden, und in kurzer Zeit stand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenseite den tollsten Anblick gewährte, da kein Fenster dem andern gleich war u. s. w., dessen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle, die hinein kamen, versicherten dies, und ich selbst fühlte es, als Krespel nach näherer Bekanntschaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem seltsamen Manne noch nicht gesprochen; der Bau beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht einmal bei dem Professor M*** Dienstags, wie er sonst pflegte, sich zum Mittagsessen einfand, und ihm, als er ihn besonders eingeladen, sagen ließ, vor dem Einweihungsfeste seines Hauses käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verspitzten sich auf ein großes Mahl; Krespel hatte aber Niemand gebeten, als sämmtliche Meister, Gesellen, Bursche und Handlanger, die sein Haus erbaut. Er bewirthete sie mit den feinsten Speisen; Maurerbursche fraßen rücksichtslos Rebhuhn-Pasteten, Tischlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Fasanen und hungrige Handlanger langten diesmal sich selbst die vortrefflichsten Stücke aus dem Trüffel-Fricassee zu. Des Abends

kamen Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Krespel walzte etwas weniges mit den Meisterfrauen, setzte sich aber dann zu den Stadtmusikanten, nahm eine Geige und dirigirte die Tanzmusik bis zum hellen Morgen.

Den Dienstag nach diesem Feste, welches den Rath Krespel als Volksfreund darstellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht geringen Freude bei dem Professor M***. Verwunderlicheres als Krespel's Betragen kann man nicht erfinden. Steif und ungelenk in der Bewegung glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anstoßen, irgend einen Schaden anrichten; das geschah aber nicht, und man wußte es schon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindesten, als er mit kühnem Schritt um den mit den schönsten Tassen besetzten Tisch sich herumschwang, gegen den bis zum Boden reichenden Spiegel manövrirte, und selbst einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porzellan ergriff und in der Luft herumschwenkte, als ob er die Farben spielen lassen wolle. Ueberhaupt besah Krespel vor Tische Alles in des Professors Zimmer auf das genaueste, er langte sich auch wohl, auf den gepolsterten Stuhl steigend, ein Bild von der Wand herab und hing es wieder auf. Dabei sprach er viel und heftig, bald (bei Tische wurde es auffallend) sprang er schnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht

los kommen; immer sie wieder ergreifend, gerieth er in allerlei wunderliche Irrgänge, und konnte sich nicht wieder finden, bis ihn etwas Anderes erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig schreiend, bald leise gedehnt, singend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Krespel sprach. Es war von Musik die Rede, man rühmte einen neuen Componisten, da lächelte Krespel und sprach mit seiner leisen, singenden Stimme: „Wollt' ich doch, daß der schwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntausend Millionen Klafter tief in den Abgrund der Hölle schlüge!“ — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie ist ein Engel des Himmels, nichts als reiner Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Gesanges!“ Und dabei standen ihm Thränen in den Augen. Man mußte sich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin gesprochen worden.

Es wurde ein Hasenbraten verzehrt; ich bemerkte, daß Krespel die Knochen auf seinem Teller vom Fleische sorglich säuberte und genaue Nachfrage nach den Hasenpfoten hielt, die ihm des Professors fünfjähriges Mädchen mit sehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rath schon während des Essens sehr freundlich angeblickt, jetzt standen sie auf und nahten sich ihm, jedoch in scheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. Was soll denn das werden,

dachte ich im Innern. Das Dessert wurde aufgetragen; da zog der Rath ein Kistchen aus der Tasche, in dem eine kleine stählerne Drehbank lag, die schrob er sofort an den Tisch fest, und nun drechselte er mit unglaublicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit aus den Hasenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen.

Im Moment des Aufstehens von der Tafel fragte des Professors Nichte: „Was macht denn unsere Antonie, lieber Rath?“ — Krespel schnitt ein Gesicht, als wenn Jemand in eine bittere Pomeranze beißt und dabei aussehen will, als wenn er Süßes genossen; aber bald verzog sich dies Gesicht zur graulichen Maske, aus der recht bittrer, grimmiger, ja, wie es mir schien, recht teuflischer Hohn herauslachte. „Unsere? Unsere liebe Antonie?“ frug er mit gedehntem, unangenehm singenden Tone. Der Professor kam schnell heran; in dem strafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß sie eine Saite berührt hatte, die in Krespel's Innerem widrig dissoniren mußte. „Wie steht es mit den Violinen?“ frug der Professor recht lustig, indem er den Rath bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte sich Krespel's Gesicht auf, und er erwiederte mit seiner starken Stimme: „Vortrefflich, Professor, erst heute hab' ich die treffliche Geige von Amati, von der ich neulich erzählte, welch' ein Glücksfall sie mir in die

Hände gespielt, erst heute hab' ich sie aufgeschnitten. Ich hoffe, Antonie wird das Uebrige sorgfältig zerlegt haben.“ „Antonie ist ein gutes Kind,“ sprach der Professor. „Ja wahrhaftig, das ist sie!“ schrie der Rath, indem er sich schnell umwandte, und, mit einem Griff Hut und Stock erfassend, schnell zur Thüre hinaussprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen standen.

Sobald der Rath fort war, drang ich in den Professor, mir doch nur gleich zu sagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandtniß habe. „Ach,“ sprach der Professor, „wie denn der Rath überhaupt ein ganz wunderlicher Mensch ist, so treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigene tolle Weise.“ „Violinbauen?“ fragte ich ganz erstaunt. „Ja,“ fuhr der Professor fort; „Krespel verfertigt nach dem Urtheil der Kenner die herrlichsten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann; sonst ließ er manchmal, war ihm eine besonders gelungen, Andere darauf spielen, das ist aber seit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Krespel eine Violine gemacht, so spielt er selbst eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchster Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er sie aber zu den übrigen, ohne sie jemals wieder zu berühren oder von Andern berühren zu lassen. Ist nur irgend eine Violine von einem alten vorzüg-

lichsten Meister aufzutreiben, so kauft sie der Rath um jeden Preis, den man ihm stellt. Eben so wie seine Geigen spielt er sie aber nur ein einziges Mal, dann nimmt er sie aus einander, um ihre innere Structur genau zu untersuchen, und wirft, findet er nach seiner Einbildung nicht das, was er gerade suchte, die Stücke unmuthig in einen großen Kasten, der schon voll Trümmer zerlegter Violinen ist."

„Wie ist es aber mit Antonien?" frug ich schnell und heftig. „Das ist nun," fuhr der Professor fort, das ist nun eine Sache, die den Rath mich könnte im höchsten Grade verabscheuen lassen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefsten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmüthigen Charakter des Rathes es damit eine besondere geheime Bewandtniß haben müsse. Als vor mehreren Jahren der Rath hieher nach H— kam, lebte er anachoretisch mit einer alten Haushälterin in einem finstern Hause auf der —Straße. Bald erregte er durch seine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und sogleich, als er dies merkte, suchte und fand er Bekanntschaften. Eben wie in meinem Hause gewöhnte man sich überall so an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Aeußeren unerachtet liebten ihn sogar die Kinder, ohne ihn zu belästigen; denn trotz aller Freundlichkeit behielten sie eine gewisse scheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zu-

dringlichen schützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künste zu gewinnen weiß, haben Sie heute gesehen. Wir hielten ihn Alle für einen Hagestolz, und er widersprach dem nicht. Nachdem er sich einige Zeit hier aufgehalten, reiste er ab, Niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach seiner Rückkehr waren Krespel's Fenster ungewöhnlich erleuchtet, schon dies machte die Nachbarn aufmerksam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers, von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf, und stritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rath war, der spielte. — Ich selbst mischte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hause des Rathes versammelt hatte, und ich muß Ihnen gestehen, daß gegen die Stimme, gegen den eigenen tief in das Innerste dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Gesang der berühmtesten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdruckslos schien. Nie hatte ich eine Ahnung von diesen lang ausgehaltenen Tönen, von diesen Nachtigallwirbeln, von diesem Auf- und Abwogen, von diesem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von diesem Sinken bis zum leisesten Hauch. Nicht einer war, den der süßeste Zauber nicht umfing, und nur leise Seufzer

gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerin schwieg.

Es mochte schon Mitternacht sein, als man den Rath sehr heftig reden hörte, eine andere männliche Stimme schien, nach dem Tone zu urtheilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwischen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger schrie der Rath, bis er endlich in jenen gedehnten singenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es todtenstille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte, und ein junger Mensch schluchzend hinausstürzte, der sich in eine nahe stehende Postchaise warf und rasch davon fuhr. Tags darauf erschien der Rath sehr heiter, und Niemand hatte den Muth, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterin sagte aber auf Befragen, daß der Rath ein bildhübsches, blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben so schön gesungen. Auch sei ein junger Mann mitgekommen, der sehr zärtlich mit Antonien gethan, und wohl ihr Bräutigam sein müsse. Der habe aber, weil es der Rath durchaus gewollt, schnell abreisen müssen.

In welchem Verhältniß Antonie mit dem Rath stehet, ist bis jetzt ein Geheimniß, aber so viel ist gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehässigste Weise tyrannisirt. Er bewacht sie, wie der Doctor

Bartholo im Barbier von Sevilla seine Mündel; kaum darf sie sich am Fenster blicken lassen. Führt er sie auf inständiges Bitten einmal in Gesellschaft, so verfolgt er sie mit Argusblicken und leidet durchaus nicht, daß sich irgend ein musikalischer Ton hören lasse, viel weniger, daß Antonie singe, die übrigens auch in seinem Hause nicht mehr singen darf. Antonien's Gesang in jener Nacht ist daher unter dem Publikum der Stadt zu einer Phantasie und Gemüth aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und selbst die, welche sie gar nicht hörten, sprechen oft, versucht sich eine Sängerin hier am Orte: „Was ist denn das für ein gemeines Quinkeliren? — Nur Antonie vermag zu singen.“ —

Da ich auf solche phantastische Dinge ganz versessen bin, kann man wohl denken, wie nothwendig ich es fand, Antonien's Bekanntschaft zu machen. Jene Aeußerungen des Publikums über Antonien's Gesang hatte ich selbst schon öfters vernommen, aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte sei und in den Banden des wahnsinnigen Krespel's wie eines tyrannischen Zauberers liege. Natürlicher Weise hörte ich gleich in der folgenden Nacht Antonien's wunderbaren Gesang, und da sie mich in einem herrlichen Adagio (lächerlicher Weise kam es mir vor, als hätte ich es selbst componirt) auf das rührendste beschwor, sie zu retten, so war ich bald

entschlossen, ein zweiter Astolfo in Krespel's Haus wie in Alzinen's Zauberburg einzudringen und die Königin des Gesanges aus schmachvollen Banden zu befreien.

Es kam Alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rath zwei= bis dreimal gesehen und mit ihm eifrig über die beste Structur der Geigen gesprochen, als er mich selbst einlud, ihn in seinem Hause zu besuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichthum seiner Violinen. Es hingen deren wohl dreißig in einem Kabinett, unter ihnen zeichnete sich eine durch alle Spuren der hohen Alterthümlichkeit (geschnitzten Löwenkopf u. s. w.) aus, und sie schien, höher gehängt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten.

„Diese Violine," sprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, „diese Violine ist ein sehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meisters, wahrscheinlich aus Tartini's Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern Structur etwas Besonderes liegt, und daß wenn ich sie zerlegte, sich mir ein Geheimniß erschließen würde, dem ich längst nachspürte, aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen, dies todte Ding, dem ich selbst doch nur erst Leben und Laut gebe, spricht oft aus sich selbst zu mir auf wunderliche Weise, und es war mir, da ich zum ersten Male darauf spielte, als wär' ich nur der Magneti=

seur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß sie selbstthätig ihre innere Anschauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckenhaft genug bin, von solchen Phantastereien auch nur das Mindeste zu halten; aber eigen ist es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme todte Ding dort aufzuschneiden. Lieb ist es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn seitdem Antonie hier ist, spiele ich ihr zuweilen etwas auf dieser Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern."

Die Worte sprach der Rath mit sichtlicher Rührung, das ermuthigte mich zu den Worten: „O mein bester Herr Rath, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun?" Krespel schnitt aber sein süßsaures Gesicht und sprach mit gedehntem singenden Ton: „Nein, mein bester Herr Studiosus!" Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich mit ihm allerlei zum Theil kindische Raritäten besehen; endlich griff er in ein Kistchen und holte ein zusammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, sehr feierlich sprechend: „Sie sind ein Freund der Kunst, nehmen Sie dies Geschenk als ein theures Andenken, das Ihnen ewig über Alles werth bleiben muß." Dabei schob er mich bei beiden Schultern sehr sanft nach der Thüre zu und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf symbolische Weise zur

Thüre hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ein ungefähr ein Achtel-Zoll langes Stückchen einer Quinte und dabei geschrieben: „Von der Quinte, womit der selige Stamitz seine Geige bezogen hatte, als er sein letztes Conzert spielte.“

Die schnöde Abfertigung, als ich Antonien's erwähnte, schien mir zu beweisen, daß ich sie wohl nie zu sehen bekommen würde; dem war aber nicht so, denn als ich den Rath zum zweitenmale besuchte, fand ich Antonie in seinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zusammensetzen einer Geige. Antonien's Aeußeres machte auf den ersten Anblick keinen starken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Rosenlippen der ungemein zarten lieblichen Gestalt. Sie war sehr blaß, aber wurde etwas Geistreiches und Heiteres gesagt, so flog in süßem Lächeln ein feuriges Incarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im röthlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen sprach ich mit Antonien und bemerkte durchaus nichts von den Argusblicken Krespel's, wie sie der Professor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Geleise, ja er schien sogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben.

So geschah es, daß ich öfter den Rath besuchte, und wechselseitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen

Kreise von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerste hinein erfreute. Der Rath blieb mit seinen höchst seltsamen Scurilitäten mir sehr ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie, die mit unwiderstehlichem Zauber mich hinzog und mich Manches ertragen ließ, dem ich sonst ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das eigenthümlich Seltsame des Rathes mischte sich nämlich gar zu oft Abgeschmacktes und Langweiliges; vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, sobald ich das Gespräch auf Musik, insbesondere auf Gesang lenkte, mit seinem diabolisch lächelnden Gesicht und seinem widrig singenden Tone einfiel, etwas ganz Heterogenes, mehrentheils Gemeines, auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübniß, die dann aus Antonien's Blicken sprach, merkte ich wohl, daß es nur geschah, um irgend eine Aufforderung zum Gesange mir abzuschneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hindernissen, die mir der Rath entgegen stellte, wuchs mein Muth, sie zu übersteigen, ich mußte Antonien's Gesang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieses Gesanges zu verschwimmen.

Eines Abends war Krespel bei besonders guter Laune; er hatte eine alte Cremoneser Geige zerlegt, und gefunden, daß der Stimmstock um eine halbe Linie schräger als sonst gestellt war. Wichtige, die Praxis

bereichernde Erfahrung! — Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinspielens in Feuer zu setzen. Der großen, wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meister, von dem Krespel sprach, führte von selbst die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Gesang sich nach den erkünstelten Sprüngen und Läufen der Instrumentalisten verbilde. „Was ist unsinniger," rief ich, vom Stuhle aufspringend, hin zum Pianoforte laufend und es schnell öffnend; „was ist unsinniger, als solche vertracte Manieren, welche, statt Musik zu sein, dem Tone über den Boden hingeschütteter Erbsen gleichen." Ich sang manche der modernen Fermaten, die hin und her laufen und schnurren, wie ein tüchtig losgeschnürter Kreisel, einzelne schlechte Accorde dazu anschlagend. Uebermäßig lachte Krespel und schrie; „Haha! mich dünkt, ich höre unsere deutschen Italiener oder unsere italienischen Deutschen, wie sie sich in einer Arie von Pucitta oder Portogallo oder sonst einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo übernehmen."

Nun, dachte ich, ist der Zeitpunkt da. „Nicht wahr," wandte ich mich zu Antonien, „nicht wahr, von dieser Singerei weiß Antonie nichts?" und zugleich intonirte ich ein herrliches, seelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo. Da glühten Antonien's Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeseelten Augen, sie sprang an das

Pianoforte — sie öffnete die Lippen — Aber in demselben Augenblick drängte sie Krespel fort, ergriff mich bei den Schultern und schrie im kreischenden Tenor: „Söhnchen — Söhnchen — Söhnchen!“ Und gleich fuhr er fort, sehr leise singend und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchst verehrungswürdiger Herr Studiosus, in der That, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anstoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunsch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der höllische Satan mit glühenden Krallenfäusten sanft das Genick abstieße und Sie auf die Weise gewissermaßen kurz expedirte; aber davon abgesehen müssen Sie eingestehen, Liebwerthester, daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch gerade nicht die Treppe hinab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hause, und erinnern Sie Sich freundschaftlichst Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verstehen Sie wohl? — nie mehr zu Hause antreffen sollten?“

Damit umarmte er mich und drehte sich, mich festhaltend, langsam mit mir zur Thüre heraus, so daß ich Antonie mit keinem Blick mehr anschauen konnte. Der Professor lachte mich sehr aus, und versicherte, daß ich es nun mit dem Rath auf immer verdorben

hätte. Den schmachtenden an's Fenster hinaufblickenden Amoroso, den verliebten Abentheurer zu machen, dazu war Antonie mir zu werth, ich möchte sagen zu heilig. Im Innersten zerrissen, verließ ich H—, aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Phantasiegebildes verblassen, nur Antonien's Gesang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefstes Gemüth hinein, wie ein sanfter tröstender Rosenschimmer.

Nach zwei Jahren war ich schon in B— angestellt, als ich eine Reise nach dem südlichen Deutschland unternahm. Im duftigen Abendroth erhoben sich die Thürme von H—; so wie ich näher und näher kam, ergriff mich ein unbeschreibliches Gefühl der peinlichsten Angst; wie eine schwere Last hatte es sich über meine Brust gelegt, ich konnte nicht athmen; ich mußte hinaus aus dem Wagen in's Freie. Aber bis zum physischen Schmerz steigerte sich meine Beklemmung. Mir war es bald, als hörte ich die Accorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte schweben, die Töne wurden deutlicher, ich unterschied Männerstimmen, die einen geistlichen Choral absangen. — „Was ist das? was ist das?“ rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Brust fuhr! — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiederte der neben mir fahrende Postillon, „sehen Sie es denn nicht? da drüben auf dem Kirchhof begraben sie Einen!“

In der That befanden wir uns in der Nähe des Kirchhofes, und ich sah einen Kreis schwarzgekleideter Menschen um ein Grab stehen, das man zuzuschütten im Begriff stand. Die Thränen stürzten mir aus den Augen; es war, als begrübe man dort alle Lust, alle Freude des Lebens. Rasch vorwärts von dem Hügel herabgeschritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinsehen; der Choral schwieg, und ich bemerkte unfern des Thores schwarzgekleidete Menschen, die von dem Begräbniß zurückkamen: der Professor mit seiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer, schritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und schluchzte heftig.

Es war mir unmöglich, in die Stadt hineinzugehen, ich schickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gasthofe und lief in die mir wohl bekannte Gegend hinaus, um so eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur physische Ursachen, Erhitzung auf der Reise u. s. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Lustorte führt, ging vor mir das sonderbarste Schauspiel auf. Rath Krespel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei seltsame Sprünge entrinnen zu wollen schien. Er war, wie gewöhnlich, in seinem wunderlichen grauen, selbst zugeschnittenen Rock gekleidet, nur

hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialisch auf ein Ohr gedrückt, ein sehr langer schmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin- und herflatterte. Um den Leib hatte er ein schwarzes Degengehenk geschnallt, doch statt des Degens einen langen Violinbogen hineingesteckt.

Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder; der ist wahnsinnig, dacht' ich, indem ich langsam folgte. Die Männer führten den Rath bis an sein Haus, da umarmte er sie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel sein Blick auf mich, der dicht neben ihm stand. Er sah mich lange starr an, dann rief er dumpf: „Willkommen, Herr Studiosus! — Sie verstehen es ja auch," — damit packte er mich beim Arm und riß mich fort in das Haus — die Treppe hinauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit schwarzem Flor umhüllt: die Violine des alten Meisters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypressenkranz. — Ich wußte, was geschehen. — „Antonie! Antonie!" schrie ich auf in trostlosem Jammer. Der Rath stand wie erstarrt mit übereinandergeschlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypressenkranz. „Als sie starb," sprach der Rath sehr feierlich, „als sie starb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmstock in jener Geige, und der Resonanzboden riß sich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr

leben; sie liegt bei ihr im Sarge, sie ist mit ihr begraben worden.“

Tief erschüttert sank ich in einen Stuhl, aber der Rath fing an, mit rauhem Ton ein lustig Lied zu singen, und es war recht graulich anzusehen, wie er auf einem Fuße dazu herumsprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumstrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raschen Wendung des Rathes über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt herabziehen in den schwarzen, entsetzlichen Abgrund des Wahnsinns. Da stand der Rath plötzlich stille, und sprach in seinem singendem Ton: „Söhnchen! — Söhnchen! — warum schreist du so; hast du den Todtenengel geschaut? — das geht allemal der Ceremonie vorher!“

Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zersplitterte. Laut lachend rief Krespel: „Nun ist der Stab über mich gebrochen, meinst du Söhnchen, nicht wahr? Mit Nichten, mit Nichten, nun bin ich frei — frei — frei — heisa frei! Nun bau' ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr — heisa keine Geigen mehr!“ — Das sang der Rath

nach einer schauerlich lustigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumsprang. Voll Grauen wollte ich schnell zur Thüre heraus, aber der Rath hielt mich fest, indem er sehr gelassen sprach: „Bleiben Sie, Herr Studiosus, halten Sie diese Ausbrüche des Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnsinn; aber es geschieht nur Alles deshalb, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich aussehen wollte wie das Schicksal oder wie Gott!"

Der Rath schwatzte tolles, grauliches Zeug durch einander, bis er ganz erschöpft zusammensank; auf mein Rufen kam die alte Haushälterin herbei, und ich war froh, als ich mich nur wieder im Freien befand. — Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnsinnig geworden, der Professor behauptete jedoch das Gegentheil. „Es giebt Menschen," sprach er, „denen die Natur oder ein besonderes Verhängniß die Decke wegzog, unter der wir Andern unser tolles Wesen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünn gehäuteten Insecten, die im regen sichtbaren Muskelspiel mißgestaltet erscheinen, ungeachtet sich Alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel Alles zur That. — Den bittern Hohn, wie der in das irdische Thun und Treiben eingeschachtete Geist ihn wohl oft bei der Hand

hat, führt Krespel aus in tollen Gebehrden und geschickten Hasensprüngen. Das ist aber sein Blitzableiter. Was aus der Erde steigt, giebt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und so steht es mit seinem innern Bewußtsein recht gut, glaub' ich, unerachtet der scheinbaren, nach außen herausspringenden Tollheit. Antonien's plötzlicher Tod mag freilich schwer auf ihm lasten, aber ich wette, daß der Rath schon morgenden Tages seinen Eselstritt im gewöhnlichen Geleise weiter forttrabt." — Beinahe geschah es so, wie der Professor es vorausgesagt. Der Rath schien andern Tages ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen und auch auf keiner jemals mehr spielen wolle. Das hat er, wie ich später erfuhr, gehalten.

Des Professors Andeutungen bestärkten meine innere Ueberzeugung, daß das nähere, so sorgfältig verschwiegene Verhältniß Antonien's zum Rath, ja daß selbst ihr Tod eine schwer auf ihm lastende, nicht abzubüßende Schuld sein könne. Nicht wollte ich H— verlassen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnte, vorzuhalten; ich wollte ihn bis in's Innerste hinein erschüttern, und so das offene Geständniß der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, desto klarer wurde es mir, daß Krespel ein Bösewicht sein müsse, und desto feuriger, eindringlicher

wurde die Rede, die sich wie von selbst zu einem wahren rhetorischen Meisterstück formte. So gerüstet und ganz erhitzt lief ich zu dem Rath.

Ich fand ihn, wie er mit sehr ruhiger, lächelnder Miene Spielsachen drechselte. „Wie kann nur," fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in Ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbissen peinigen muß? — Der Rath sah mich verwundert an, den Meißel bei Seite legend. „Wie so, mein Bester?" fragte er; — „setzen Sie Sich doch gefälligst auf jenen Stuhl!" — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich, mich selbst immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonie ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen Macht drohte. Ja, als nicht längst eingeweihte Justizperson, erfüllt von meinem Beruf, ging ich so weit, ihm zu versichern, daß ich Alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, und so ihn dem weltlichen Richter schon hienieden in die Hände zu liefern.

Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schlusse meiner gewaltig pomphaften Rede der Rath, ohne ein Wort zu erwiedern, mich sehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müsse noch weiter fortfahren. Das versuchte ich auch in der That, aber es kam nun Alles so schief, ja so albern heraus, daß

ich gleich wieder schwieg. Krespel weidete sich an meiner Verlegenheit, ein boshaftes, ironisches Lächeln flog über sein Gesicht. Dann wurde er aber sehr ernst und sprach mit feierlichem Tone: „Junger Mensch! Du magst mich für närrisch, für wahnsinnig halten, das verzeihe ich Dir, da wir beide in demselben Irrenhause eingesperrt sind, und Du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu sein wähne, nur deshalb schiltst, weil Du Dich für Gott den Sohn hältst; wie magst Du Dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, seine geheimsten Fäden erfassend, das Dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie ist dahin, und das Geheimniß gelöst!“

Krespel hielt inne, stand auf und schritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er sah mich starr an, faßte mich bei der Hand, und führte mich an das Fenster, beide Flügel öffnend. Mit aufgestützten Armen legte er sich hinaus, und so in den Garten hinabblickend erzählte er mir die Geschichte seines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beschämt.

Mit Antonie verhielt es sich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenschaft gesteigerte Liebhaberei, die besten Geigen alter Meister aufzusuchen und zu kaufen, den Rath nach Italien. Selbst baute er damals noch keine, und

unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerin Angela, welche damals auf dem Teatro di S. Benedetto in den ersten Rollen glänzte. Sein Enthusiasmus galt nicht der Kunst allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichste Weise übte, sondern auch wohl ihrer Engelsschönheit. Der Rath suchte Angela's Bekanntschaft, und trotz aller seiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch sein keckes und dabei höchst ausdrucksvolles Violinspiel sie ganz für sich zu gewinnen. — Das engste Verhältniß führte in wenigen Wochen zur Heirath, die deshalb verborgen blieb, weil Angela sich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerin bezeichnete, trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel" hinzufügen wollte.

Mit der tollsten Ironie beschrieb Krespel die ganz eigene Art, wie Signora Angela, sobald sie seine Frau geworden, ihn marterte und quälte. Aller Eigensinn, alles launische Wesen sämmtlicher erster Sängerinnen sei, wie Krespel meinte, in Angela's kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er sich einmal in Positur setzen, so schickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maestro's, Academico's über den Hals, die, unbekannt mit seinem eigentlichen Verhältniß, ihn als den unerträglichsten, unhöflichsten Liebhaber, der sich

in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu schicken wisse, ausfilzten. Gerade nach einem solchen stürmischen Auftritt war Krespel auf Angela's Landhaus geflohen, und vergaß, auf seiner Cremoneser Geige fantasirend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rath schnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu spielen, sie umarmte den Rath mit süßen schmachtenden Blicken, sie legte das Köpfchen auf seine Schulter. Aber der Rath, in die Welt seiner Accorde verstiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab sich, daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unsanft berührte. Die sprang aber voller Furie zurück; „bestia tedesca!" schrie sie auf, riß dem Rath die Geige aus der Hand und zerschlug sie an dem Marmortisch in tausend Stücke. Der Rath blieb, erstarrt zur Bildsäule, vor ihr stehen, dann aber, wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Riesenstärke, warf sie durch das Fenster ihres eigenen Lusthauses und floh, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, nach Venedig — nach Deutschland zurück.

Erst nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan; obschon er wüßte, daß die Höhe des Fensters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Nothwendigkeit, Signora bei obbewandten Um-

ständen durch's Fenster zu werfen, ganz einleuchtete, so fühlte er sich doch von peinlicher Unruhe gequält, um so mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie guter Hoffnung sei. Er wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraschte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin sie jenes Vorganges im Landhause mit keiner Silbe erwähnte, und der Nachricht, daß sie von einem herzallerliebsten Töchterchen entbunden, die herzlichste Bitte hinzufügte, daß der Marito amato e padre felicissimo doch nur gleich nach Venedig kommen möge.

Das that Krespel nicht, erkundigte sich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umständen, und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in's weiche Gras herabgesunken sei, und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als psychische Folgen gehabt habe. Signora sei nämlich nach Krespel's heroischer That wie umgewandelt; von Launen, närrischen Einfällen, von irgend einer Quälerei ließe sie durchaus nichts mehr verspüren, und der Maestro, der für das nächste Carneval componirt, sei der glücklichste Mensch unter der Sonne, weil Signora seine Arien ohne Hunderttausend Abänderungen, die er sich sonst gefallen lassen müssen, singen wolle. Uebrigens

habe man alle Ursache, meinte der Freund, es sorgfältig zu verschweigen, wie Angela kurirt worden, da sonst jeden Tag Sängerinnen durch die Fenster fliegen würden.

Der Rath gerieth in nicht geringe Bewegung, er bestellte Pferde, er setzte sich in den Wagen. „Halt!“ rief er plötzlich. — „Wie,“ murmelte er dann in sich hinein, „ist's denn nicht ausgemacht, daß, sobald ich mich blicken lasse, der böse Geist wieder Kraft und Macht erhält über Angela? — Da ich sie schon zum Fenster hinausgeworfen, was soll ich nun in gleichem Falle thun? was ist mir noch übrig?“ — Er stieg wieder aus dem Wagen, schrieb einen zärtlichen Brief an seine genesene Frau, worin er höflich berührte, wie zart es von ihr sei, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mal hinter dem Ohre trage, und blieb in Deutschland. Der Briefwechsel dauerte sehr lebhaft fort. — Versicherungen der Liebe — Einladungen — Klagen über die Abwesenheit der Geliebten — verfehlte Wünsche — Hoffnungen u. s. w. flogen hin und her, von Venedig nach H—, von H— nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutschland, und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F—. Ungeachtet sie gar nicht mehr jung war, riß sie doch Alles hin mit dem unwiderstehlichen Zauber ihres wunderbar

herrlichen Gesanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindesten verloren.

Antonie war indessen herangewachsen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater schreiben, wie in Antonien eine Sängerin vom ersten Range aufblühe. In der That bestätigten dies die Freunde Krespel's in F—, die ihm zusetzten, doch nur einmal nach F— zu kommen, um die seltene Erscheinung zwei ganz sublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahnten nicht, in welchem nahen Verhältnisse der Rath mit diesem Paare stand. Krespel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in seinem Innersten lebte, und die ihm öfter als Traumbild erschien, mit leiblichen Augen gesehen; aber so wie er an seine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er blieb zu Hause unter seinen zerschnittenen Geigen sitzen.

Ein hoffnungsvoller junger Componist verliebte sich in Antonie so sehr, daß er, da Antonie seine Liebe recht herzlich erwiederte, die Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunst heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rath stimmte um so lieber bei, als des jungen Meisters Compositionen Gnade gefunden vor seinem strengen Richterstuhl. Krespel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirath zu erhalten; statt derselben kam ein schwarz gesiegelter Brief, von fremder Hand über-

schrieben. Der Doctor R... meldete dem Rath, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt, und gerade in der Nacht, als am andern Tage Antonie getraut werden sollen, gestorben sei. Ihm, dem Doctor, habe Angela entdeckt, daß sie Krespel's Frau und Antonie seine Tochter sei; er möge daher eilen, sich der Verlassenen anzunehmen.

So sehr auch der Rath von Angela's Hinscheiden erschüttert wurde, war es ihm doch bald, als sei ein störendes unheimliches Princip aus seinem Leben gewichen, und er könne nun erst recht frei athmen. Noch denselben Tag reiste er nach F—.

Man kann nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rath den Moment schilderte, als er Antonie sah. Selbst in der Bizarrerie seines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darstellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im Stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmuth Angela's wurde Antonie zu Theil, der aber die häßliche Kehrseite ganz fehlte. Der junge Bräutigam fand sich ein; Antonie, mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefsten Innern richtig auffassend, sang eine jener Motetten des alten Padre Martini, von denen sie wußte, daß Angela sie dem Rath in der höchsten Blüthe ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorsingen müssen. Der Rath vergoß Ströme von Thränen: nie hatte er selbst Angela so singen

hören. Der Klang von Antonien's Stimme war ganz eigenthümlich und seltsam, oft dem Hauch der Aeolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne schienen nicht Raum haben zu können in der menschlichen Brust. Antonie, vor Freude und Liebe glühend, sang und sang alle ihre schönsten Lieder und ihr Geliebter spielte dazwischen, wie es nur die wonnetrunkene Begeisterung vermag. Krespel schwamm erst in Entzücken, dann wurde er nachdenklich — still — in sich gekehrt. Endlich sprang er auf, drückte Antonie an seine Brust und bat sehr leise und dumpf: „Nicht mehr singen, wenn Du mich liebst — es drückt mir das Herz ab — die Angst — die Angst — Nicht mehr singen. —"

„Nein," sprach der Rath andern Tages zum Doctor R..., „als während des Gesanges ihre Röthe sich zusammenzog in zwei dunkelrothe Flecke auf den blassen Wangen, da war es nicht mehr dumme Familien-Aehnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet." —

Der Doctor, dessen Miene vom Anfang des Gesprächs von tiefer Bekümmerniß zeugte, erwiederte: „Mag es sein, daß es von zu früher Anstrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verschuldet, genug Antonie leidet an einem organischen Fehler in der Brust, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den seltsamen, ich möchte sagen, über die

Sphäre des menschlichen Gesanges hinaustönenden Klang giebt. Aber auch ihr früher Tod ist die Folge davon, denn singt sie fort, so gebe ich ihr noch höchstens sechs Monate Zeit.

Den Rath zerschnitt es im Innern wie mit hundert Schwertern. Es war ihm, als hinge zum ersten Male ein schöner Baum die wunderherrlichen Blüthen in sein Leben hinein, und der solle recht an der Wurzel zersägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entschluß war gefaßt. Er sagte Antonie Alles; er stellte ihr die Wahl, ob sie dem Bräutigam folgen und seiner und der Welt Verlockung nachgeben, so aber früh untergehen, oder ob sie dem Vater noch in seinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, so aber noch Jahre lang leben wolle. Antonie fiel dem Vater schluchzend in die Arme; er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts Deutlicheres vernehmen. Er sprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieser versicherte, daß nie ein Ton über Antonien's Lippen gehen solle, so wußte der Rath doch wohl, daß er nicht der Versuchung würde widerstehen können, Antonie singen zu hören, wenigstens von ihm selbst componirte Arien. Auch die Welt, das musikalische Publikum, mocht' es auch unterrichtet sein von Antonien's Leiden, gab gewiß die Ansprüche nicht auf; denn dies

Volk ist ja, kommt es auf Genuß an, egoistisch und grausam.

Der Rath verschwand mit Antonie aus F— und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm der Bräutigam die Abreise. Er verfolgte die Spur, holte den Rath ein, und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur einmal ihn sehen und dann sterben,“ flehte Antonie. „Sterben? — sterben?“ rief der Rath in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte sein Inneres. — Die Tochter, das einzige Wesen auf der weiten Welt, das nie gekannte Lust in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben versöhnte, riß sich gewaltsam los von seinem Herzen, und er wollte, daß das Entsetzliche geschehe. — Der junge Mann mußte an den Flügel, Antonie sang, Krespel spielte lustig die Geige, bis sich jene rothen Flecke auf Antonien's Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber der Geliebte Abschied nahm von Antonie, sank sie plötzlich mit einem lauten Schrei zusammen.

„Ich glaubte,“ so erzählte mir Krespel, „sie wäre, wie ich es vorausgesehen, nun wirklich todt, und blieb, da ich einmal mich selbst auf die höchste Spitze gestellt hatte, sehr gelassen und mit mir einig. Ich faßte den Menschen, der in seiner Erstarrung schaafsmäßig und albern anzusehen war, bei den Schultern und sprach (der Rath fiel in seinen singenden Ton): da Sie,

verehrungswürdigster Claviermeister, wie Sie gewollt und gewünscht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, so können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten so lange gütigst verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirschfänger durch das Herz renne, damit so meine Tochter, die, wie Sie sehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch Ihr sehr werthes Blut. — Rennen Sie nur geschwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Messerchen nachwerfen! — Ich muß wohl bei diesen Worten etwas graulich ausgesehen haben; denn mit einem Schrei des tiefsten Entsetzens sprang er, sich von mir losreißend, fort durch die Thüre, die Treppe hinab."

Wie der Rath nun, nachdem er fortgerannt war, Antonie, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete sie tiefseufzend die Augen, die sich aber bald wieder zum Tode zu schließen schienen. Da brach Krespel aus in lautes, trostloses Jammern. Der von der Haushälterin herbeigerufene Arzt erklärte Antonien's Zustand für einen heftigen aber nicht im mindesten gefährlichen Zufall, und in der That erholte sich diese auch schneller, als der Rath es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie schmiegte sich nun mit der innigsten, kindlichsten Liebe an Krespel; sie ging ein in seine Lieblingsneigungen — in seine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen auseinander-

legen, und neue zusammenleimen. „Ich will nicht singen, aber für Dich leben,“ sprach sie oft, sanft lächelnd, zum Vater, wenn Jemand sie zum Gesange aufgefordert und sie es abgeschlagen hatte.

Solche Momente suchte der Rath indessen ihr so viel als möglich zu ersparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Gesellschaft ging, und alle Musik sorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie schmerzlich es Antonie sein mußte, der Kunst, die sie in solch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entsagen. Als der Rath jene wunderbare Geige, die er mit Antonie begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie sehr wehmüthig an und sprach leise bittend: „Auch diese?“ — Der Rath wußte selbst nicht, welche unbekannte Macht ihn nöthigte, die Geige unzerschnitten zu lassen und darauf zu spielen. Kaum hatte er die ersten Töne angestrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach, das bin ich ja — ich singe ja wieder!“

Wirklich hatten die silberhellen Glockentöne des Instruments etwas ganz Eigenes, Wundervolles, sie schienen in der menschlichen Brust erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerste gerührt; er spielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf- und niederstieg, dann schlug Antonie die Hände zusammen und

rief entzückt: „Ach, das habe ich gut gemacht! das habe ich gut gemacht!“ — Seit dieser Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft sprach sie zum Rath: „Ich möchte wohl etwas singen, Vater!“ Dann nahm Krespel die Geige von der Wand und spielte Antonien's schönste Lieder; sie war recht aus dem Herzen froh.

Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rath so, als höre er im Nebenzimmer auf seinem Pianoforte spielen, und bald unterschied er deutlich, daß der junge Componist nach gewöhnlicher Art präludire. Er wollte aufstehen, aber wie eine schwere Last lag es auf ihm; wie mit eisernen Banden gefesselt, vermochte er sich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leisen, hingehauchten Tönen, die immer steigend und steigend zum schmetternden Fortissimo wurden: dann gestalteten sich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches ihr Geliebter einst ganz im frommen Styl der alten Meister für Antonie componirt hatte. Krespel sagte, unbegreiflich sei der Zustand gewesen, in dem er sich befunden, denn eine entsetzliche Angst habe sich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derselben erblickte er die Liebenden, die sich umschlungen hielten und sich voll seligem Entzücken anschauten. Die Töne des Liedes und des,

begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie sichtbar sang, oder eine Hand das Fortepiano berührte. Der Rath fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen versank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angst aus dem Traume geblieben. Er sprang in Antonien's Zimmer. Sie lag mit geschlossenen Augen, mit holdselig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sopha, als schliefe sie, und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber todt.

Die Heimathlosen.

(Aus den Dichtungen in Prosa.)

Von

Justinus Kerner.

Die Mädchen des Waldgebirgs saßen im Hirtenhause vertraulich beim Spinnrocken. Der Mond schien durch die runden Fensterscheiben und erhellte das niedere Gemach. Serpentin lag ohnweit des Glockenspiels auf einer Bank an der Wand. Das Haupt hatte er auf den Arm gestützt und war in Träume versunken.

Wie der Mond durch das dichte Gezweige des Nußbaumes vor dem Hause schien, warf er vorüberziehende Gestalten auf die Wände des Gemaches. Serpentin dachte sich in ihnen Geister, die in fliegenden Gewanden hinschwebten, spielende Meerfrauen, krystallhelle Blumen und Sterne.

Seit seinem dritten Jahre immer in den Klüften

dieser Gebirge, in der Nacht dieser Wälder lebend, hatte er noch keine freie Aussicht gesehen, noch keinen geöffneten Himmel, keinen Aufgang oder Niedergang der Sonne.

Bücher, die er bei seinem Meister fand, hatten ihm von der größern Welt Manches erzählt, das er sich aber immer auf schwarzem Grund in den brennendhellsten Farben dachte; ja, je beschränkter und tiefer die Wildniß der Gebirge und Wälder war, je heller wurden die Gestalten und Flächen, die sich ihm im Geiste vor Augen stellten.

Die Mädchen beim Spinnrocken erzählten nach der Reihe Mährchen und Geschichten alter Zeit. Serpentin vernahm keines: denn er dichtete sich jetzt gerade selbst eine wundersame Geschichte aus den vorüberschwebenden Mondgestalten, die ihm auch oft wie Ahnungen und Bilder aus seiner frühesten Kindheit vorkamen.

Jetzt begann Sililie ihr Mährchen, und die ihm liebe Stimme weckte ihn aus seinen Träumen. Sie sprach: Der Mond, der sich dort auf den schwarzen Felsen setzt, mahnt mich an das Mährchen, das die Pflegemutter mir so oft erzählte, nächtlich, wenn das helle Glockenspiel im stillen Zimmer hallte. Ich nenne es nur „das Mährchen vom Lichte,“ denn es giebt mir immer die hellsten Träume.

Serpentin lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, während Sililie also erzählte:

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und sechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh hütete, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngsten der Knaben riefen die Eltern nur: Goldener; denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte. So oft die Kinder hinausgingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran: anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand.

Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendroth. „Laßt

uns zurückgehen!" sprach der Aelteste, „es scheint dunkel zu werden." — „Seht da, der Mond!" sprach der Zweite. Da kam es licht zwischen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer krystallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink', die goldne Ros'
Die Königskron' im Meeresschooß."

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht; die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen; denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere. Die Brombeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, Andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und

immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne grüne Wiese. Da war es ihm so leicht um das Herz, und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zu Kaufe. „Solch ein Bursch ist mir gerade vonnöthen," dachte der Vogelsteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hineinsah, und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen," sprach der Vogelsteller laut lachend; „deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs; bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen."

Goldener war gleich dabei; ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden. „Laß erproben, was du gelernt hast," sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge fing

er einen schneeweißen Finken. „Packe dich mit diesem weißen Finken!“ schrie der Vogelsteller, „du hast es mit dem Bösen zu thun!“ und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden hervorragten.

Am dritten Tag aber wurde der Wald heller und immer heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume.

„Ha!“ sprach der Gärtner, „solch einen Burschen hab' ich gerade vonnöthen,“ und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zu-

mal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden. „Fort in den Wald!“ sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!“ Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbnen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet. „Packe dich mit diesen goldenen Rosen!“ schrie der Gärtner, „du hast es mit dem Bösen zu thun!“ und so stieß er er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der krystallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schöngeschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle

hinaus. „Ein solcher Bursch ist uns gerade vonnöthen,“ sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!“ sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde. „Triumph!“ rief der alte Fischer, und fiel Goldenern zu Füßen, „ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“

„Heil unserem König!“ riefen die Fischer, und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff, und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren: diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem

König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch. —

Sililie hatte geendigt, die Uhr schlug Mitternacht und ihre hellen Glasglocken hallten eine einfache Melodie durch das stille Gemach. Der Mond war unter den Felsen hinabgesunken und Nacht war in dem Gemache. Serpentin saß in tiefes Nachdenken versunken, und je dunkler es um ihn wurde, desto heller traten all die lichten Bilder jenes Mährchens vor ihn, die helle grüne Wiese, der Garten mit seinen lichten Blumen und das brennende Meer. Er schlich sich aus dem Hirtenhause in die Wohnung seines Meisters und legte sich zu noch hellern Träumen auf sein Lager.

Ohnweit des Hirtenhauses stand das Haus eines sonderbaren Mannes, sie nannten ihn Meister Lambert, der war im Rufe eines großen Arztes und es nahmen alle Kranken dieser Wälder, ja auch Kranke aus entfernten Gegenden, ihre Zuflucht zu ihm.

Man sagte von ihm, daß er so auffallende Kuren durch die Kraft der Sympathie verrichte und in uralten angeerbten Handschriften hohe Geheimnisse bewahre. Gewiß aber ist, daß er ein Mann war, der den Staub der Schule von sich geschüttelt, als Kind mit Einfalt

und Liebe der Natur selbst sich hingab, der frei von den störenden Einflüssen eines gemeinern Gesellschaftlebens sich gefangen an ihr Herz gelegt. So war die Natur ihm befreundet, es war sein Wesen ihr gleich geworden, er fühlte und erkannte ihre Einflüsse, ohne sie in Regeln fassen zu wollen.

Er hatte den Gang der Gestirne und ihren Wechsel emsig belauscht, das Aufblühen und Verblühen der Thiere und Gewächse, das Schaffen in den Tiefen der Erde in Stein und Metall, und es schloß sich seinem reinen ungestörten Gemüthe manches Wunder auf, das einem der Natur entfremdeten Sinn ewig verborgen bleiben muß, ja von dem ein solcher, von gemeinen Eindrücken befangener Sinn niemals auch nur die entfernteste Ahnung erhält.

Von diesem Manne wurde Serpentin als Gehülfe angenommen. Er übertrug ihm gern die Berührung und Bereitung der Arzneimittel, weil er sah, wie er sie mit Glauben und Liebe bereitete und er darin die eigenthümliche Kraft der Mischung setzte.

Es waren fremde Leute, die mit Arzneimitteln herumzogen und vor Jahren in diese Gebirge kamen, die Serpentin und Sililie in dem nahen Hirtenhause krank zurückgelassen. Mit ihnen war noch ein erwachsener Knabe, der ein Bruder Serpentins zu sein schien; dieser zog mit seinen Begleitern weiter. Nach den

Erzählungen dieses Knaben schienen sie durch Seeräuber an den Küsten von Spanien geraubt nach Italien gebracht worden zu sein, von wo aus sie mit herumziehenden Tyrolern in diese Gebirge kamen.

Lambert trug für die zerrüttete Gesundheit der zarten Kinder alle Sorge, aber bald erkannte er diese Geschöpfe als Blumen, die unter fremdem Himmel nicht lange blühen würden. Geflissentlich hatte er ihnen ihr früheres Schicksal, das er aber auch nur aus der Erzählung des ältern Knaben dunkel ahnete, verschwiegen.

Sililie hatte er der Pflege einer zärtlichen Hirtenfrau übergeben, Serpentin aber nahm er selbst zu sich und lehrte ihm die Kenntniß der Kräuter und die Bereitung der Arzneimittel.

Das Haus, das er bewohnte, war ein einsames Waldhaus im Gebirge. Es lag im wildesten Theile dieser Gegend zwischen hohen Granitfelsen in einer Schlucht, durch die ein Waldstrom sich hinzog. In den Spaltungen des Urgebirgs, auf den Ueberresten eines längst erstorbenen kräftigen Lebens, hatten Tannen- und Fichtenbäume Wurzel gefaßt und ragten, oft in seltsamen Stellungen, über die Schlucht hin.

Das Dickicht der Waldung, die wild auf einander gethürmten Felsmassen gestatteten keine freie Aussicht, und es blieb oben nur so schmal, als wie unten der

Stamm durch die enge Schlucht hinlief, ein Streifen des Himmels sichtbar. Dagegen sprangen lebendige Quellen zu Hunderten aus räthselhaften Tiefen der Erde und schienen durch ihre Klarheit und Bläue den so sparsam zugemessenen Himmel ersetzen zu wollen.

Meister Lambert hatte seine Wohnung von einem Holzhändler erkauft, der in die Stadt gezogen war. In einer Kammer derselben auf ihrem obern Boden lebte seit langer Zeit her ein uralter Mann; der jedesmalige neue Besitzer des Hauses hatte ihn immer wieder von dem Abziehenden übernommen und so geschah es schon seit langer Zeit her. Als Lambert das Haus bezog, war der Mann vor Alter schon ganz stumpf an Sinnen, er schien Gehör und Sprache gänzlich verloren zu haben. Er ging in dem Hause still aus und ein, und holte sich selbst Wurzeln und Waldfrüchte, seine einzige Nahrung. Sein Körper war stark zusammengekrümmt, sein Gesicht und besonders sein Nacken voll Runzeln, die hart und kalt anzufühlen waren.

Sein Kinn und Haupt war wie mit Moos bewachsen, er war ein Bild des höchsten erstarrten Menschenalters.

Er hatte sich in seiner Kammer ein Lager von Moos bereitet, da lag er den größten Theil der Zeit ruhig. Seine ledernen Hände spielten meistens mit

einer lebenden Schildkröte, die er immer bei sich hatte.

Die ältesten Männer dieser Gebirge erinnerten sich, ihn in ihrer Jugend schon so mit seiner Schildkröte gesehen zu haben. Sie nannten ihn nur den Waldvater, wußten aber nicht wie alt er war oder woher er eigentlich gekommen. Einige wollten sich einer dunklen Sage erinnern, nach der er vom Meere gekommen und viel Elend erlebt habe.

Serpentin lag schlummernd auf seinem Lager; es war in der Nacht, als Sililie das Mährchen vom Licht erzählte. Da ersah er im Traum zum erstenmal den Aufgang der Sonne. Er erwachte, noch düstere Nacht lag im Gebirge: da ergriff ihn die gewaltigste Sehnsucht, endlich einmal die Klarheit des freien Himmels zu schauen. Eilends raffte er das nöthige Reisegeräthe zusammen und ging, noch ehe der Meister vom Schlaf erwachte, zum erstenmal die Nacht und die Einsamkeit dieser Wälder zu verlassen.

Keines Weges kundig, lief er an dem schmalen Ufer des Waldstromes hin. In den einsamen Hütten, an denen er vorüberzog, schwieg Alles; nur hie und da vernahm er aus einer den Schall einer Ziegenglocke oder den Schlag einer Wanduhr. Um ihn war öde

Nacht, vor ihm aber schwebte das klare Bild Sililiens, die ihm seit Erzählung jenes Mährchens immer mit einer lichten Glorie um das Haupt erschien.

Bald sah er in der Ferne eine helle, wogende Feuermasse, und, wie mitten in ihr, viele ihm fremdgekleidete Männer, die auf's Eifrigste und Seltsamste beschäftigt waren. Sie schienen ihm ganz in der Feuermasse zu stehen und aus ihr Sonnen, Feuerringe und lichte Kugeln zu bilden. Er war vor eine Hütte gekommen, wo sie Gefäße aller Art von Glas bereiteten, eine Kunst, die er zuvor noch nie gesehen. Er verwunderte sich nicht wenig, wie eine so geringe glühende Masse durch den Hauch des Bereiters in eine so helle große Kugel sich ausdehnen und durch geschickte Schwingungen in bestimmte Formen treten konnte.

Er verwunderte sich ob der seltsamen Gefäße, die hier bereitet standen, und dachte sich selbst ihren Gebrauch aus. Er sah hier runde schwarze Spiegel, in denen wundersame Gestaltungen erschienen, große Pokale von buntem Glas, auf die ringsum Denksprüche und Bilder geschliffen waren, künstliche Figuren, die allerlei Ungethüme und Bilder der Phantasie darstellten. Am längsten aber betrachtete er die flüssige Masse des Glases selbst, die er so lange ansah, bis seine Augen den Glanz nicht mehr ertragen konnten. Der Meister sah den begierigen Jüngling mit

freundlichen Blicken an und erklärte ihm die Bereitung des Glases und der Gefäße ausführlich. Dann labte er ihn mit Speise und Trank, und als er zufällig im Gespräche von ihm erfahren, daß er des Flötenspielens nicht unkundig sei, schenkte er ihm beim Abschiede eine kleine Flöte von Krystall, auf der Serpentin auch alsbald die hellsten Töne einer Harmonika hervorbrachte. Derselbe Meister gab ihm auch auf den Weg folgendes Räthsel mit:

Kennst du den seltsamen Krystall?
Er deutet strahlend himmelwärts,
Rund ist er wie das blaue All
Und seine Folie ist das Herz.
Es bricht aus ihm ein heilig Licht,
Das ist der werthen Folie Glanz;
Wann Lieb' und Leiden die zerbricht,
Zerfließet er in Strahlen ganz.

Serpentin zog noch immer im Dunkel der Wälder hin. Die Waldvögel flogen vor ihm von Zweig zu Zweig und stimmten ihren hellen Gesang an. Jetzt traf er auf ein Waldhaus, das war rings mit Laubholz und Tannen umgeben; auf diesen hüpften viele Sangvögel hin und her, Drosseln, Amseln und Nachtigallen, und ihr Ruf tönte laut in den hohlen Wald. Da er einer Erfrischung bedurfte, trat er in das Haus

ein. Er verwunderte sich nicht wenig, als ihm da drinnen noch hellerer Gesang als der Vögel da draußen entgegenscholl: es war das Spiel einer Wanduhr, die spielte mit hellen Glasglöckchen und Flötentönen die Melodie des Liedes, das ihm gar wohl bekannt war und das also heißt:

Tief durch den Wald Gesang erschallt,
Die leichten Vöglein scherzen,
Der Mensch allein, der trägt die Pein
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach den Blumen nach,
Ihm ist so kühl und helle,
Durch's Menschenherz, da schleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Gesang verhallt, Sturm wiegt den Wald
In dumpfen Melodieen;
Einsam die Bahn muß Wandersmann
Mit düstrer Wolke ziehen.

Rinn' nieder, Thau! aus Wolken grau,
Dich saugt die Blum' in Liebe!
Thrän'! bleib zurück im Menschenblick,
Machst Blumen welk und trübe!

Serpentin war in das Waldhaus getreten; es wurde von Menschen bewohnt, die künstliche Uhren von Holz und Metall verfertigten, und sie weit über das Meer hin zum Verkaufe sandten. Der Meister

war ein blinder Greis von achtzig Jahren. Aus seinen großen schwarzen Augen trat eine solche Klarheit, daß, wenn sie auch kein Licht empfingen, sie desto mehr Licht zu geben schienen. Er berührte Serpentin mit weichen Händen, und seine freundlichen Gesichtszüge schienen zu verkünden, daß er auch das Innere des Jünglings erfühle.

Als er Serpentin einige Erfrischungen dargebracht, machte er ihn mit dem wundersamen Bau seiner Kunstwerke bekannt. Vor Allem fiel Serpentin eine hohe Flötenuhr auf, die den Lauf der Gestirne wie den der Stunden zeigte. Sie stellte ein Waldschloß dar, das von Bäumen umgeben war; darin ließen sich zu jeder Stunde Sangvögel aller Art hören, die sangen einander in den lieblichsten Accorden zu; ob dem Schlosse aber zogen auf einem himmelblauen Grunde die Gestirne hin, und gaben in ihrem Laufe ein lieblich Tönen.

Der Meister setzte sich mit seinen Gesellen und Serpentin zum Abendbrod, da sprach der Greis viel vom Gesange der Vögel, von den Tönen des Holzes und der Metalle, und von dem Laufe der Gestirne.

Die Nacht war hereingetreten; es war eine stürmische Gewitternacht. Der Meister wollte den Jüngling nicht weiter ziehen lassen, und wies ihm in einem einsamen Gemache eine Schlafstätte an. Schauerliche

Nacht war draußen, wundersam brauste der Sturm durch die dichte Waldung; es war ein Tönen wie von Meereswogen, welches ein Singen wie von Geisterchören öfters wieder übertönte.

Serpentin wurde bald in tiefen Schlummer gewiegt. Da ersah er im Traume krystallene Gärten in den Tiefen des Meeres; es war ein Himmel mit Farben des Regenbogens über ihn ausgebreitet, singende Meerfrauen in lichten Gewanden flogen an ihm vorüber, und es war ihm immer, als vernähm' er den unbeschreiblich süßen Ton kristallener Flöten. Dann aber war er plötzlich wieder aufwärts durch die krystallene Hellheit getragen. Er war am Meeresstrande auf einer lichten, grünen Wiese unter blauem, warmem Himmel; auf schlanken hohen Bäumen mit seltnen klaren Blüthen wiegten sich Vögel von unbeschreiblichem Glanze. Es war ihm, als wär' er da einmal in frühester Jugend gewesen. Er lag im Schoße seiner Mutter, dieselbe war in einem lichten milchweißen Kleide. Ihr liebreiches blaues Auge sah aus einem Schleier, der mit goldnen Sternen geziert war, so lieb und herzerfreulich wie der warme Himmel auf ihn hernieder.

Ein heller lichter Blüthenzweig bildete eine Glorie um sein Haupt. Die klaren Bilder verschwanden, er schiffte mit fremden unheimischen Leuten über die dunkle

See, dann sah er sich mit Sililie im Korbe eines Maulthiers in ein nächtlich Gebirge geführt.

Der tobende Sturm draußen hatte sich gelegt, die Wolken zertheilten sich, und der volle Mond trat über's Gebirge und erleuchtete Serpentins Gemach mit unbeschreiblicher Klarheit. Es war Mitternacht, noch lag Serpentin träumend auf dem Lager. Da erschien ihm auf einmal eine runde wogende Feuermasse, die war auf himmelblauem Grunde, und warf an ihrem Umkreise rings goldene Blumen, brennend wie von Feuer, in den blauen Himmel hinaus. Inmitten der Klarheit aber stand Sililie; sie hatte eine hohe weiße Lilie in den Händen und nickte mit ihr ihm freundlich zu. Er erwachte. Noch nie hatte er eine innigere Sehnsucht nach dem freien Himmel, nach der hellen Heimath in sich erfühlt. Rasch sprang er von seinem Lager auf und lief schnell wie ein gescheuchtes Reh im Waldgebirge weiter.

Seit dem Verschwinden Serpentins fühlte Sililie einen Schmerz in sich, den sie sich selbst nicht zu deuten wußte. Sie sahen und sprachen einander im Waldgebirge nur selten, aber ein Jedes hatte das Andere, ohne es sich gerade zu sagen, warm und befreundet in sich getragen. Eines Tages kam sie mit

großer Freude zu Lambert gelaufen und versicherte ihn, sie wisse ganz gewiß, daß Serpentin ihrer recht sehr denke. Von da an nannte sie öfters seinen Namen, saß gern auf der Stelle, wo er gesessen, und berührte oft seine zurückgelassenen Gewande.

Lambert hatte einen uralten Becher von Krystall; er bemerkte, wie Sililie sich öfters mit diesem in ein einfaches Gemach schlich. Einsmals ging er ihr insgeheim nach und sah, wie sie dasaß und starr in den Grund des Glases schaute. Sie schien ihn nicht zu bemerken, oder seine Tritte zu vernehmen. „Was machst du, meine Tochter?“ sprach er. „Ich sehe Serpentin in diesem Glase,“ sprach sie; „da sitzt er im Waldgebirge im Zimmer eines Wirthshauses; ich fühle, daß er meiner sehr gedenkt.“

Von da an verschloß Lambert das alte Glas, daß es Sililie nicht mehr vorfand, denn aus Sorgfalt für ihre Gesundheit wollte er verhüten, daß das ihr angeborne wunderbare Ahnungsvermögen gesteigert würde.

Serpentin saß in der Ecke einer Wirthsstube, eines Hauses, das noch im Waldgebirge lag, von wo aus aber ein gebahnter Weg bald zu freiern Aussichten in die Ebene führte. Ein nach der Sitte der Stadt ge-

kleideter Mann saß am Tische und faßte den Jüngling öfter scharf in's Auge. Jetzt trat ein Mädchen mit einem Harfenspieler ein; sie schien dem Manne untergeordnet zu sein, denn derselbe legte alsbald einige Speisen, die vor ihm standen, zurück und befahl dem Mädchen, ihm sein Lied zu singen. Da sang das Mädchen mit Begleitung der Harfe:

In einem dunklen Thal
Lag ich einst träumend nieder;
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimat wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen,
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimatland
Voll Gold und Rosenhelle!
Doch bald der Traum verschwand,
Schmerz trat an seine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
Durch's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, such' das Haus
Und find' es nicht vor Thränen.

Dem fremden Manne standen nach dem Gesange helle Thränen im Auge. Rasch griff er nach Hut und Wanderstab. „Auf!“ sprach er zu dem Mädchen,

„heute noch auf das Schloß von Kastell!“ — „Gott mit euch, Herr Leo!“ sprach der Wirth, indem Beide das Wirthshaus verließen.

Das Wesen des fremden Mannes und der Gesang hatten Serpentin wundersam ergriffen. Es schien ihm jede Strophe aus seinem eigenen Gemüthe genommen zu sein. Er war im Begriffe, dem Manne nachzurufen und doch wußte er keine Worte zu finden. Er verließ das Wirthshaus und schlug unwillkührlich die Straße nach Kastell ein. In tiefen Gedanken ging er des Wegs hin. Es war ihm, als erinnerte er sich, in frühester Kindheit dem Manne schon einmal begegnet zu sein. Da eröffnete sich auf einer Berghöhe auf einmal die Wildniß zu einer freien Aussicht. Es war ein herbstlicher Abend. Unübersehbar lag die Welt vor ihm ausgebreitet. Flüsse, weite Thäler, Städte, Burgen und Dörfer, Alles schwamm im Feuer der sinkenden Sonne. Wie er bei jener Glashütte die Menschen von ferne, als wie in der Feuermasse stehend, erblickte, so sah er jetzt in der Glut des Abendhimmels hohe alte Münster und Burgen. Die Umrisse der Gegenstände waren auf dem Feuergrunde alle bestimmt hervorgetreten, und so schien auch das Ferne dem Auge begrenzt und deutlich. Wie er mit Lust in die geschmolzene Glasmasse geschaut, so sah er nun mit dem höchsten Entzücken in diese milde Klarheit, die auch

dem Auge wohlthuend erschien. Er verlor sich mit seinen Blicken weit in die Ferne hin, wo blaue Gebirge Wolken von Gold und Feuer wie lichte Kronen trugen. Dann hing wieder sein Auge auf dem alten Schlosse von Kastell, das, eine wunderbare Geisterburg, mit seinen alten Thürmen, schwarz, wie aus gegossenem Eisen, auf dem lichten Grunde stand. Die Verzierungen der gothischen Thürme, die alten Ritterbilder, die Köpfe von Ungethümen und die steinernen Verzweigungen waren in ganz bestimmten Umrissen schwarz hervorgetreten und gewährten seinem Auge einen ganz seltsamen neuen Anblick. Noch stand er im Anschauen dieser Klarheit verloren, als ein schwarz gekleideter, wohlaussehender Mann von mittlerem Alter auf einem Maulthiere die Straße hergeritten kam, ihn anrief und aus seinen Träumen weckte; es war der Graf von Kastell. Der Graf war im Begriff, die Straße nach seinem Schlosse einzulenken. Serpentin fragte ihn, ob dieser Weg nach Kastell führe? Da der Weg einen steilen Berg hinabging, war der Graf von seinem Maulthier abgestiegen, und ging mit Serpentin zu Fuße weiter. Das eigene Wesen des Jünglings fiel dem Grafen bald auf; er erkundigte sich, von wannen er komme und was der Zweck seiner Wanderung sei. Serpentin hatte kaum Lamberts Namen ausgesprochen, als der Graf sich mit vieler Liebe nach

ihm, als einem alten Freunde, erkundigte. Es war ihm überraschend, ihn in jenen Gebirgen zu wissen, da er ihn an den Küsten der Nordsee begraben glaubte. Serpentin, als er in dem Manne einen Freund seines Meisters erkannte, konnte sich der Thränen fast nicht erwehren, denn er dachte seiner jetzt erst recht in Liebe und konnte eine geheime Sehnsucht nach ihm, die seit seiner Entfernung schon einigemal gewaltig in ihm aufgestiegen war, nicht länger mehr zurückhalten. Das Lob, welches der Graf über seinen alten Freund ausgoß, machte ihn recht wehmüthig und er mußte mit festen Blicken in die Glut des Himmels vor sich hinschauen, um in seinen Augen einen Strom von Thränen noch zurückzuhalten. Desto heimlicher aber kam ihm jetzt der ihm erst kurz noch so fremde Mann vor.

Als der Graf durch die freimüthige Erzählung des Jünglings ganz in dessen Gemüth gesehen, als er erfahren, wie er aus bloßer innerer Sehnsucht, die Klarheit des Himmels zu schauen, die Nacht der Gebirge und seinen liebreichen Meister verlassen, so schien ihm ein so klares Herz noch nie begegnet zu sein. Er machte ihm den Antrag, ihn in sein Schloß zu begleiten, indem er ihm die Hoffnung gab, ihn vielleicht bald selbst zu seinem Meister wieder zurückzuführen.

Das Wunderbare jenes Schlosses, dem sie nun

bald nahe waren, und ein geheimer Zug, der ihn dahin trieb, und den wohl jener Mann, dessen Lied ihm noch so gut im Gedächtniß stand, in ihm veranlaßte, ließen ihn leicht in die Wünsche des Grafen eingehen.

Sililie widmete sich von Tag zu Tag mehr ausschließlich der Pflege jenes alten Mannes, den sie den Waldvater nannten. Sie bereitete ihm an jedem Morgen ein neues Lager von getrocknetem Moose, das sie öfters bunt mit jungen Waldblumen umwand. Oft auch bekränzte sie, wenn der Alte im Schlummer lag, sein bemoostes Haupt mit lichten Blumen. Unter dieser zarten Pflege schien der Alte sich auch in der That zu verjüngen. Seine von rauhen Wimpern beschatteten Augen, die sonst immer unter harten Decken verborgen lagen, wurden immer sichtbarer; sie schienen größer zu werden und zeigten ein helles himmelblaues Licht. Auch bemerkte Lambert: daß, seit Sililie die Pflegerin des Alten war, er wärmer anzufühlen war und einige der Runzeln seines alten Gesichtes verschwanden. Der Alte fing auch an, an Blumen, die Sililie ihm reichte, Wohlgefallen zu finden, dieselben gern in seiner Nähe zu haben und sie anzusehen.

Indeß ging Sililie immer weniger unter andere

Gespielinnen, ihre liebste Beschäftigung schien die um den alten Mann zu sein; sie war stiller geworden. Lambert bemerkte, daß sie immer weniger aß, auch bleicher wurde, und so fing er an, um ihre Gesundheit besorgt zu werden.

Schwarz und wundersam stand das Schloß von Kastell auf einer abgesonderten Berghöhe, hoch über das weite Thal ragend, mit Thürmen, von denen, wie von hohen Mastbäumen, lange Wimpel in die Luft flatterten. Es war dieses Schloß auch seltsam, ganz in Gestalt eines Schiffes, gebaut, und trug aus uralter Zeit viele in Stein gehauene Bilder von Meerfrauen und räthselhaften See-Ungethümen. Zwei Linden von unsäglichem Alter, die ihre schwarzen Arme weit in den hellen Himmel hinhielten, standen vor den Thoren des Schlosses, gleichsam wie riesige Wächter.

Der Graf, welcher das Schloß bewohnte, war ein Mann in den mittlern Jahren. Einst hatte er auf der See gedient; eine erhaltene Wunde aber machte ihn des Dienstes unfähig, und er zog sich auf die Burg seiner Väter zurück. Jetzt trat er mit Serpentin in das Schloß ein. Schon war Leo daselbst angekommen, und ging dem Grafen freudig entgegen.

Dieser umarmte in ihm einen längst erwarteten Bekannten. Er hatte die Gäste in seinen Familiensaal geführt. Hier waren die Bilder seiner Ahnen, mehrere in verschiedenen Epochen ihres Lebens, aufgestellt; es war ein kräftiger Menschenstamm. Serpentin zog vor Allen das Bild eines Kindes an. Es war ein Knabe von unbeschreiblicher Lieblichkeit und Zartheit. Er saß am Gestade des Meeres unter bunten Muscheln und spielte mit einer Schildkröte. Lüfte, wohl von duftvollen Eilanden, schienen in seinen goldenen Locken zu wehen. Seine großen blauen Augen waren voll Anmuth und Klarheit. Im Hintergrunde des Bildes zeigte sich das Meer, darob ein klarer Morgenhimmel. „Dieser Knabe,“ sprach der Graf, „steht hier als Mann.“ Serpentin wandte seinen Blick nach dem größern Gemälde. Es war das Bild eines kecken Seemanns. Sein blaues Auge, wie die ruhige See, zeugte von Tiefe und Kraft. Seine Stirne war breit und frei, und das auf ihr gescheitelte braune Haar hing in langen Locken hernieder. Auch hier war ihm wieder eine Schildkröte beigegeben. Im Hintergrunde des Bildes erblickte man ein Schiff, das in stürmender See vor Anker lag.

„Diese Schildkröte,“ sprach der Graf, „soll bei hundert Jahre und mehr in unsrer Familie lebend gewesen sein; wir erblicken sie noch auf einigen Abbil-

dungen meiner Vorfahren, die alle zur See dienten."
— „O du beneidenswerthes, sorgloses Geschöpf," sagte Leo, „Centnerlasten gehen über dich hin, wie ruhst du so sicher noch lebend unter deiner Schale, harmlos, wie der arme Mensch erst unter dem Sargdeckel!"

Der Graf hatte sich in dem erleuchteten Saale mit Leo und Serpentin zur Abendtafel gesetzt.

Bei Gelegenheit einiger Früchte, die ihm gereicht wurden, sprach Leo: „Nur eine schwache Erinnerung haben wir jetzt noch von der Lust, die uns in früher Kindheit das Essen eines Apfels, einer Kirsche, eines Stückleins Brod verursachte. Als wir noch keine so fleischfressenden Thiere waren, da wir noch mehr von Kraut und Früchten lebten, da war es auch noch anders, noch harmloser in uns, so harmlos wie dem grasfressenden Thiere, das geruhig auf dem großen grünen Teller der Wiese weidet, das nur eine Miene machen kann; weil es keine andere zu machen bedarf, als die, welche die größte Ruhe und Harmlosigkeit ausdrückt. Seit wir auf eignen Füßen gehen, seit wir unsrer Mutter, der Erde, entwöhnt sind, will uns, was so ganz von ihr genommen ist, wie Kraut, Frucht und Brod, nicht mehr so munden. Nur das Weib, das stets treue Kind der Erde, verbleibt gerne bei der Kost, die die Mutter reicht; wir aber streben

nach einer ihr fremden fleischigen Kost mit Beil und Geschoß, bis wir im Alter, zu Kindern geworden, wieder der Muttererde uns nähern; da labt uns wieder Kraut und Obst, wie in der Kindheit, und endlich legen wir uns selbst, ein Samenkorn, in ihren Schooß, wo es uns freilich am allerharmlosesten wird."

Serpentin saß gerade dem Bilde jenes Seemannes gegenüber. Ein Kronleuchter erhellte das Bild. Während die Andern in solchen ihm gleichgültigen Gesprächen begriffen waren, hatte er es öfters unwillkürlich scharf in das Auge gefaßt.

Jetzt hatte er gerade wieder seinen Blick fest darauf gerichtet, es schien ihn mit so wundersamen bekannten Augen anzublicken, und dieselben nicht von ihm zu lassen; da stürzte das Bild plötzlich, ohne eine sichtbare Berührung erhalten zu haben, mit einem dumpfen Schlag von der Wand hernieder.

„Schade, daß dieser Mann schon vor fünfzig Jahren gestorben, es müßte gewiß seinen Tod bedeuten," sprach der Graf.

„Wer weiß," sprach Leo, halb scherzend, halb im Ernste, „ob mit dem Manne nicht gerade in diesem Moment eine wichtige Veränderung in einem andern Leben, in welchem wir ihn anzunehmen haben, vorging? Es ist bekannt, daß, wenn die Reben blühen, der Wein sich im Fasse rührt; allein nicht so bekannt

ist die gewisse Beobachtung, daß die Weine aus den verschiedenen Weinbergen sich in ihren Bewegungen gänzlich nach der verschiedenen Blüthezeit der verschiedenen Berge, von denen sie genommen sind, richten. Was geschieht mit einem Weine, dessen Weinberg ausgerottet wurde? Gewiß hat er auch Ahnung davon. Sollten wir weniger Ahnung von bedeutenden Schicksalen, von dem Tode anverwandter theurer Personen haben, von denen wir so ganz genommen sind wie die Traube von der Rebe?" —

Es war in derselben Nacht, Meister Lambert war noch mit Berechnung gewisser Formeln beschäftigt, da trat Sililie zur Mitternachtsstunde in sein Gemach und fragte ängstlich: „Meister! o hört ihr nicht da oben den wunderbaren Gesang? Er kommt wie aus der Kammer des Alten, und ich vermag nicht mehr auf dem Lager zu bleiben." — „Es ist der Wind, der durch das Schilf am See bläst," sagte Lambert. Da that es in der Kammer des Alten einen dumpfen Fall.

„Laß uns auf den Boden gehen," sprach Lambert.

Sie nahmen Licht und traten in die Kammer des Alten ein. Er lag auf seinem Lager nicht anders, als wär' es sein steinern Bild, das man ihm zu einem

Grabsteine bereitet. Die Schildkröte, seine treue Gefährtin, lag auf seiner Brust; aber sie zeigte kein Leben mehr, ihre Schale war zersprungen. „Es ist gewiß," sprach Sililie, „daß jene wunderbaren Töne aus dieser Kammer kamen, und daß der Alte vor seinem Hinscheiden noch gesungen. Seht nur seine Hände, wie alt, wie die Haut der Schildkröte, und sein Nacken scheint wie die Rinde eines alten Baumes mit Moos bewachsen. Aber seine Augen, die haben sich ganz geöffnet und sind krystallhell, himmelblau als wie zwei große Thautropfen auf einer blauen Wasserlilie." „Du ruhst wohl, räthselhafter Mann!" sprach Lambert; „deine harte Schale ist zerbrochen, und dein banger Traum ist geendet!"

Der Tod des Alten wurde bald rings im Gebirge bekannt. Männer, Frauen und Kinder kamen häufig herbei, den Waldvater noch einmal zu sehen und ihn zu Grabe zu geleiten. Lambert hatte schon längst für ihn eine Bestattungsstelle ausersehen; es war eine von Bergkrystallen und Tropfsteinen ausgekleidete Höhle, die sich unweit seiner Wohnung in einem Felsen befand. Das Wasser, das von ihren Wandungen niederträufelte, hatte die Kraft, Alles bald in Stein zu verwandeln. „In diese Höhle," sprach Lambert, „laßt uns die Hülle des Alten legen; sie sei nicht der Verwesung preisgegeben. Wie ihr ihn, als er noch

auf der Erde war, Waldvater, Geist dieser alten Wälder, nanntet, so liege er nun, da er nicht mehr auf der Erde weilen darf, unverweslich hier unten, Geist der Wasser, Metalle und Gesteine dieser Gebirge. „Geh, Sililie!“ sprach er weiter, „bereite ihm in der Höhle ein Lager von Tulpen und Wasserlilien; auch diese wird die Kraft des Wassers unverweslich erhalten.“

Sililie bereitete der Leiche ein buntes Lager von Blumen. Wer diese holde Gestalt so unter Blumen und Bergkrystallen in dunkler Höhle beschäftigt gesehen hätte, der würde nichts anders in ihr, als ein seltsames Berg- oder Nachtfräulein vermeint haben.

Um Mitternacht der folgenden Nacht trugen sechs der ältesten Männer dieser Gebirge, von denen jeder mehr als das achtzigste Jahr erreicht hatte, unter Begleitung Lamberts und vieler Gebirgsbewohner, die Leiche im Scheine der Fackeln zur Höhle. Ein Chor weißgekleideter Jungfrauen war vorangeschritten. Da legten sie den durch Alter und Tod ganz erstarrten Körper auf Blumen nieder. Ein Kranz von Schilfblättern war um sein Haupt geschlungen. Seine Augen gaben, wie die Krystalle der Höhle, hellen Schein. Die Höhle selbst war durch das Licht der Fackeln wundersam erleuchtet. Es brannten die bunten Krystalle in den Farben lichter Regenbogen. Die

Tropfsteine aber standen, wundersame Gestaltungen, bald in dunkeln, bald in lichten Gruppen umher.

Nachdem sie die Hülle des räthselhaften Alten noch eine Zeitlang mit stiller Andacht betrachtet, sang der Chor der Jungfrauen folgende Strophen:

Nun schließt das felsige Gemach,
Verwesung dring' nicht ein.
Wohl ruht sich's bei Metallen licht,
Bei Wasser und Gestein.
Schlaft süß, schlaft süß, ihr müden, müden Glieder!
Krystallne Wasser, träufelt tönend nieder!

Verwelket nicht, ihr Blumen bunt,
Auf die wir ihn gelegt.
Blüht auf zum farbigen Krystall,
Vom Bergfräulein gepflegt.
Schlaft süß, schlaft süß, ihr müden, müden Glieder!
Krystallne Wasser, träufelt tönend nieder!

Erglüh' mit dem Krystall der Kluft,
Du Aug' mit hellem Schein,
Einst finde man im Felsen dich
Als reichen Edelstein.
Schlaft süß, schlaft süß, ihr müden, müden Glieder!
Krystallne Wasser, träufelt tönend nieder!

Hierauf wälzten sie einen großen Felsstein vor die Höhle und vermauerten die noch offnen Stellen.

Der Graf hatte Leo und Serpentin in die alte Kapelle seines Schlosses geführt. Sie betrachteten die gemalten Glasscheiben der Kapelle mit ihren Heiligenbildern. Serpentin konnte die Glut ihrer Farben nicht genug bewundern. Mit solchem Himmelsscheine traten ihm einst Bilder in der Nacht der Gebirge vor's Auge. „Solche Bilder," sprach Leo, „erscheinen oft am Himmel im Farbenschmelz des Abends. Derlei Malerei ist dem Himmel selbst abgelernt. Das ist das Gold der Sonne, die Glut des Abendroths, die Bläue des Aethers. Gewiß hat diese Kunst ein kindlich klares Gemüth zuerst geübt, oder ein frommes Gemüthe, dem zum Erstenmal in solcher Glorie ein Heiliger erschien. Wir besitzen diese Reinheit nicht mehr, diese Kunst ist uns verloren gegangen, wir sind zu weise und groß geworden." Jetzt betrachteten sie ein Bild des Erlösers am Kreuze, auf Goldgrund gemalt. „Auch diese Art der Malerei wird nicht mehr geübt," sprach der Graf, „und doch so herrlich treten auf einem solchen Grunde die Gestalten hervor; er ist ein Heiligenschimmer, der über das ganze Gemälde hinfließt." Vor diesem Gemälde blieb Serpentin in hoher Andacht stehen, nicht bemerkend, daß der Graf mit Leo in seine Familiengruft gestiegen wär.

„Wie ihr sie in jenem Saale oben in lebendigen Farben sahet," sprach der Graf, „liegen sie hier unten,

verstorbene Leichen, in verschlossenen Sarkophagen. Alle sind hier versammelt, so getrennt sie auch von einander lebten, ob sie auf dem Meere oder auf dem Lande der Sturm des Lebens herumtrieb, von diesem, der am heiligen Grabe kniete, bis auf diesen, der unter Braunschweigs Fahne in blutiger Schlacht erlag," er deutete auf den Sarg seines Vaters, „Alle kamen hier zusammen. Nur Einer fehlt, hier steht sein Sarkophag noch ungefüllt, es ist der, dessen Bild uns in vergangener Nacht durch seinen gewaltigen Fall erschreckte. Er war der Bruder meines Urgroßvaters, und hat den größten Theil seines Lebens zur See verlebt. Er war auf der Insel Helgoland geboren; daselbst brachte auch seine Mutter, durch gewisse politische Verhältnisse gezwungen, einige Jahre zu. Frühe zum Seedienste bestimmt, sollte sein Körper, um ohne Nachtheil einst den wilden Elementen sich preiszugeben, auf das höchst Möglichste abgehärtet werden. Auf dieser rauhen Insel, die nicht einen Baum erzeugt, die gleichsam wie der gezackte Rücken eines versteinerten See-Ungethüms aus dem Meere ragt, verlebte er seine Kindheit: das Gestade des Meers war sein liebster Spielplatz, Meerfische, Wurzeln und Wasser seine einzige Nahrung. Alle Sagen, die von dem Leben dieses Mannes zu uns kamen, verlieren sich fast in das Wunderbare und Abenteuer-

liche. Gewiß ist, daß er unter Seeräuber gerathen und in Tunis mehrere Jahre in der drückendsten Gefangenschaft verlebte; auch ist gewiß, daß er mit der Tochter eines reichen Banquiers in Bremen heimlich verehelicht war, einer Jungfrau, deren wunderbare Schönheit ihm alle Widerwärtigkeiten äußerer Verhältnisse, die aus dieser Verbindung entsprangen, vergessen machte."

„Das Schicksal aber trieb ihn bald auf's Neue zur See; seine Gemahlin, mit der er einen Sohn erzeugte, ließ er an den Küsten von Spanien zurück. Fünf Jahre erhielt sie regelmäßig Nachrichten von ihm, dann blieben alle auf einmal aus, und nach zwei Jahren, die sie im tiefsten Kummer durchlebte, sandte man ihr seinen Todtenschein. In ihrer Trauer versöhnten sich ihre Eltern wieder mit ihr, beredeten sie aber, in ihr Vaterland zurückzukehren und ihre Hand einem Landedelmann bei Oberoa zu geben. Sie verließ Spanien, indeß ihr Sohn an die Tochter eines Edelmannes in der Nähe von Valenzia verheirathet zurückblieb. Nachdem sie mit ihrem zweiten Manne schon viele Jahre durchlebt und mit ihm Kinder erzeugt hatte, soll sich, wie sie und ihr Gemahl eines Abends bei Tische saßen, die Thüre geöffnet haben und ihr vormaliger Gemahl, ohne ein Wort zu reden, auf sie zugeeilt sein, s i e geküßt haben und

auf immer wieder verschwunden sein. Die Frau starb bald nachher an den Folgen des gehabten Schreckens. Von ihm aber ist nie eine Spur wieder zum Vorschein gekommen, als daß die Sage ging, er sei von Holzhauern nachher einmal in der Wildniß der Waldgebirge erblickt worden. Der Sohn, den er in Spanien zurückließ, starb, nachdem er viel Elend erlebt. Auch er hatte einen einzigen Erben, einen Sohn erzeugt, dem er sterbend noch den Rath gab: mit seiner Familie, einer Frau und drei Kindern in die Heimat der Voreltern zu kehren. Keines aber von ihnen kam je in Deutschland an. Es ging die Sage: das Schiff, auf dem sie sich zur Heimfahrt befunden, sei im Meere versunken; Andere wollen wissen: daß sie alle während eines Gefechts mit den Seeräubern umgekommen, und so ist nun dieser Zweig unserer Familie erloschen."

Leo stand während der Erzählung des Grafen in tiefem Nachdenken; einigemal wollte er denselben mit einer Frage unterbrechen, als ihm immer wieder die Frage entfiel. Er folgte in tiefem Sinnen dem Grafen aus der Gruft in die Kapelle. Serpentin stand noch immer in tiefer Andacht vor dem Bilde des Gekreuzigten; unwillkürlich hatten sich seine Hände gefaltet, seine Kniee gebogen. Der Goldgrund des Gemäldes war ihm zum goldentbrennenden Abend-

himmel geworden. Darin stand das sterbende heilige Bild und hatte seine Arme versöhnend über die weite Erde ausgereckt.

Sililie war nach dem Tode des Alten in große Stille versunken. Es schien ihr in dem Gebirge immer unheimischer zu werden. Sie verlangte laut bald nach Serpentin, bald nach dem Alten, und setzte sich auch oft Stundenlang in des Einen oder des Andern verlassenes Gemach. Eines Abends sank sie neben Lambert bleich auf einen Sitz zurück. „Sililie! ich glaube, du bist krank," sprach Lambert. „Mich friert," sprach Sililie. „Komm', lege dich auf dein Lager nieder," sprach Lambert, „ich will dir einen Trank bereiten."

Lambert erkannte, daß das Mädchen von einem Fieber befallen worden, das jede Stunde, der kräftigsten Heilmittel ungeachtet, zuzunehmen schien.

Am siebenten Tage der Krankheit sprach sie: „Meister! hört ihr die helle Flöte von Krystall?" Von da an verfiel sie in einen langen Schlummer; Lambert hoffte mit banger Erwartung noch das Beste.

Sie schien ihm wieder erwacht, und es war ihm, als ob sie ganz fröhlich sei und lache, er wußte nicht, durch welche Süßigkeit. Er trat näher zu ihr und fragte sie, warum sie so holdselig lache?

„Ich sah," sprach sie, „einen Ort, der mit schö-
nem und hellem Lichte angefüllt ist."

„Sei gutes Muthes, meine liebe Tochter," sprach Lambert, „du wirst in diesem schönen Lichte wohnen." Sie lächelte wieder und nickte mit dem Haupte, und ein wenig hernach sprach sie: „Ich bin ganz fröhlich."

Mehr hat sie darauf nicht geredet; außer da schon ihre Augen dunkel wurden, sprach sie: „Ich kenne euch fast nicht mehr, aber alles Andre scheint mir voll heller Rosen zu sein," — und dieses ist ihre letzte Rede gewesen.

Vor dem Waldhause in einem kleinen Garten hat ihr Lambert mit eigner Hand ein Grab bereitet, und hat es mit hellen, warmen Thränen benetzt. Ein Felsstück, das mit Bergkrystallen von ungemeiner Klarheit und Größe bewachsen war, hatte er auf die Stätte gewälzt.

Aus den Zwischenräumen der Krystalle sproßten bald Alprosen empor und verbreiteten im Glanze derselben ein jugendlich Morgenroth über die Stätte.

Serpentin und Leo hatten einander, ohne ihrer Kindheit noch klar zu gedenken, wie Brüder erkannt. Es war einem Jeden, als wär' er schon längst um den Andern gewesen, und als zöge süße Gewohnheit einen Jeden wieder zum Andern hin. Serpentin legte

gern seine Hand in die von Leo, folgte ihm auch auf jedem Schritte.

Der Graf hatte große Freude an der Zuneigung, die sich Beide schenkten. Schon längst war der Tag verflossen, den Leo sich zur Abreise vom Schlosse bestimmt hatte, aber immer fühlte er sich wieder von Serpertin zurückgehalten. Ueberall ging der bleiche stille Knabe ihm zur Seite. Der Graf, besorgt um seine Gesundheit, die immer wankender zu werden schien, ließ sich von Serpentin das Wort geben, nicht ohne seinen Willen das Schloß zu verlassen. Heimlich aber hatte der Graf schon vor Tagen einen Brief an Meister Lambert, seinen alten Freund, gesandt, in welchem er ihm Serpentins Anwesenheit auf dem Schlosse verkündet, und den Wunsch äußerte: ihn als seinen ältesten Freund, den er schon längst begraben glaubte, wieder zu sehen, wo er alsdann den zarten Pflegesohn ihm wieder in die Arme führen werde. Deutlich wie noch nie stiegen indeß in Leo Gefühle aus seiner Kindheit auf. Es war ihm immer, als könnte er ohne Serpentin das Schloß nicht mehr verlassen; endlich aber gewann dennoch sein Trieb zu wandern, die Unruhe, die er stets fühlte, wenn er eine Zeitlang an einem Orte verweilt hatte, die Oberhand, und er war fest entschlossen, am nächsten Morgen Kastell zu verlassen.

Noch an diesem Abend war Lambert angekommen.

Es war ihm nach dem Tode Sililiens ein Trost, seinen Serpentin wieder zu sehen. Der Graf umarmte in ihm den alten Freund. Er führte ihn zu dem Jünglinge, der erkrankt das Bette zu hüten gezwungen war. Serpentin zog den Meister mit Thränen an sein Herz, auch dem Meister traten Thränen in das Auge. Er konnte Sililiens Tod nicht verschweigen. Da stockten Serpentin die Thränen im Auge, und mildes Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht.

Leo kam nur auf einen Augenblick in die Gesellschaft Lamberts; er hielt sich den Abend und die Nacht über allein in seinem Gemache verschlossen.

Serpentin lag im einsamen Gemache des Schlosses auf seinem Lager schwer erkrankt. Es war drei Stunden nach Mitternacht, da trat seine Mutter in verklärter Hellheit vor ihn. Sie stand auf einem Grunde von brennenden Rosen, eine doppelte Glorie umfing ihr Haupt; in ihren Armen hielt sie Sililie, ein Kind in holder Klarheit. Ihr Schein warf eine wonnige Wärme auf ihn, wie die des mildesten Himmels. Alles außer ihr und dem klaren Rosenschimmer war ein dunkelblauer Himmel. Es war ihm, als läge er, ein Kind, zu ihren Füßen und sähe in die Hellheit hin.

Wie aus der weitesten Ferne vernahm er jetzt den Klang einer Harfe. Es war Leo, der unruhige Wanderer. Dieser hatte, als ihm noch Alles zu schlummern schien, sein Reisebündel zusammengepackt, und mit dem kleinen Mädchen, das ihm die Harfe trug, das Schloß verlassen. Auf dem höchsten Gipfel eines noch über dasselbe ragenden nahen Berges, dem Fenster des Gemaches, in welchem Serpentin lag, gegenüber, setzte er sich noch einmal nieder, ergriff die Harfe und sang in die Thäler hin:

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg, wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Ein herrlicher Morgen war aufgegangen, der Himmel stand heute wie nie voll Glut. Die Gemächer des Schlosses schienen durch ihre hohen Fenster wie in Flammen zu brennen.

Lambert warf sich noch unruhig auf seinem Lager hin und her; er war um Serpentin's Leben, der schon seit einigen Tagen das Bett zu hüten gezwungen war, sehr besorgt. Er erhob sich und trat leise in des Jünglings Schlafgemach. Rosenroth vom heraufsteigenden Sonnenball beschienen, lag er auf seinem Lager. Lambert trat näher zu ihm: kalt waren seine Hände, er war zur hellen Heimat übergeflogen. Unter den Harfentönen seines Bruders war er verschieden. Mit stiller Rührung überbrachte Lambert dem Grafen die Nachricht von Serpentin's Tode. „Ich habe seinen Tod vorausgesehen,“ sprach der Graf; „Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus.“ Lambert erzählte, wie er zu Serpentin und Sililie gekommen. „In den kurzen Augenblicken,“ sprach er, „in welchen ich Leo gesehen, fand ich so viele Aehnlichkeit mit ihm und jenem ältern Knaben, der sich damals seinen Bruder nannte, daß ich nicht zweifle, ihn als solchen bei näherer Betrachtung bestimmt zu erkennen.“ — „So viel ich höre,“ sprach der Graf, „hat er sich vor Anbruch des Tages vom Schlosse entfernt. Was ich von seinem Leben weiß, ist zwar wenig; doch könnte es eurer Muthmaßung völlig zur Stütze dienen. Leo wurde als Knabe von vierzehn Jahren von herumziehenden Marionettenspielern nach Oberoa gebracht, wo er auf einem Theater sich nach und nach

zum beliebten Schauspieler ausbildete. Er wurde aber bald wie von einer innern Unruhe von einer Stadt in die andere getrieben, wollte ungestört allein sein und handeln, und fiel auf Erfindung jener Schattenspiele, die man auch chinesische Schattenspiele nennt. Mit diesen zog er, ein ewiger Wanderer, bald dahin, bald dorthin. Ich lernte ihn früher zu Oberoa kennen, und schon einigemal kehrte er auf seinen Wanderungen in meinem Schlosse ein. Zu Bremen soll er einige Jahre hindurch in einem Wirthshause, wie ein Reisender immer mit gepacktem Koffer, gewohnt haben."

Unter solchem Gespräche waren sie in den Familiensaal getreten. Lambert betrachtete das Bild des Seemannes mit vieler Aufmerksamkeit, und je fester er es betrachtete, desto mehr schien es ihm die Züge des alten Waldvaters an sich zu tragen.

Der Graf erzählte seinem Freunde die Geschichte des Mannes, wie er sie Leo kürzlich vor dem leeren Sarkophage erzählt.

Nun hegte Lambert keinen Zweifel mehr; die Geschichte des Waldvaters schien ihm enträthselt zu sein. Der Graf war von seinen Erzählungen überrascht; er ließ sich zu wiederholten Malen Alles sagen, was er von dem alten Manne wußte, auch genau die Umstände angeben, unter denen Serpentin und Sililie

in das Waldgebirge gebracht wurden, und was der Knabe dazumal über ihr früheres Schicksal äußerte. Lambert stellte Alles auf's Genaueste zusammen: da dämmerte dem Grafen ein Licht auf, und er ahnete in jenen Fremdlingen die Urenkel seines Verwandten. „Leo," sprach er, „ist der Einzige, der unsern Vermuthungen noch nähere Bestätigung geben könnte; wer aber weiß, wohin sich der unruhige Wanderer jetzt gewendet."

„Auch die Hülle des Alten," sprach Lambert, „könnt ihr noch ersehen, unversehrt noch so, wie er einst in ihr lebte. Im Waldgebirge ruht sie bald zu Stein gewandelt in einer Höhle von Bergkrystall." — „Laßt uns den guten Knaben erst zur Ruhe bestatten," sprach der Graf, und dann laßt mich mit euch in's Waldgebirge zur Ruhestätte des Alten pilgern."

Der Graf ließ Serpentin in ein lichtes Gewand kleiden, und ihn in einen Sarg voll Rosen niederlegen. Seine krystallene Flöte, die einzige Habseligkeit, die man außer einigen Kleidungsstücken bei ihm fand, ward ihm zur Seite gelegt. Im Chor der alten Kapelle war ihm eine Ruhestätte bereitet. Vier weißgekleidete Hirtenknaben trugen ihn im Morgenrothe un-

ter Begleitung des Grafen und Lamberts dahin. Auch viele Knaben und Mägdlein der Gegend folgten seinem Sarge in weißen Gewanden. Die Kapelle war rings mit Rosen ausgekleidet. Der Schloßkaplan, ein ehrwürdiger Greis mit silberhellem Haare, sprach ein kurzes Gebet, weihte den Sarg mit heiligem Wasser ein und gab ein Zeichen, ihn, das Haupt gegen Morgen gerichtet, in die Gruft zu versenken.

Im nämlichen Momente trat der Feuerball der emporsteigenden Sonne der Kapelle gegenüber, die gemalten Glasscheiben mit ihren Heiligenbildern brannten in verklärten Farben, und hellauf glühte die ganz mit Rosen ausgekleidete Kapelle und goß Duft und Schimmer auf den langsam versinkenden Sarg. Aus all der Klarheit aber blickte das Bild des Gekreuzigten, vor dem Serpentin erst kürzlich noch in so hehrer Andacht gekniet war, freundlich lächelnd hernieder.

Gebirgsmährchen.

Von

H. Steffens.

Eine Gesellschaft vornehmer Badegäste in Warmbrunn hatte sich vereinigt, um einen böhmischen Edelmann zu besuchen. Unter diesen befand sich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Gesellschaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider: immer mürrischer, je fröhlicher die Gesellschaft wurde, polterte, schalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anstand, den Ernst zu vergessen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine solche Störung, ihn baten, doch die kurze, schnell vorübergehende Lust zu ehren, erschien seine keinesweges liebenswürdige Frau, um sie in breiten Redensarten auf die Verdienste des Mannes

aufmerksam zu machen. Bei diesen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünschte. Dieß Mal war es aber nicht möglich; mehrere von der Gesellschaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er selbst hatte sich aufgedrängt und schien sich von der fröhlichen Fahrt so viel Lust zu versprechen, daß man, selbst heiter gestimmt, ihn dieses Mal verträglicher, als sonst, zu finden hoffte. An einem schönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten schnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Riesengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man sie mit Sehnsucht erwartete. Viele Freunde hatten sich hier versammelt; man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigste Weise, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde, altkluge Weise seiner Frau, mehr als ein Mal die Geduld der Gesellschaft auf die schwerste Probe setzten. Der letzte Abend hatte die ganze Gesellschaft auf die traulichste Weise vereinigt. Das Gefühl, daß man sich nun nach einer kurzen Zeit der Lust und Freude trennen müsse, unterhielt eine stille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten sich unvermuthet getroffen,

um sich eben so schnell zu trennen; aber man beschloß die letzten Stunden ganz der Freude zu widmen, und die heiterste Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abschied und Trennung. Herr von Emmerling schien leider alle seine Launen für heute aufgespart zu haben. Er schien es absichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu stören; seine Frau ergoß sich in Sentenzen, und schon wollte die Gesellschaft mismüthig auseinander gehen, als ein Fremder erschien, der Allen unbekannt war. Er war zu Pferde, und bat den Wirth, seine Zudringlichkeit zu entschuldigen. Er habe, sagte er, sich in dem Gebirge verirrt, sein Pferd sei so müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um so freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geistreicher Mann erschien, und seine Gegenwart die mismüthige Stimmung zu verdrängen versprach. Auch gelang es ihm. Schnell schien er die Verhältnisse aller Personen zu einander zu durchschauen; die geheimen Neigungen der Männer und Frauen schienen ihm bekannt; einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu sagen, und selbst das verdrießliche Ehepaar ward, ohne zu wissen, wie, von ihm bezwungen. Er war heiter mit den Fröhlichen, wußte aber auch die Ernsteren bald durch ernste Unterhaltung zu fesseln, indem er wunderbare Erlebnisse

von weiten Reisen berichtete. So erzählte er u. A. Folgendes mit immer wachsender Lebhaftigkeit, wobei bald die ganze Gesellschaft mit sichtbarer Spannung ihm lauschte.

„Die Insel Seeland ist gegen Nordwesten durch eine schmale, wüste, sandige Landstrecke mit einer Halbinsel verbunden, die anmuthig, fruchtbar mit Dörfern bedeckt ist. Aber jenseit der einzigen kleinen Stadt der Halbinsel ragt ein Theil derselben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Ansehn. Der Flugsand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land sausen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entstehen, verwehen und häufen sich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte die Gegend durchreisend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildesten Zerstörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, sandige Gegend einsam durchritt, erhob sich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben sich, die Wolken jagten sich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender; der Sand fing an, sich in immer größern und größern Massen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob sich im Wirbel und erfüllte die Luft.

Der Weg war unkenntlich, das Pferd sank tief in den losen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermischt und alle Gegenstände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm sauste durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitschten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenscheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermischung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Brust ist, gab dieses Chaos das Bild eines wild zerrissenen Gemüthes: alle Hoffnung zerstört, jede Freude verschüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grause Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüsten Stätte unruhiger Leidenschaften vergraben; die Stimme des Gewissens drohend, donnerähnlich; in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längst versiegten Thränenquellen sich gewaltsam fluthend eröffnen, und die Wehmuth die zerrissene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, etwa eine Viertelmeile vom Ufer des Meeres ent-

fernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet, die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebauet, nur die feste Kirche, auf einem Hügel erbaut, steht noch einsam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzählung."

„In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in fromme Betrachtung versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechselseitige Mistrauen so wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren, und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauschen des Meeres unterbrochen und der blasse Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm starke Männertritte auf der Treppe, und erwartete schon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste beizustehen. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. Mein Herr, sagte er, Sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar

wartet schon in der entfernten Kirche. Diese Summe, sprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle Geldbörse, wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen. Der Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstisches zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Antrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er mild an, dem Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaube, eine solche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Gesetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf. Er hielt ihm ein Pistol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: Ich bin fertig. Die Fremden hatten zwar Dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthselhaften Männer gingen schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbstnacht, denn der Mond war schon untergegangen. Als sie aus dem Dorfe

traten, sah der von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die Kirche hell erleuchtet; und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde, sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthür öffnete sich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen hineingestoßen. Um sich her hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in seiner Nähe Gespräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Russisch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung dastand, fühlte er sich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es schien, zurückgewichen; man löste die Binde, er erkannte den einen seiner nächtlichen Begleiter und fand sich vor dem Altar stehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen silbernen Leuchtern, zierte den Altar; die Kirche selbst war durch viele Lichter so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, so erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter

der großen Menge die bange Seele mit Entsetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menschen besetzt waren, so war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein frisch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es sonst bedeckte, stand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger sah nichts, als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand sich rührte. So mag in der verirrten Seele ein stilles, dumpfes Brüten jeder entsetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete sich ein Mann auf, dessen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterschied und seinen hohen Stand verrieth. Er schritt rasch den leeren Gang entlang, indem die Menge ihn anstarrte, und seine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchse, breitschultrig, von gedrungenem Bau, sein Gang trotzig, das Gesicht gelblichbraun, die Haare rabenschwarz, die Züge strenge, die Lippen wie voll Ingrimm geschlossen; eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebieterische seines Ansehens; lange dunkle und buschige Augenbraunen überschatteten die kleinen schwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit starken goldenen Tressen besetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm

kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber besetzt, umfing die schlanke Gestalt und warf sich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelsteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erstarrt: kein Zug bewegte sich; die erblaßten Lippen schienen todt die Augen wie gebrochen, und die erschlafften Arme hingen völlig gerade an den zusammengesunkenen Leib herab. So kniete sie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entsetzen schien so Bewußtsein, wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer festzuhalten.

Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja spöttisch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann gestellt, von finsterm Ansehen, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar seine Sprache verstehen würde. Es war ihm

nicht wahrscheinlich. Dennoch faßte er sich und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen der Brautpaars zu fragen. Neander, Feodora, antwortete dieser mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzulesen, indem seine Stimme schwankte und er, oft sich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar seine Verwirrung zu bemerken schien, wodurch er in seiner Vermuthung, daß Beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt sein müßte, bestätigt ward. Als er nun fragte: Neander, willst Du die hier neben Dir knieende Feodora für dein rechtmäßiges Eheweib erkennen? da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu seinem Erstaunen sprach dieser laut, ja fast schreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten das entsetzliche Ja, und ein stilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, setzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte sich darauf, lauter redend, als wollte er sie aus dem Todesschlummer erwecken, an die Braut, indem er sagte: Willst Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, so antworte durch ein vernehmliches Ja!

Da erwachte die entseelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entsetzen bewegte die erschlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein schnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Brust hob sich, ein gewaltsamer Thränenguß löschte die Gluth der Augen, und das Ja ließ sich hören wie das Angstgeschrei einer Sterbenden, und schien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Brust der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut sank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillschweigen. Da sah der Prediger die leichenblasse Braut, wie vorher, in tiefer Betäubung knieen und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob sich und führte die schwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der riesenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erschienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn, nicht ohne Mühe, durch das Gedränge, und nachdem sie ihn aus der Thür gestoßen hatten, verriegelten sie dieselbe inwendig und überließen ihn sich selber.

Hier stand er nun einsam und ungewiß, ob das schauderhafte Ereigniß, mit allen seinen furchtbaren, ja gespensterähnlichen Umständen nicht ein Traum wäre, der ihn ängstigte. Als er aber die Binde von den Augen gerissen hatte, als er die hellerleuchtete

Kirche vor sich sah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er sich wohl von der Wirklichkeit der räthselhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, so viel möglich, zu erfahren, verbarg er sich in einem Winkel außerhalb der Kirche, an der entgegengesetzten Seite, und indem er hier lauschte, hörte er, wie das Gemurmel immer stärker ward. Es war, als entspönne sich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieterisch Stillschweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pause. Ein Schuß fiel, das Geschrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören. Darauf wieder eine Pause; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches fast eine Viertelstunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöscht, das Gemurmel erhob sich wieder, und die ganze Menge stürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob sich der alte Prediger und eilte nach seinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet war, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber so ruhig, still, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen bestimmt, war alles, was diesen einfachen Menschen entgegentrat, daß sie von einem ganz andern Entsetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall

die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem sie sich nach seinen vermeintlichen Phantasieen richten wollten, überredete er einige, sich mit Brecheisen und Schaufeln zu versehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indessen war die Nacht verschwunden, die Sonne zeigte sich schon, und als der Prediger mit seinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufstieg, erkannten sie ein Kriegsschiff unter vollen Segeln, welches sich vom Ufer entfernte und nach Norden hinsteuerte. Ein so überraschender Anblick in dieser einsamen Gegend machte die Begleiter schon zweifelhaft; aber noch geneigter waren sie, dem Greise Glauben beizumessen, als sie die Nebenthüre der Kirche gewaltsam erbrochen fanden. Voll Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem daraufgelegt war. Das Brecheisen ward angesetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Mit fast jugendlicher Ungeduld stieg der Greis selber mühsam in das Grab hinab, Andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das

prächtige Diadem war verschwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Brust gegangen. Die entstellenden Züge des tiefen Grams waren aus ihrem Antlitze verschwunden, ein himmlischer Friede hatte das schöne Gesicht verklärt, und wie ein Engel lag sie da. Der alte Greis stürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten, und stumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand sich verpflichtet, dieses Ereigniß dem Bischofe von Seeland, als seiner höchsten Behörde, ungesäumt und umständlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß sie still schwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und Keiner wagte etwas zu sprechen. Plötzlich erschien ein angesehener Mann aus der Hauptstadt, erkundigte sich genau nach Allem, ließ sich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillschweigen, forderte strenge, daß der Vorfall beständiges Geheimniß bleiben sollte, indem er jeden, der davon zu sprechen wagte, mit der härtesten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen schriftlichen Aufsatz, die Erzählung dieses Ereignisses, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderun-

gen nach Peter des Ersten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung stehen mag. Das tiefe Räthsel dieser schauderhaften That zu lösen, wird schwer, wo nicht unmöglich sein."

Als der Erzähler geendet, herrschte das tiefste Schweigen unter den Hörern. Alle schienen ergriffen von der unheimlichen räthselhaften Erzählung. Erst als Einige zur Lösung des Räthsels Muthmaßungen wagten, lös'te sich im Gespräch die dumpfe befangene Stimmung, und man ging von mitternächtigen Gespenster- und Räubergeschichten allmählig zu den lustigsten Schwänken über, wobei endlich die allgemeinste Heiterkeit Raum gewann. Keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die späte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man sich wehmüthig die Hände, und ein Jeder gedachte mit Schmerzen, wie schnell die genußvollen Stunden verschwunden waren.

Am andern Morgen standen die gepackten Wagen schon da, die ungeduldigen Pferde schnaubten, die Kutscher knallten mit den Peitschen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich die wichtigsten Sachen bis zuletzt aufgespart; man hatte sich noch so Vieles zu sagen, so manches Bedeutende zu verabreden, und als schon Alle in

dem Wagen saßen, der traurige Abschied vorüber war, hatte man hier einen Kasten, dort ein Packet vergessen; ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als schon wieder ein Halt dem vordersten Kutscher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schlosse zurückeilen, um einen Regenschirm zu suchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich schnell davoneilte. Die Wege waren nicht die besten; auf der Hinreise hatte man sich mit Wegweisern versehen, die man auf der Rückreise entbehren zu können glaubte. Die Kutscher nicht allein, auch die Herren bildeten sich viel auf ihren Ortssinn ein, daher entstand unterwegs öfters Streit; der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte sich schon bedeutend, als man sich dem südlichen Abhange des rauhen Riesengebirges näherte. Die Frauen fingen schon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landstraße sich spaltete. Der Kutscher war ungewiß, welchen Weg er wählen sollte, die Herren stiegen aus, um zu berathschlagen, als ein Reiter sich den Reisenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der sich so liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete diese Gegend genau zu kennen und rieth der Gesellschaft, den Weg rechts zu wählen.

Sie sehen, sagte er, dort einige Häuser, es sind die ersten von einem Gebirgsdorfe, welches sich sehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn Sie dieses erreicht haben, können Sie ohne Sorge sein. Schroffe Felsenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich; wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe sind, verbinden die östliche Gebirgskette mit der westlichen, und in zwei bis drei Stunden können Sie schon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg ist so gut, wie man ihn hier, wo keine große Landstraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, setzte er ironisch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Gesellschaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beschloß seinem Rathe zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abscheulich, die Wagen konnten nur langsam vorwärts, die Sonne sank, und als das Dorf zu Ende war, sah man nur die höchsten Bergspitzen röthlich erhellt, und die nächtliche Dunkelheit fing schon auf eine bedenkliche Weise an, sich in dem Thale zu zeigen. Langsam und vorsichtig fuhr man weiter, die Gesellschaft ward immer einsylbiger, die Frauen sahen furchtsam nach den starren Felsen, die auf beiden Seiten schroff in die Höhe stiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ sich sehen, die Wagen sanken in tiefe Löcher und

drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, desto ärger ward der Knüppeldamm, dessen queerliegende Balken, zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefsten Löcher hineinstießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchsten Gipfel. Die Räder schwankten, als wollten sie aus den Speichen fallen, die Axen knackten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde schnaubten, sprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgesammt ausgestiegen und suchten zu helfen, wie sie konnten. Die Damen saßen voll Schrecken, und nur die abwechselnden harten Stöße preßten hier und da einen ängstlichen Schrei aus, welcher das allgemeine Stillschweigen unterbrach. Aber mit Entsetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht bloß mit schlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwischen den düstern Tannen der Felsenwände schienen nächtliche, riesenhafte Gestalten zu schreiten; es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ sich hören, ein geisterhaftes Wimmern schallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geschrei. Die Kutscher wurden durch eine unsichtbare Gewalt von den Böcken gerissen, sie ließen

die Zügel fallen, die Pferde hoben sich wildschnaubend in die Höhe, blieben aber festgewurzelt, wie durch Geistergewalt gebannt, stehen. Die Herren zogen die Säbel, spannten die geladenen Pistolen, obgleich sie, von Entsetzen ergriffen, wohl fühlten, daß sie in der Gewalt der Berggeister wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieser Lage entdeckte man vor sich einen hellen Schein, ohne zu wissen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Scheine entgegen: das Thal und mit diesem der Weg bog sich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erstaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Palast. Er ging unerschrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflasterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln standen auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingange führte, und warf eine magische Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung; er erzählte diesem kurz die Verlegenheit der Gesellschaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum Vorschein, und an ihrer Spitze derselbe Fremde, der ihnen den Abend so angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe Sie erwartet, sagte er, aber Sie sind sehr spät angekommen. Wo ist die übrige Gesellschaft? In der Nähe antwortete

der junge Mann, aber in der peinlichsten Verlegenheit: die Räder sind lose, die Stangen gebrochen, die Stränge zerrissen, die Kutscher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er schämte sich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geistreichen Mann irgend etwas von den gespensterhaften Erscheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entstand auf seine Befehle die lebhafteste Bewegung. Bedienten mit Fackeln erschienen, und er selbst eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Gesellschaft in der traurigsten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob sie sich freuen oder entsetzen sollten, als sie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen sahen. Doch bald waren sie beruhigt, als sie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthselhaften Fremden, den sie voll Verwunderung hier wiedersahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutscher schienen aus einer Betäubung erwacht, richteten sich auf und setzten sich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beschädigten Wagen den Palast zu erreichen; schon wollten die Frauen aussteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zu-

rückzulegen. Als man aber eine sorgfältige Untersuchung anstellte, zeigte es sich, wie sehr man sich durch das Schrecken der Nacht getäuscht hatte. Die Räder saßen fest, die Riemen waren unverletzt, die Stangen, die man zusammengebunden hatte, waren völlig unbeschädigt. Rasch rollten die Kutschen, der Weg war völlig eben und breit; in fliegendem Galopp ging es durch das Portal, und die Wagen hielten still. An dem Haupteingange stand wieder der Fremde als Wirth und empfing seine Gäste, ohne daß man begreifen konnte, wie er in solcher Schnelligkeit zurückgekommen war. Die Gesellschaft befand sich in dem großen Vorsaale. Zwischen großen Säulen standen Statuen, zwei kolossale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den buntesten persischen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob sich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleandern, Pinien. Zwischen die Bäume drängten sich ungeheure Blumen, Malven, Rosen, Volkamerien, Tuberosen, Georginen, Melastomen, Hortensien, in wunderbarer Fülle. Eine Masse von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm; die Uebrigen folgten, stumm vor Erstaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man stieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren

geöffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmlische Töne ließen sich, wie aus weiter Ferne, hören. Die seltsame Nacht und jetzt die glänzenden Lichter, die überirdische Pracht, der Duft von tausend Blumen, die wundersame Musik hatte schon die Gemüther gefangen genommen, daß sie sich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf sie losstürmten, und wie uns im Traume das Seltsamste natürlich dünkt, so schien auch den Gästen nichts mehr räthselhaft. Fast ohne Erstaunen traten sie daher in den Saal hinein, dessen Größe und Höhe ihnen sonst unbegreiflich sein mußte. Das hohe Gewölbe schien mit Wolken und Kindern bemalt; aber wenn man hinsah, schienen die Wolken sich zu senken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten sich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweise; sie schienen sich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete Alles. Nach kurzer Zeit vereinigte sich das Ganze: das Licht leuchtete zauberisch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranze aus Wolken und Kindern, die lächelnd herunterblickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden sah man Säulen, bedeckt mit glänzenden Edelsteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des

großen Saals schien die gedeckte Tafel sich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tisch, sondern breite Bänke, mit weichen, prächtigen Polstern bedeckt, die einen Ueberzug von grünem Sammt hatten, der reich mit Gold besetzt war und von Edelsteinen strotzte. Von Ferne sahen sie einer reichen, mit Blumen bedeckten Wiese täuschend ähnlich. Man setzte sich. In der Mitte des Tisches sah man eine seltsame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen schienen aus dem Tische hervor zu wachsen, man blieb ungewiß, ob sie natürlich oder künstlich wären. Auf dem Tische fand man eben so viele Gedecke, als Gäste da waren, und einem Jeden reichte von der blumenreichen Mitte her ein hervorsprießender Zweig eine ihm bestimmte Blume. Der kühne Jüngling sah sich gegenüber Tausendschön; neben ihm saß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich herüber. Einer erkannte in seiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine gesprächige Dame das Gänsekraut, eine andere Löwenzahn. Der Herr von Emmerling und seine Frau saßen sich gegenüber, und aus der Mitte der Wiese drängte sich ein großer Haufen des feinsten Grases nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verschwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach

beiden Seiten der Tafel schien der Saal sich zu verlängern. An der einen Seite erschienen eine Menge Gestalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine seltsame Musik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekannten Instrumenten; auf der andern Seite entwickelte sich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten schwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten sich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber schnell berührten sie andere mit den Fußspitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigsten Stellungen. Die Kinder schienen aus den Wolken an der Decke herunter zu schweben, und liefen, wälzten sich, bald hier, bald da, und drängten sich zwischen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle.

Indessen genossen die Gäste das herrliche Mahl. Die schönsten Weine, wie sie gewünscht wurden, brachte die eilige, aufmerksame Dienerschaft. Ueber einem Jeden schwebte ein Strohhalm, man sah nicht, womit er befestigt war, er schien vielmehr frei in der Luft zu schweben. Die Diener belehrten die Gäste, daß sie nur unter die Halme ihre Gläser halten sollten, und sogleich strömte aus diesen Halmen das frischeste Gebirgswasser perlend in die Gläser. So verging die Zeit, man verlor sich in die seltsamsten Gespräche, wie die Umgebung sie zu fordern schien, dankte dem Wirth,

dessen Abwesenheit man jetzt erst gewahr wurde, und in die seligsten Träume verloren, hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergessen. Der Jüngling und sein Mädchen sahen sich zärtlich an: die wundersame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe spielte aus den Augen, bewegte die Züge des Gesichts, drängte sich wie die reife, im Verborgenen schwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen.

Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläser glühende Weine genossen hatte, ward aber immer verdrießlicher. Schon früher hatte er den wilden Gesprächen, die, wie in den tollsten Träumen, das Seltsamste als das Gewöhnlichste behandelten, zu steuern gesucht. „Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, sind in der deutschen Geschichte schon bekannt; in den alten Chroniken können Sie lesen, wie sich der Kaiser Friedrich der Zweite an diesem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernsthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen vorwarf.“ Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Gesellschaft von den Wundern, die sie umgaben, wie verzaubert sah, stand er polternd auf. Auch die Uebrigen erhoben sich, um die Seltsamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den fratzenhaften Gestalten der Musiker in einem Winkel einen riesenhaften Mann

wahrgenommen, mit einem langen, grauen Barte, einer ungeheuern, krummen Nase und brennenden Augen, von langen Augenbraunen düster beschattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emsig an einem Instrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und sah unbeweglich, starr, ernsthaft, fast mürrisch vor sich hin. Herr von Emmerling fühlte sich nach dieser finstern Gestalt unwiderstehlich hingezogen. Er näherte sich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der seltsamen Gestalt keine Antwort; er sah starr vor sich hin, indem er fort drehte, obgleich das Instrument, wie man jetzt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von sich gab. Mein Herr, sagte der Herr von Emmerling, verwechseln Sie mich nicht mit den übrigen Thoren, die sich an diesen Gaukelpossen ergötzen. Bald werden unsere Frauen sich auf die rollenden Kugeln stellen und die Männer ebenfalls. Es ist unerlaubt, unser freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorie und optische Täuschung vortrefflich zu unterhalten gesucht, aber das unbesonnene Volk scheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müssen uns Aufklärung verschaffen. Zeigen Sie doch die Maschinen, die Hohlspiegel, die Instrumente, denn obgleich ich Manches zu verstehen glaube, so ist mir doch Vieles noch räthselhaft. So sprach der Herr von Emmerling unabläßig, und als der alte Mann still

schwieg und ihn drohend ansah, suchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maschinerie versteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte stieß ihn zurück und sprach mit hohler Stimme:

Laß mich stehen,
Ich muß drehen,
Daß die Gestalten
Zusammen halten.
Siehst Du nicht die rauhen Hände?
Hörst Du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
Geister an das lose Dach. —
Laß mich stehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch diese Anrede des Alten wie betäubt; eine lange Zeit schwieg er still und schien ernsthaft nachzudenken. „Jetzt wird mir Alles klar, rief er auf einmal laut, es ist eine höchst merkwürdige magische Erscheinung, ein hoher Grad des Hellsehens hat sich bei der ganzen Gesellschaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiseurs in Berlin, München und Stuttgart in Verbindung, und habe dem Herrn Kieser in Jena Beiträge versprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umstand entgeht. Es ist in der That ein großes Glück, daß ich allein unter

allen diesen Träumenden der einzige sich Bewußte, daß ich völlig wach bin.“

Er nahm hierauf ein Taschenbuch heraus und fing an, alles, was der Gesellschaft, seit sie dieses wunderbare Haus betrat, begegnet war, sorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe stand, hatte mit Verwunderung diese Aeußerungen gehört. „Aber, mein theuerster Herr von Emmerling, sagte er, erinnern Sie sich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetischen Vision sind. Sind wir wirklich in einen magischen Zustand versetzt, dann ist alles, was um uns vorgeht, unser Traum; Sie aber, wenn Sie nicht träumen, sind ja nur ein Traumbild unserer Vision, Sie sind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anstellen, ein Phantasma über die Phantasie, deren Geschöpf es ist, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie Sie nicht läugnen können.“ Herr von Emmerling nieste. Prosit! sagte der Jüngling. Und Beide schwiegen eine Zeitlang.

„Wenn ich Alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, so findet hier etwas Seltenes statt; ich sehe als besonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es sonst den Beobachtern nur vergönnt ist, von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellsehens hinein zu sehen, — eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter.

Aber ich bitte Sie, ist es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetisches Banquet ist? Die Bäume auf den Treppen sind magnetisirt, die narkotischen Düfte der Blumen erhöhen den magnetischen Zustand, eiserne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiserne Stangen sehen Sie an den Wänden, und die wasserhaltigen, schwebenden Strohhalme sind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effekt zu erhöhen. Die Drehmaschine, die jener Magnetiseur in beständiger Bewegung erhält, ist ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander spielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unsere lobenswerthen Forschungen nicht, sprach er ferner, indem er sich dem Alten wieder näherte, von welchem er sich kurz vorher furchtsam entfernt hatte, denn wahrlich, die Geheimnisse Ihrer Drehmaschine müssen wir genau untersuchen."

Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltsam fort und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beständige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd sprach, die Geheimnisse der Maschine entwickelte und den Jüngling über die Natur der scheinbaren Bezauberung aufzuklären suchte. „Aber, mein Herr, sagte der Jüngling

Sie haben seit Kurzem seltsame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beständige Kopfbewegung, es kommt mir fast vor, als wenn Sie jeden Satz, den Sie entwickeln, durch einen Kopfstoß einleuchtender machen wollten. Bei Gott, Sie haben mich empfindlich gestoßen, die Lippen schwellen, das Gesicht verändert sich, es wachsen Ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das?“

„Ich habe, sagte Herr von Emmerling, sehr undeutlich und stotternd, eine Bemerkung gemacht, eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke.“ Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachsen, die Augen zurückgetreten, das ganze Gesicht behaart, die Hörner völlig heraus gewachsen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem diese Verwandlung geschah, ward die Musik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor sich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüstern und Kichern, wie von unsichtbaren Gestalten, ließ sich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Gespräche hatten die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft auf sich gezogen; sie verließ die Tanzenden, und versammelte sich spottend und lachend um den Verwandelten, der durch die seltsam=

sten Sprünge ergötzte, und bald hier, bald da sich durch Stöße zu rächen suchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuschlummern, als sie von der lärmenden Gesellschaft gestört ward und sich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu schildern, als sie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenstand des Gespöttes war. Sie schalt, schimpfte und fluchte dem Wirthe, der ihr ein boshafter Zauberer schien. Vergebens ward sie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geistes nicht gegen sich zu waffnen, sie brach in die heftigsten Verwünschungen aus und ruhte nicht eher, als bis sie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar sprang nun gemeinschaftlich. Aus den thierischen Gesichtern schienen sie sich zärtlich anzublicken, dann schlürften sie Wasser, welches, man wußte nicht, wie, in großen Gefäßen neben ihnen stand, umarmten sich springend und hüpfend, und sanken zuletzt hin, an den Plätzen, die ihnen am Tisch angewiesen waren, indem sie, wie es schien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für sie aus der Tafel hervor zu wachsen schien.

Eine bachantische Wuth hatte die ganze Gesellschaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, sprangen, schrieen, sangen untereinander, bis sie taumelnd und

besinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polster hinsanken und einschliefen.

Die Liebe, sagt man, sei mächtiger, als aller Zauber, sie selbst sei der größte. So stand der Jüngling ruhig neben seinem Mädchen, während die Uebrigen von der wildesten Wuth bewegt wurden, und als Alle hingesunken waren, schienen sie wie in der größten Einsamkeit nur für sich da zu sein. Da gestand der Jüngling seine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen sank in seine Arme.

Ein schneidender, schnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem seligen Rausch. Er kam aus der Maschine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düsterer, die Wände zogen sich sichtbar zurück. Die Musiker erschienen immer ferner, die Musik immer schwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder schienen sich in Nebel zu verlieren, ein Bach strömte rieselnd durch den Saal, das Dach öffnete sich, der sternenhelle Himmel blickte herein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, sanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der räthselhafte Fremde, von einem Bedienten begleitet, durch das Thal ritt. Auf dem Wege hielten die Wa-

gen, die Kutscher knallten mit den Peitschen. Neben der breiten Landstraße sah man eine schöne blumenreiche Wiese, von Felsen umgeben und durchschlängelt von einem lieblichen Bache. Im Grase lag eine Gesellschaft von Herren und Frauen im tiefsten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde stieg vom Pferde ab und ging auf die Gesellschaft zu. Wachen Sie auf, sagte er, es ist hoch am Tage und nicht gesund, im Grase zu schlafen, indem er zugleich die nächsten Herren schüttelte. Alle fingen an sich zu strecken, rieben sich die Augen und sahen vor sich hin. Blauer Enzian, sagte einer und sah diese Blume neben sich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänsekraut, lispelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere; schönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach Männertreu, sprach das liebe Mädchen, indem sie den Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tausendschön, erwiederte der Jüngling, und sah neben sich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach schienen sich die Schlafenden zu besinnen, richteten sich auf, sahen sich mit Verwunderung wechselseitig an, betrachteten mit stillschweigendem Erstaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen den Fremden, der schon zu Pferde saß, der Gesellschaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verschwand. Herr von Emmerling brach das Still=

schweigen zuerst. Das nasse Gras ist doch schädlich, ich bin durch und durch erkältet, sehen Sie, wie mir die Lippen geschwollen sind. — Die Uebrigen blickten ihn an und glaubten noch die Bocksphysiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiserkeit befallen, sprach die Frau, und die Gesellschaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und sein Mädchen waren die einzigen, die sich der selig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeschlossene Zauberwelt der Liebe schien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie sie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo sie und ihre Pferde wohl versorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erschien, der sie, nachdem sie angespannt hatten, hierher begleitete und verschwand.

Man setzte sich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und besonders Herr und Frau von Emmerling waren, sie wußten selbst nicht deutlich, warum, höchst verdrießlich. Als man aber aus dem rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen schlesischen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die schönsten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke still hielt, um zu frühstücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichste Stimmung versetzt.

Man gestand sich nun, daß der Fremde, der nächtliche Wirth, kein anderer, als der launenhafte Herr des Gebirgs sein könnte, die geschwollenen Lippen des Herrn von Emmerling und die Heiserkeit seiner Frau waren verschwunden, und sie selbst schienen die Foppereien der Nacht vergessen zu haben. Begierig griff Herr von Emmerling nach seinem Taschenbuche, um zu erfahren, was er, umfangen von den Zaubereien der Nacht, aufgezeichnet hatte, aber er fand fast ausgeblichene magische Charaktere, die er nicht zu enträthseln vermochte.

Wenn das Ehepaar sich der übeln, alle gesellige Fröhlichkeit störenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man versichert, die schwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiserkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem sie, nicht ohne Schrecken, diese Erfahrung einige Mal gemacht, verschwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreisen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen gesehen.

Der junge Mann ward wenige Monate später mit seiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der seligen Nacht, die in einer so seltsamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufschloß.

Tellkampf, Adolf, 1798-1869

Phantasus eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker

Hannover 1853